G
1
.T19

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Taschenbuch

zur Verbreitung

geographischer

Kenntnisse.

Eine Übersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde.

Herausgegeben

von

Johann Gottfried Sommer.

Für 1836.

(Vierzehnter Jahrgang.)

Mit 7 Stahl- und Kupfertafeln.

Prag,

J. G. Calve'sche Buchhandlung.

1836.

Digitized by Google

Digitized by Google

Compl. sets
Hiersem.
4-25-30
21747

Inhalt
des Jahrgangs 1836.

Seite.

Einleitung. Allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen I

I. Die Brittischen Niederlassungen in Guyana. Nach St. Clair 1

II. Die Inseln St. Helena und Ascension. Nach Foster und Webster 121

III. Altes und Neues in Schottland. Nach Ritchie 155

IV. Capitän Rofs's Aufenthalt im Felix-Hafen . 185

V. Das Volk der Pehuenchen in Süd-Amerika. Aus Pöppigs Reise 218

VI. Tunis. Nach Sir Grenville T. Temple . . . 243

Digitized by Google

Digitized by Google

Stahl- und Kupfertafeln.

I. *St. Michel.* (Ansicht in der Nähe. Aus Heath's Picturesque Annual, 1835. Nachtrag zum vorigen Jahrgange dieses Taschenbuches.)

II. *Ansicht des Flusses Demerara.* (Zu S. 108. Aus St. Clairs Reise.)

III. *Die Insel Ascension.* (Zu Seite 141. Aus Fosters Reise.)

IV. *Das Schloſs von Edinburg.* (Zu S. 167. Aus Heath's Picturesque Annual für 1835.)

V. *Die unteriraische Kapelle der Domkirche in Glasgow.* (Zu S. 183. Aus demselben Annual.)

VI. *North - Hendon.* (Zu S. 201. Aus Cap. Roſs's Reise.)

VII. *Pehuenchen.* (Zu S. 218. Aus Pöppigs Reise.)

Berichtigungen und Nachträge.

S. VI. — Cap. *Back* ist in den ersten Tagen des Septbr. 1835 nach London zurückgekommen. Ueber die letzten Ergebnisse seiner Reise wird der künftige Jahrgang berichten.

S. XV. Die Corvette *Recherche* ist am 13. Sept. nach Cherbourg zurückgekommen.

- XXXIV. Z. 1 v. o. statt *Tschirekesen* lese man *Tschirokesen*.
- XXXIX. - 9 v. u. - *Rokky* lese man *Rocky*.
- — - 3 - - - rechten - - linken.
- CXXI. - 3 - - - *Bartholomen* lese man *Bartolomeo*.
- CXXII. - 6 v. o. - *Furgo* lese man *Fuego*.
- CXXIV. Der Missionär *Wolff* hat sich am 1. Okt. in Falmouth eingeschifft, um nach *Timbuktu* zu gehen.
- CXXVI. Dr. *Honigberger* traf am 3. Okt. von einer Reise, die er nach London und Paris gemacht hatte, in *Prag* ein, um sich über Wien nach seiner Heimath zu begeben. Die Asiatische Gesellschaft in Paris hat ihn zu ihrem Mitgliede ernannt. Er wird jetzt die Beschreibung seiner asiatischen Reise, wahrscheinlich im Verlag einer Wiener Buchhandlung, herausgeben. Sie soll zu gleicher Zeit in teutscher, französischer und englischer Sprache erscheinen. Der erste Band, den eigentlichen Reisebericht enthaltend, dürfte im Mai 1836, der zweite aber, aus medicinischen und naturhistorischen Beilagen bestehend, im Sept. dess. J. ans Licht treten. Vorläufige Nachrich-

ten über seinen Aufenthalt in Asien, namentlich über seine Reise von *Deri Ghazi Khan* am Indus, nach *Kabul*, über die bei letzterer Stadt gemachten antiquarischen Entdeckungen, und über die Unfälle, welche ihm auf der Reise nach *Balkh* widerfuhren, enthält der Jahrgang 1834 des in Calcutta erscheinenden *Journal of the Asiatic Society*. Die Berichte aus Orenburg im Hamburger Corresp. und in der Berliner Vossischen Zeitung (Nov. 1834), aus welchen sie Berghausens Annalen mittheilen, sind von *Dr. Eversmann* und der Wahrheit getreu. Den *Kadphises* hat Hr. H. in Paris für 3000 Franks verkauft. Die übrigen Sammlungen sind von Gen. *Allard* mit nach Frankreich gebracht worden. Hr. H. trug in Prag noch orientalische Kleidung, hat sie aber, seitdem er in Wien angekommen, mit europäischer vertauscht.

S. 126 Z. 1 v. o. statt *Langwood* lese man *Longwood*.
- 203 - 8 - - - *Machengie* - - *Mackenzie*.
- 234 - 9 v. u. - *curtivia* - - *cortisia*.
- 241 - 7 - - - *Ankuco* - - *Antuco*.

Digitized by Google

ALLGEMEINE ÜBERSICHT

DER NEUESTEN REISEN UND GEOGRAPHISCHEN ENTDECKUNGEN.

(FORTSETZUNG UND ERGÄNZUNG ZUM VORIGEN JAHRGANGE.)

Während wir diese allgemeine Uebersicht beginnen, ist Cap. *Back*, der den Winter von 1833 auf 1834, wie sich die Leser aus dem vorigen Jahrgange unsers Taschenbuches S. XVIII. erinnern werden, in *Fort Reliance* am grofsen Sklaven-See zugebracht hat, wahrscheinlich seiner Heimath näher als dem ursprünglichen Ziele seiner Reise, zu dessen Erreichung er im J. 1833 abgeschickt worden war. Cap. *Back* hat aus diesem Winteraufenthalte unterm

29. April und 4. Mai 1834 Briefe nach England geschickt, worin er meldet, dafs er von der glücklichen Rückkehr des Cap. *Rofs* bereits Nachricht erhalten und die Aussicht habe, ungefähr im Juni dess. J. seine Reise fortsetzen zu können. Da es nicht mehr nöthig war, sagt die Londoner Literary Gazette, das Wrack der Fury aufzusuchen, so hat Cap. Back hauptsächlich die übrigen geographischen Zwecke seiner Reise ins Auge fassen können. *Fort Reliance* liegt etwa 200 (engl.) Meilen von dem Punkte entfernt, wohin er seinen mühevollen Weg über den in seinem Briefe bezeichneten ausgedehnten und wilden Landstrich hatte nehmen wollen. Die wahre Länge seines Weges aber wird von den zwischen liegenden Gewässern und von der Stelle abhängig gewesen seyn, wo er die Meeresküste erreicht haben dürfte. Die Mündung des Flusses *Thluitscho (Thloo-ee-cho)* war bis jetzt noch ein Räthsel und was für ein Gewässer der *Backs-River* sei, ebenfalls so gut als unbekannt. Vermuth-

Digitized by

lich werden die Reisenden irgendwo zwischen Franklins *Umkehrspitze (Point Turnagain)* und Rofs's westlichstem Punkte die Küste erreicht haben.

Den erwähnten Briefen zufolge hatte sich die ganze Reisegesellschaft den Winter über, trotz der selbst für jene Gegenden ungewöhnlichen Strenge desselben, wohl befunden. Nur der Eskimo-Dolmetscher *August*, den wir schon als Begleiter Franklins kennen gelernt haben, war gestorben. „Wir haben" — sagt Cap. *Back* — „in dieser mehr als sibirischen Einöde einen traurigen Winter zugebracht. Sogar die Thiere flohen uns und viele der unglücklichen Eingebornen starben Hungers. Auch die Fische, auf die ich gerechnet hatte, fehlten, und an Stellen, wo sie sonst im Ueberflusse waren, fingen wir nicht einen einzigen. Ueberhaupt liefs sich den ganzen Winter über nicht ein einziges lebendes Wesen blicken, einige Raben ausgenommen, deren Gekrächze uns aufschreckte, wenn sie über unsere Wohnungen hin flogen. Meine Leute

Digitized by Google

zerstreuten sich nach allen Seiten, um Lebensmittel zu suchen, und stehen, laut Bericht, auf ihren Zügen das härteste Ungemach aus. Sie können leicht denken, wie schwer es mir fällt, diese Männer einer Kälte ausgesetzt zu sehen, welche weit strenger ist, als wir jemals eine auf unsern frühern Expeditionen erlebten. Aller Sparsamkeit und Sorgfalt ungeachtet ist schon ein Theil der für die (weitere) Reise aufgehobnen Vorräthe verzehrt worden. Ein anderes Mifsgeschick ist, dafs wir bei allem Mangel an Lebensmitteln, unsere Boote und das Gepäck noch nahe an 100 Meilen weit über Felsen und Eis schleppen müssen, ehe wir freies Wasser erreichen werden. . . . Mein Tag ist folgendermafsen eingetheilt. Vor dem Frühstück lese ich ein Kapitel aus der Bibel, dann beschäftige ich mich mit meinen Beobachtungen, Studien, Zeichnungen u. s. w. Zugleich aber sehe ich nach, dafs Jeder seine Schuldigkeit thue, halte zwei Mal in der Woche Abends Schule und jeden Sonntag in französi-

Digitized by Google

scher und englischer Sprache Gottesdienst. Meine Guitarre ist gesprungen und giebt jämmerliche Mifstöne. Sie werden aber nicht darüber erstaunen, wenn ich Ihnen sage, dafs ich meine Hände täglich mit Fett bestreichen mufs, damit sie nicht ebenfalls aufspringen; denn die Trockenheit der Luft ist so grofs, dafs ihr nichts widerstehen kann.“

In einem Schreiben an *Sir John Franklin* vom 12. April sagt Cap. *Back*: „Unser Winter war so ungewöhnlich streng, dafs drei Thermometer im Durchschnitt um mehre Grade niedriger standen als jemals am Bären-See. Wild und Fische haben uns verlassen, wodurch Hungersnoth und selbst viele Todesfälle unter den Eingebornen entstanden sind. Meine eignen Leute befinden sich, Gott sei Dank! im Ganzen wohl, obschon sie oft drei, auch wohl vier Tage ohne irgend eine Nahrung zubringen mufsten. Mein Gefährte, Herr *Kiog*, und ich haben uns eine lange Zeit von einem halben Pfund Parmesan-Käse und etwas Mehl erhalten. . . .

Ungefähr um den 10. Julius hoffe ich an der Mündung des *Thluitscho* zu seyn, wo dann die Umstände bestimmen werden, ob ich ost- oder westwärts gehe. Die Magnetnadel ist fortwährend affizirt und so reizbar, dafs ich sah, wie sie sich bewegte, wenn ein kleiner, kraftloser Sonnenstrahl auf sie fiel. . . . In diesem Augenblick kommen zwei Indier und bringen mir 17 Stück Wildpret. Denken Sie sich meine Freude!"

Bei der am 18. Mai 1835 Statt gefundnen Jahresversammlung der Londoner Geographischen Gesellschaft wurde bekannt gemacht, dafs von Cap. *Back* keine neuern Nachrichten eingelaufen seien, dafs man aber deren im August oder September erwarte und seiner Rückkunft gegen Ende des Jahres entgegensehe. *)

Ueber die verhältnifsmäfsig geringe Wichtigkeit der von Cap. *Rofs* gemachten geographischen Entdeckungen haben

---

*) *Ausland* 1834, Nr. 317 und 349; 1835, Nr. 163.

wir uns schon im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuches, S. XV. geäussert. Neuere Urtheile in auswärtigen Blättern scheinen aber das Verdienst dieses Mannes fast mehr als billig schmälern zu wollen. Es ist allerdings nicht zu verkennen, dafs seine mathematischen und physikalischen Kenntnisse in vieler Hinsicht beschränkt gewesen seyn mögen. Schon Hr. v. *Humboldt* sagt in einem Schreiben an Prof. *Berghaus* in Berlin, vom 7. Juni 1834: „Mit Erstaunen liest man, dafs Cap. *Rofs* ganz ernsthaft einen 13 Fufs höhern Meeresstand, den er an der Westküste der Landenge (von Boothia Felix) *will* beobachtet haben, nicht Strömungen oder ungleichzeitigen Eintritten der Fluth, sondern der Rotation der Erde zuschreibt; eine mathematische Albernheit, die er schon bei seiner ersten Reise ans Licht gebracht hatte, um ungleiche Eisanhäufungen an der Ost- und Westküste der Baffins-Bay zu erklären!“ Uebrigens behauptet auch nur *Capitain* Rofs, der Oheim, dafs das Meer an beiden Seiten

der erwähnten Landenge eine verschiedene Höhe habe. Sein Neffe, der *Commander* Rofs, hat vor einem Ausschufs des englischen Unterhauses erklärt, dafs *ihm* nichts von einer solchen Verschiedenheit bekannt sei, und dafs ihm selbst die Mittel gefehlt hätten, eine solche Thatsache mit Genauigkeit zu erheben. Ueberhaupt hat es sich gezeigt, dafs beide, der Oheim und der Neffe, über sehr viele Punkte ganz verschiedner Meinung waren. So hat z. B. Ersterer vor dem erwähnten Ausschusse erklärt, dafs weitere Versuche zur Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt nicht blofs mit grofsen Gefahren verbunden, sondern dafs diese Durchfahrt selbst, wenn sie auch entdeckt werden sollte, durchaus von keinem Nutzen seyn würde. Commander Rofs dagegen, über denselben Punkt befragt, äufserte seine feste Ueberzeugung, dafs eine solche Durchfahrt vorhanden seyn müsse, sagte aber, dafs man über die daraus zu ziehenden Vortheile nichts Gewisses behaupten könne. Nur in besonders günstigen Jah-

reszeiten würde man ohne Schwierigkeit aus der Baffins-Bay nach der Behringsstrafse gelangen können. Die Gefahren dabei seien übrigens nicht von der Art, um von einem neuen Versuche abzuschrecken. Indessen benimmt diese Verschiedenheit der Ansichten beider Reisenden den von Cap. Rofs wirklich gemachten Entdeckungen nichts von ihrem Werthe. Cap. *Beechey* (unsern Lesern durch seine Reise nach der Behringsstrafse in den Jahren 1825 bis 1828 bekannt, *) hat am 22. Juni 1835 in der Versammlung der Geographischen Gesellschaft zu London einen Bericht über die Reise des Cap. Rofs erstattet und nicht nur mehre Ungenauigkeiten in der Erzählung selbst, sondern auch bedeutende Verschiedenheiten zwischen dem Texte und der Karte, nachgewiesen. Er behauptet, dafs Cap. Rofs seinen Entdeckungen einen gewissen Glanz habe verleihen wollen, indem er ver-

*) Man sehe den VI. und VII. Jahrgang dieses Taschenbuchs.

Digitized by Google

sichert, die Spanier *de Fuca* und *de Fonte* hätten schon vor 300 Jahren den Isthmus von Boothia entdeckt. Aber wenn es dem Cap. Rofs wirklich darum zu thun gewesen wäre, sich mit seinen Entdeckungen grofs zu machen, so würde er den Ruhm derselben gewifs mit keinem Andern theilen wollen, sondern diese Ehre für sich allein in Anspruch nehmen. *)

Wie Cap. Rofs und seine Gefährten, die man schon sämmtlich verloren glaubte, glücklich zurückgekehrt sind, so dürfen wir auch wohl an der Heimkehr des französischen Marine-Lieutenants *Julius* von *Blosseville* (s. den vor. Jahrg. S. XIX u. ff.) nicht verzweifeln, ungeachtet alle Nachforschungen in Betreff desselben bis jetzt vergeblich gewesen sind. Die Brigg *La Bordelaise*, welche die französische Regierung im Sommer 1834 abgeschickt hatte, um die

---

*) *Berghaus* Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde etc. Nr. 111. (Juni 1834.) S. 272 u. ff. *Ausland*, 1835, Nr. 208.

Lilloise aufzusuchen, war am 13. Sept. zurückgekommen, ohne von *Blosseville* eine Spur gefunden zu haben. Aus dem weitläuftigen Berichte, welchen der Capitain dieser Brigg, Lieut. *Dutaillis*, an den Kriegsminister erstattet hat,*) geht hervor, dafs französische Walfischfänger die Lilloise noch zwischen dem 4. und 25. Aug. 1834 in der Nähe der isländischen Küsten gesehen haben. *Dutaillis* glaubt nicht, dafs Blosseville sich wieder nach *Grönland* gewendet habe, sondern hält dafür, dafs er, bei dem schwachen Zustande seines Fahrzeuges, zu Grunde gegangen sei. Die französische Regierung hat seitdem für die Seefahrer aller Nationen, namentlich für die Walfischfänger, einen Preis ausgesetzt, um Nachrichten über das verloren gegangene Schiff zu erhalten. Bald nach der Rückkunft der Bordelaise erfuhr man aus Norwegen, dafs eine Kiste mit Seekarten vom Meere an den Strand ge-

*) *Nouv. Ann. d. Voy.* 1834, Septbr. S. 381 u. ff.

Digitized by Google

worfen worden sei, von welchen man glaubte, dafs sie der Lilloise gehört hätten. Diese Karten enthielten den Kanal von Brest bis Calais, das Meer um die Faröer, und die Küsten von Island. Auch war eine alte holländische Karte dabei, welche das Meer zwischen Island und Grönland darstellte. Einige Compafszeichen auf der Karte von Island schienen zu beweisen, dafs das Schiff von Norden her nach Island gekommen sei und sich an der Nordküste, östlich zwischen den Inseln *Grim* und *Oleigfiord* befunden habe. Da die Zeichen beim Eingange dieser Meerenge aufhörten, so liefs sich vermuthen, dafs das Schiff hier zu Grunde gegangen seyn möge. Die Karten sind alle mit dem Stempel des französischen General-Depots der Marine versehen. Da sie insgesammt nach Stockholm abgeliefert worden waren, so erhielt sie der dasige französische Gesandte, welcher sie nach *Paris* schickte. Hier sind sie nun sorgfältig untersucht worden; es hat sich aber er-

Digitized by Google

geben, dafs sie keineswegs der *Lilloise* angehört haben.*)

Unterdessen ging aus den letzten von *Blosseville* an seine Familie geschriebenen Briefen hervor, dafs er im August 1834 Willens gewesen, noch einmal nach *Grönland* zu gehen, bevor er die Rückreise nach Frankreich anträte. Da es doch wohl möglich ist, dafs er hier vom Eise eingeschlossen worden seyn und während des furchtbar strengen Winters von 1834 auf 1835 keine Verbindung mit der grönländischen Küste gehabt haben dürfte: so hat die französische Regierung im Frühling 1835 neuerdings die Corvette *Recherche*, unter dem Cap. *Trehouart* ausgeschickt, um in Island und Grönland wiederholte Nachforschungen und zugleich andere wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen. Aus den Briefen des dieser Expedition zugetheilten Naturforschers und Arztes *Gaymard*, welche derselbe von

---

*) *Ebendas.*, Oktbr., S. 101, und Nov., S. 254 u. ff.

Reykiavik, der Hauptstadt Islands, unterm 25. Mai 1835 nach Paris geschrieben hat, leuchtet einige Hoffnung hervor, etwas über das Schicksal der Lilloise zu erfahren. Ein Geistlicher, welcher in der Nähe des Golfes von Dyrafiord wohnt, soll im J. 1834 von einem holländischen Capitän gehört haben, dafs dieser im Busen von *Bredebught* (?Breidafiord?) ein versunkenes französisches Kriegsschiff gesehen habe. Der einstweilige Statthalter in Reykiavik, Hr. *Finsen* hatte dem Cap. Trehouart den Namen und den Wohnort dieses Geistlichen mitgetheilt und auch selbst deshalb an ihn geschrieben. Er bemerkte indessen, dafs wenn die *Lilloise* an die Küste von Island geworfen worden wäre, dieses Ereignifs ihm gewifs nicht unbekannt geblieben seyn würde, da die Küste des Busens von Bredebught an mehren Punkten bewohnt ist. Auch sind die kleinen Inseln dieses Busens so flach, dafs Niemand, ohne vom Hauptlande aus bemerkt zu werden, daselbst landen kann. Hätten sich die Schiffbrüchigen

auf einer Schaluppe retten können, so wäre es ihnen ein Leichtes gewesen, das Hauptland zu erreichen, indem die Küsten an dieser Seite der Insel niemals vom Eise ganz unzugänglich gemacht werden. Die *Recherche* war am 18. Mai von Reykiavik nach dem Golf von Bredebught unter Segel gegangen. *Gaymards* naturhistorische Sammlungen waren damals schon sehr ansehnlich. *)

Das Interesse an den *mexikanischen Alterthümern* steigert sich immer mehr, je weiter die Forschungen der sich damit beschäftigenden Gelehrten und Künstler in das Innere des seit drei Jahrhunderten verschlossen gewesenen Landes vordringen. Die Leser kennen das bisher Geleistete, besonders die Entdeckungen des Malers *Nebel*, aus den letzten Jahrgängen unsers Taschenbuches. Er giebt jetzt die Früchte seiner mühevollen Arbeiten in einem eignen Werke heraus, welches zu Paris unter dem Titel erscheint: „*Voyage archéologique*

*) *Ebendas.*, 1835, Juni, S. 386 u. ff.

Digitized by Google

et pittoresque dans la partie la plus intéressante du Mexique.“ Hr. *Alexander v. Humboldt*, der sich schon längst durch seine „Ansichten der Cordilleren und Monumente der Urvölker des neuen Continents“ als einen spruchfähigen Richter in dieser Angelegenheit bewährt hat, erklärt in einem Artikel der „Berghausschen Annalen“ (Nr. 118 und 119, oder 1835 Januar und Februar, S. 321 u. ff.), dafs man von diesem Unternehmen des deutschen Künstlers in archäologischer und pittoresker Hinsicht das Ausgezeichnetste erwarten dürfe.

Auch der Reisende *Waldeck* hat im Sommer 1834 Nachrichten von sich gegeben. Er schreibt unter Anderm: „In den Gebirgen, welche die Westseite von *Yucatan*, südlich von *Campeche*, begränzen, 17 Legoas von Letzterm entfernt, fand ich einen grofsen Palast, der noch ziemlich wohl erhalten war, denn seit Jahrhunderten hat kein Mensch einen Fufs darein gesetzt. Er ist so dicht mit Bäumen umgeben, als der von *Palenque* (eigentlich *Culhuacan*), und ehe diese

Mongolen, Tataren, Kalmücken, Kirgisen, Baschkiren, Nogaier, Usbeken, Turkmanen. Und alle sind sie Nomaden, Hirtenvölker, die ihre Heerden von Weide zu Weide treiben, und in Filzzelten wohnen. Ihre Religion ist verschieden und Mischungen derselben. Einige sind Buddhisten, andere Muhamedaner, andere Schamanen, andere Christen, andere Juden, andere Fetischdiener und Heiden. Wo sie in Städten wohnen, da sind sie Handwerker, Kaufleute, Gelehrte, Priester, Aerzte, Künstler, Sänger, Tänzer, Gaukler, Possenreisser, Bettler, Räuber, Diebe, Mörder, Henker, Sklaven, Sklavenhändler, Sklavenhalter, Sklavenbesitzer, Sklavenbesitzerinnen, Sklavenmädchen, Sklavenjungen, Sklavenkinder, Sklavenmütter, Sklavenväter, Sklavenbrüder, Sklavenschwestern, Sklavenonkel, Sklavenbasen, Sklavenvettern, Sklavenmuhmen, Sklavenneffen, Sklavennichten, Sklavenschwäger, Sklavenschwägerinnen, Sklavenschwiegersöhne, Sklavenschwiegertöchter, Sklavenschwiegermütter, Sklavenschwiegerväter, Sklavenstiefväter, Sklavenstiefmütter, Sklavenstiefsöhne, Sklavenstieftöchter, Sklavenstiefbrüder, Sklavenstiefschwestern, Sklavenadoptivväter, Sklavenadoptivmütter, Sklavenadoptivsöhne, Sklavenadoptivtöchter, Sklavenadoptivbrüder, Sklavenadoptivschwestern, Sklavenpflegeväter, Sklavenpflegemütter, Sklavenpflegesöhne, Sklavenpflegetöchter, Sklavenpflegebrüder, Sklavenpflegeschwestern, Sklavenmilchväter, Sklavenmilchmütter, Sklavenmilchsöhne, Sklavenmilchtöchter, Sklavenmilchbrüder, Sklavenmilchschwestern, Sklavenfreunde, Sklavenfreundinnen, Sklavenfeinde, Sklavenfeindinnen, Sklavenbekannte, Sklavenbekanntinnen, Sklavenverwandte, Sklavenverwandtinnen, Sklavenfremde, Sklavenfremdinnen, Sklavenmenschen, Sklavenmenschinnen, Sklaventhiere, Sklaventhierinnen, Sklavenpflanzen, Sklavenpflanzinnen, Sklavenmineralien, Sklavenmineralinnen, Sklavenelemente, Sklavenelementinnen, Sklavenkräfte, Sklavenkräftinnen, Sklavenstoffe, Sklavenstoffinnen, Sklavenformen, Sklavenforminnen, Sklavenideen, Sklavenideinnen, Sklavenwesen, Sklavenwesinnen, Sklavenseelen, Sklavenseelinnen, Sklavengeister, Sklavengeistinnen, Sklavenengel, Sklavenengelinnen, Sklaventeufel, Sklaventeufelinnen, Sklavenhimmel, Sklavenhimmelinnen, Sklavenhölle, Sklavenhöllinnen, Sklavenewigkeiten, Sklavenewigkeitinnen, Sklavenzeiten, Sklavenzeitinnen, Sklavenräume, Sklavenräumeinnen, Sklavenunendlichkeiten, Sklavenunendlichkeitinnen, Sklavenabsolutheiten, Sklavenabsolutheitinnen, Sklavenrelativitäten, Sklavenrelativitätinnen, Sklavenmöglichkeiten, Sklavenmöglichkeitinnen, Sklavenwirklichkeiten, Sklavenwirklichkeitinnen, Sklavennothwendigkeiten, Sklavennothwendigkeitinnen, Sklavenzufälligkeiten, Sklavenzufälligkeitinnen, Sklavenfreiheiten, Sklavenfreiheitinnen, Sklavenunfreiheiten, Sklavenunfreiheitinnen, Sklavenbewegungen, Sklavenbewegungsinnen, Sklavenruhen, Sklavenruheinnen, Sklavenmaterien, Sklavenmaterieinnen, Sklavenimponderabilien, Sklavenimponderabilinnen, Sklavenponderabilien, Sklavenponderabilinnen, Sklavenäther, Sklavenätherinnen, Sklavenlicht, Sklavenlichtinnen, Sklavenwärme, Sklavenwärmeinnen, Sklavenelektricität, Sklavenelektricitätinnen, Sklavenmagnetismus, Sklavenmagnetismusinnen, Sklavenchemismus, Sklavenchemismusinnen, Sklavenmechanismus, Sklavenmechanismusinnen, Sklavenorganismus, Sklavenorganismusinnen, Sklavenanorganismus, Sklavenanorganismusinnen, Sklavenleben, Sklavenlebeninnen, Sklavenbewusstsein, Sklavenbewusstseininnen, Sklavenunbewusstsein, Sklavenunbewusstseininnen, Sklavenselbstbewusstsein, Sklavenselbstbewusstseininnen, Sklavenvernunft, Sklavenvernunftinnen, Sklavenverstand, Sklavenverstandinnen, Sklavenwahrnehmungen, Sklavenwahrnehmungsinnen, Sklavenanschauungen, Sklavenanschauungsinnen, Sklavenempfindungen, Sklavenempfindungsinnen, Sklavenbegierden, Sklavenbegierdeinnen, Sklavenleidenschaften, Sklavenleidenschaftinnen, Sklavenneigungen, Sklavenneigungsinnen, Sklavenwollüste, Sklavenwollüstinnen, Sklavenlüste, Sklavenlüstinnen, Sklavenbegehrungen, Sklavenbegehrungsinnen, Sklavenwünsche, Sklavenwünscheinnen, Sklavenwillen, Sklavenwilleninnen, Sklavenhandlungen, Sklavenhandlungsinnen, Sklaventhaten, Sklaventhateinnen, Sklavenunthaten, Sklavenunthateinnen, Sklavenverbrechen, Sklavenverbrecherinnen, Sklavenlaster, Sklavenlasterinnen, Sklavenschuld, Sklavenschuldinnen, Sklavenunschuld, Sklavenunschuldinnen, Sklavenverdienste, Sklavenverdienstinnen, Sklavenunverdienste, Sklavenunverdienstinnen, Sklavenbelohnungen, Sklavenbelohnungsinnen, Sklavenstrafen, Sklavenstrafeinnen, Sklavenbegnadigungen, Sklavenbegnadigungsinnen, Sklavenverdammungen, Sklavenverdammungsinnen, Sklavenseligkeiten, Sklavenseligkeitinnen, Sklavenunseligkeiten, Sklavenunseligkeitinnen, Sklavenfreuden, Sklavenfreudeinnen, Sklavenleiden, Sklavenleideinnen, Sklavenlust, Sklavenlustinnen, Sklavenunlust, Sklavenunlustinnen, Sklavenzustände, Sklavenzustandinnen, Sklavenveränderungen, Sklavenveränderungsinnen, Sklavenbewegungen, Sklavenbewegungsinnen, Sklavenruhen, Sklavenruheinnen, Sklavenmaterien, Sklavenmaterieinnen, Sklavenimponderabilien, Sklavenimponderabilinnen, Sklavenponderabilien, Sklavenponderabilinnen, Sklavenäther, Sklavenätherinnen, Sklavenlicht, Sklavenlichtinnen, Sklavenwärme, Sklavenwärmeinnen, Sklavenelektricität, Sklavenelektricitätinnen, Sklavenmagnetismus, Sklavenmagnetismusinnen, Sklavenchemismus, Sklavenchemismusinnen, Sklavenmechanismus, Sklavenmechanismusinnen, Sklavenorganismus, Sklavenorganismusinnen, Sklavenanorganismus, Sklavenanorganismusinnen, Sklavenleben, Sklavenlebeninnen, Sklavenbewusstsein, Sklavenbewusstseininnen, Sklavenunbewusstsein, Sklavenunbewusstseininnen, Sklavenselbstbewusstsein, Sklavenselbstbewusstseininnen, Sklavenvernunft, Sklavenvernunftinnen, Sklavenverstand, Sklavenverstandinnen, Sklavenwahrnehmungen, Sklavenwahrnehmungsinnen, Sklavenanschauungen, Sklavenanschauungsinnen, Sklavenempfindungen, Sklavenempfindungsinnen, Sklavenbegierden, Sklavenbegierdeinnen, Sklavenleidenschaften, Sklavenleidenschaftinnen, Sklavenneigungen, Sklavenneigungsinnen, Sklavenwollüste, Sklavenwollüstinnen, Sklavenlüste, Sklavenlüstinnen, Sklavenbegehrungen, Sklavenbegehrungsinnen, Sklavenwünsche, Sklavenwünscheinnen, Sklavenwillen, Sklavenwilleninnen, Sklavenhandlungen, Sklavenhandlungsinnen, Sklaventhaten, Sklaventhateinnen, Sklavenunthaten, Sklavenunthateinnen, Sklavenverbrechen, Sklavenverbrecherinnen, Sklavenlaster, Sklavenlasterinnen, Sklavenschuld, Sklavenschuldinnen, Sklavenunschuld, Sklavenunschuldinnen, Sklavenverdienste, Sklavenverdienstinnen, Sklavenunverdienste, Sklavenunverdienstinnen, Sklavenbelohnungen, Sklavenbelohnungsinnen, Sklavenstrafen, Sklavenstrafeinnen, Sklavenbegnadigungen, Sklavenbegnadigungsinnen, Sklavenverdammungen, Sklavenverdammungsinnen, Sklavenseligkeiten, Sklavenseligkeitinnen, Sklavenunseligkeiten, Sklavenunseligkeitinnen, Sklavenfreuden, Sklavenfreudeinnen, Sklavenleiden, Sklavenleideinnen, Sklavenlust, Sklavenlustinnen, Sklavenunlust, Sklavenunlustinnen, Sklavenzustände, Sklavenzustandinnen, Sklavenveränderungen, Sklavenveränderungsinnen.

noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, die Stadt *Mayapan* zu finden, weifs aber noch nicht, wann ich alle meine Pläne werde ausführen können.“

Die *Geographische Gesellschaft* zu *Paris* hat vor Kurzem eine goldne Medaille von 2400 Franken an Werth als Preis ausgesetzt für denjenigen Reisenden, der von den *Ruinen* von *Palenque* eine genauere und vollständigere Beschreibung liefert, als die ältere vom Capitain *Antonio del Rio* herausgegebene.*) Es wird dabei verlangt, dafs nicht nur Abbildungen der Ruinen, sondern auch topographische Karten der Umgegend entworfen werden sollen; auch soll eine Vergleichung mit den verschiednen Ueberresten des Alterthums gegen Yucatan hin angestellt werden. Ueberhaupt wird, nach den Foderungen zu schliefsen, ein Werk erwartet, das sämmtliche *toltekische* Alterthümer und die Geschichte der Tolteken umfafst.

---

*) Man sehe im III. Jahrgang (1825), S. 225, den Aufsatz: *Ueberreste der altamerikanischen Stadt Huehuetlapallan.*

Digitized by

Es ist höchst anziehend, sich den historischen Vermuthungen hinzugeben, auf welche die merkwürdigen mexikanischen Alterthümer jeden, der sich für die Geschichte der Menschheit interessirt, nothwendig führen müssen Es überrascht, in der seit 300 Jahren so genannten *neuen* Welt Spuren zu finden, die es wahrscheinlich machen, dafs sie vielleicht eben so viel Jahrtausende, wo nicht noch mehr zählt, als die mit dem Namen der *Alten* Welt belegte. Wie weit sich die Einbildungskraft in dergleichen Forschungen versteigen kann, beweist ein aus *Copan* (im Staate Honduras des Mittelamerikanischen Bundesstaates) unterm 19. Juni 1834 an die Londoner Literary Gazette eingeschicktes Schreiben des mexicanischen Obersten *Don Juan Galindo*, correspondirenden Mitgliedes der Londoner Geographischen Gesellschaft. Er traf im April zu Copan ein und stellte über Alles, was mit der Geschichte und den noch vorhandnen Ueberresten dieser Stadt zusammenhangt, die genauesten Untersu-

chungen an. Sie ist seit der Verwüstung durch die ersten spanischen Eroberer im J. 1530 ein kleiner unbedeutender Flekken geblieben, aber die Alterthümer in ihrer Nähe sind vom höchsten Interesse und hätten schon damals die Aufmerksamkeit der Spanier erregen müssen, wenn diese nicht einzig und allein auf Gold und Raub erpicht gewesen wären. Folgendes ist Einiges von den Betrachtungen, denen sich *Don Galindo* hingiebt. „Wahrscheinlich ist die *weifse* Rasse des Menschengeschlechts erst in verhältnifsmäfsig neuer Zeit aus den Gegenden des Kaukasus hervorgebrochen, hat *Europa* überschwemmt, sich über *Amerika* ausgebreitet, und greift jetzt mit der Kraft der Jugend und des Talents *Asien* und *Afrika* an. Die *indianische* Rasse (von Amerika) dagegen ist, nachdem sie die Perioden der Jugend, Mannheit und selbst des Verfalls durchlaufen, endlich zu einem entnervten Alter gelangt. . . . Sie ist in den letzten Jahrhunderten ihres Daseyns und mufs bald von der Erde verschwinden. Macht und

Civilisation ziehen westwärts. China (die Chinesen), das älteste und östlichste Volk der Halbkugel jenseits des stillen Meeres, steht dem Tode nah und geräth vielleicht bald in Abhängigkeit von einer entfernten westlichen Insel (!). Die indianische Rasse, die Vorläuferinn der chinesischen Civilisation, ist noch mehr als die Chinesen in einem hohen, der Regeneration unfähigen Alter..... Der ursprünglichen Civilisation Amerikas müssen wir ein unbestimmt hohes Alterthum zuschreiben, und aus dieser Epoche ist freilich kein Denkmahl mehr übrig. Die Vernichtung derselben kann man einer Erderschütterung, der Pest, dem Hunger, dem Einbruch von Barbaren, vielleicht auch einem Sklavenaufstand zuschreiben. Colonien, oder auch die Ueberreste dieses ehemals aufgeklärten Volks gingen nach den östlichen Küsten von Asien hinüber und begannen die Civilisation von Japan und China. Rohe Finsternifs breitete sich nunmehr über Amerika aus, bis etwa ein Jahrhundert nach der Zerstörung des Römerreichs

durch die nördlichen Barbaren die *Tolteken* im Norden unsers Landes erschienen und eine gewisse Civilisation mit sich brachten, wahrscheinlich aus den von den ursprünglichen Amerikanern auf ihrer Auswanderung gegen Nordwesten zurückgelassenen Spuren abgeleitet. Die Tolteken gründeten in *Mexico* ein Reich und schickten Colonien bis in die Nähe von *Central-Amerika*, während die Inkas in *Peru* gleichfalls versuchten, die alte Civilisation dieser Hemisphäre wieder ins Leben zu rufen. *Copan* war eine Colonie der Tolteken. Die Ureinwohner reden noch die Chorti-Sprache, ein Gemisch des Toltekischen mit einem noch ältern Dialekte..... Bei der Vergleichung der Ruinen (von *Copan)* mit denen von *Palenque* fiel mir die grofse Aehnlichkeit auf, die auf einen gemeinsamen *toltekischen* Ursprung hindeutet; dennoch unterscheiden sie sich in einigen wesentlichen Punkten. *Palenque* war verlassen und sein Andenken schon vor der Eroberung fast verwischt, während die Spanier *Copan* bewohnt und

Digitized by Google

auf dem Gipfel seiner Civilisation fanden; gleichwohl sind die Gebäude und Denkmähler von *Palenque* wegen ihres vorzüglichern Baues besser erhalten. In *Copan* steht kein Haus mehr, in *Palenque* noch viele; hier sind die Steine nicht über zwei Zoll dick, dort in Blöcke gehauen; hier bestehen die Dächer aus Steinen in geneigter Fläche, dort liegen sie stets wagrecht. In Palenque sind die menschlichen Figuren vollkommener und stehen meist im Profil, hier stets im Vollgesicht. Ich sah keine Obelisken oder mit Skulpturen bedeckte Tafeln in Palenque. Runde Steine finden sich in beiden Orten von verschiedner Gröfse; einige wie Mühlsteine mit einem Loch in der Mitte, andere ohne ein Loch, ohne Inschrift oder Zeichen, aus denen man ihren Gebrauch errathen könnte. Die Schriftzeichen oder Hieroglyphen, welche phonetisch (Sprachlaute bezeichnend) sind, gleichen sich in beiden Städten sehr, sind stets auf viereckige oder beinahe viereckige Tafeln geschrie-

ben, und enthalten Gesichter, Hände und andere ähnliche Zeichen.“ *) .....

Hr. von *Humboldt* äufsert sich über die ältere Geschichte Amerikas, auf welche die merkwürdigen Ruinen hindeuten, in folgender Weise; „In der Neuen Welt hat sich der Strom der Völker von Nordwest gegen Süden bewegt. Man verfolgt diesen Strom von dem See *Timpanogos* und von den *Casas Grandes* am *Rio Gila*, bis zur *Laguna de Nicaragua* hin. Die *Tolteken* erscheinen im siebenten, die *Azteken* im eilften Jahrhunderte in Anahuac. Ob ein Nebenzweig des Toltekischen Hauptstammes gegen Osten zog und dort, in der obern *Louisiana*, zwischen dem Ohio und den grofsen Canadischen Seen (Breite 39° bis 44°) jene polygonischen Umwallungen und konischen Grabhügel aufführte, die noch jetzt um so mehr in Erstaunen setzen, als sie Skelette einer sehr kleinen Menschenrasse enthalten, bleibt überaus zweifelhaft. Die

*) *Ausland*, 1835, Nr. 218.

gegenseitige Abhängigkeit mehrer Centralpunkte aufkeimender Civilisation sind in Amerika, wie in Inner-Asien, schwer zu bestimmen.“ *) . . . . .

Ueber die Schicksale des Landschaftsmalers *Rugendas* aus Augsburg, der sich, wie wir aus den Jahrgängen 1833, S. XXXIII und 1834, S. CII. wissen, ebenfalls nach Mexiko begeben hat, sind unterm 16. August 1834 von dort Nachrichten eingelaufen. Er war auf eine lächerliche Anklage der Yorkinos-Loge in Mexico ins Gefängnifs geworfen worden und sollte wegen angeblicher aristokratischen Verbindungen gerichtet werden. Er blieb fünf Monate in diesem Gefängnisse. Die Cholera wüthete eine Zeit lang darin und eine Menge der Gefangnen erlagen; auch *Rugendas* wurde von der Krankheit befallen, aber seine starke Gesundheit rettete ihn. Er wurde endlich, da seine völlige Unschuld anerkannt war, losgesprochen. Allein seine Feinde fuhren fort ihn zu beun-

*) *Berghaus Annalen*, a. a. O. S. 323.

Digitized by Google

ruhigen und bewirkten endlich seine Vertreibung. Man wollte, dafs er sich in einem der atlantischen Häfen einschiffe, was jedoch seine übrigen Reisepläne in Süd-Amerika vereitelt hätte. Er entschlofs sich daher, nach der Küste der Südsee zu gehen, und sich wo möglich in *Acapulco* auf einer dort liegenden englischen Kriegs-Corvette einzuschiffen. Unterwegs besuchte er noch einige Vulkane, die er bei seinen frühern Wanderungen nicht gesehen hatte. Die Regierung verfolgte ihn mit Befehlen an die Behörden, ihn nach Mexico zurückzuschicken, allein in diesen unruhigen Zeiten ist ihr Ansehen in den entlegnern Provinzen nicht grofs, während *Rugendas* viele Freunde besafs, die ihm weiter halfen. Zwar konnte er *Acapulco* nicht erreichen, aber in dem Seehafen *Porto de Natividad* fand er das Schiff eines Teutschen, welcher Handel mit Californien treibt, und ihn nach *Guayaquil*, in der Republik Ecuador, brachte, von wo seine letzten Briefe datirt sind. Er hat sich vorge-

Digitized by

nommen, zuerst nach *Quito* zu gehen, dann durch *Peru* nach *Chili*, und von da über die Cordilleren nach *Rio Janeiro*. . . . . Er hat aus Mexico eine sehr grofse Sammlung von botanischen und Landschaftszeichnungen, so wie von Alterthümern mitgenommen, und seine neuen Reisen werden ihm wieder Ausbeute geben. *)

Die *Vereinigten Staaten* von *Nord-Amerika* sind fortwährend ein Gegenstand sorgfältiger Forschungen nicht blofs von Einheimischen, sondern auch von europäischen Reisenden. Der Strom teutscher Auswanderer nach diesen Staaten schwillt von Jahr zu Jahr immer mehr an, und man rechnet, dafs allein im J. 1834 wenigstens 20,000 Würtemberger, Badner, Hessen etc. dahin gegangen sind. Es ist bekannt, wie bitter sich so viele der frühern Auswanderer in ihren Hoffnungen getäuscht gefunden haben. Ein grofser Theil derselben kennt von jenen Staaten wenig

*) *Ausland*, 1834, Nr. 305.

mehr als den Namen, und sehr viele Reisebeschreibungen, worin Belehrung gesucht wird, sind das Werk der gröfsten Befangenheit und Partheilichkeit. Als eine Ausnahme davon wird ein im J. 1834 zu Baltimore erschienenes Werk gerühmt, welches ein schon früher durch gehaltreiche Aufsätze über Nord-Amerika bekannter Teutscher, *Tr. Bromme*, unter dem Titel: „*Reisen durch die Vereinigten Staaten und Ober-Canada*, I. und II. Band" herausgegeben hat. Es empfiehlt sich nicht blofs als eine Beschreibung der vom Verf. gemachten Reisen, sondern auch als eine möglichst vollständige Geographie und Statistik der Vereinigten Staaten, und es ist zu wünschen, dafs der III. Band, welcher die südlichen und westlichen Staaten nebst Ober-Canada enthalten soll, bald nachfolgen möge. *)

Mancherlei Nachrichten über die Ver-

*) Einen ausführlichen Bericht findet man in *Berghaus Annalen*, 1835, Nr. 118 u. 119, S. 374 bis 383.

Digitized by Google

einigten Staaten hat im Verlaufe des J. 1835 die Zeitschrift *Ausland* geliefert. So enthalten insbesondere die Nr. 82 bis 88 Bemerkungen aus den „*Briefen eines Ausgewanderten*“ über *New-York*, *Albany* und *St. Louis* am Missouri; ferner Nr. 95 und 96 Briefe aus *Pittsburg*, und Nr. 211 und 212 Briefe über *Cincinnati*. Ein Privatschreiben aus Neu-Orleans, in Nr. 119, äufsert sich über einige Verhältnisse der Landbebauer im *Mississippi*-Thale. In Nr. 72 bis 79 finden wir einen Auszug aus dem zu Boston herausgekommenen Werke: *Erinnerungen aus dem Mississippi-Thale*; von *Timotheus Flint*. Besonders wichtig aber ist unter der Aufschrift: *Schattenseite der Vereinigten Staaten* eine Uebersicht des vor Kurzem in Berlin erschienenen, aus dem Französischen übersetzten Werkes: „Briefe über die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, geschrieben in den Jahren 1832 und 1833.“

Eben so unterhaltend als belehrend sind die Nachrichten über *Mexico*, wel-

Digitized by Google

che die genannte Zeitschrift unter der Rubrik: *Mexicanisches Allerlei* in den Jahrgängen 1834 und 1835 mittheilt.

Vom Prinzen *Maximilian* von *Neuwied*, dessen Rückkehr nach seiner Heimath wir schon im vorigen Jahrgange, S. XXII. gemeldet haben, ist nachträglich in der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften, am 23. Febr. 1835, ein Schreiben vorgelesen worden, welches derselbe im Dezbr. 1833 an *Auguste de St. Hilaire* zu Paris gerichtet hat. Es ist aus dem Fort *Clarke* am obern Missouri datirt und beschreibt die Reise des Prinzen von *St. Louis* (10. April) den Missouri aufwärts bis zum *Fort Mackenzie*, wo er am 9. Aug. eintraf. Auf sein Vorhaben, bis zu den Fällen des Missouri hinauf zu gehen, wozu er sich ein eignes 25 Fufs langes Boot von Baumrinde hatte machen lassen, mufste er verzichten, da zwischen den *Schwarzfüfslern* und den *Assiniboinen* eine Fehde ausgebrochen war und die Erstern sich gegen die Weifsen, welche für die Letztern Parthei genom-

men hatten, sehr feindselig bezeigten. Er ging daher den Missouri wieder hinab bis zum Fort Clarke, wo er den Winter zuzubringen gedachte. *) Am Schlusse des Briefes ist von dem Schaden die Rede, welchen die Sammlungen des Prinzen gelitten haben. Sie sollen beinahe so gut als verloren seyn. **)

Die Regierung der Vereinigten Staaten selbst ist fortwährend thätig, das Innere des weiten Landes immer genauer erforschen zu lassen. Ein nicht unwichtiger Beitrag zur Erweiterung unserer Kenntnisse desselben ist die zu New-York erschienene Beschreibung der Expedition, welche im J. 1832 unter der Leitung des Hrn. *Henry Schoolcraft* nach den Quellengegenden des *Mississippi* unternommen worden ist.***)

---

*) *Nouv. Annal.* etc., 1835, April, S. 122 u. ff.

**) *Ausland*, 1835, Nr. 93.

***) *Narrative of an Expedition through the Upper Mississipi to Itasca Lake* etc. 1832. Under the direction of *Henry R. Schoolcraft*. New York, 1834.

Dieser Reisende hatte schon im J. 1820 den amerikanischen General *Cafs* auf einer Expedition zur Erforschung der Mississippi-Quellen begleitet, deren Ergebnisse wir bereits im III. Jahrgange unsres Taschenbuches (1825) S. 185 u. ff. bekannt gemacht haben. Es wurde damals angenommen, dafs der *Rothe Ceder-See* (welcher seitdem den Namen *Cafs-See* erhalten hat) die Hauptquelle des Mississippi sei. Die erwähnte neueste Reise hat indefs gezeigt, dafs diese Ehre dem *Itasca-See* (dem *Lac la Biche* der Franzosen) gebührt, welcher nach der der Reisebeschreibung beigefügten, leider etwas oberflächlichen Karte unter 47° und einigen Minuten Breite und beinahe 96° westl. Länge (von Greenwich) liegt. Seine Entfernung vom Mexicanischen Busen wird von *Schoolcraft* zu 3160 (engl.) Meilen und die Höhe über dem Meeresspiegel zu 1500 (engl.) Fufs angegeben. Da derselbe Verf. dem Cafs-See eine Höhe von 1330 F. zuschreibt, so würde der Itasca-See noch um 170 F. höher lie-

gen. Aufser diesen geographischen Zwekken hatte Schoolcrafts Reise auch die Bestimmung, den Streitigkeiten zwischen den *Tschippewäern* und *Siuks*, den vornehmsten Völkern jenes Landstriches, ein Ende zu machen, sich über den Zustand des Handels genaue Kenntnifs zu verschaffen und unter den Indiern die Kuhpocken-Impfung so viel als möglich zu verbreiten. *)

Schoolcraft schätzt die Stärke der Tschippewäs gegenwärtig auf ungefähr 5000 Seelen. Wie bekannt, nimmt die Zahl aller im Gebiete der Vereinigten Staaten und im brittischen Amerika lebenden Indier immer mehr ab, theils durch die Bemühungen der Missionäre, und die Verbindungen mit den Weifsen, unter denen sie sich allmählich verlieren, theils durch die Mafsregeln der Regierungen, welche diejenigen Stämme, die ihre Selbständigkeit zu behaupten streben, immer weiter nach Westen

*) *The Foreign Quarterly Review.* Nr. XXX. (Juni 1835.) S. 325 u. ff.

zurückdrängen. Wie weit es die *Tschirekesen* seit den letzten Jahren schon in der Civilisation gebracht haben, ist eben so bekannt, als das grausame Verfahren des Staates *Georgien* und der Unions-Regierung, welches sie aus den Wohnsitzen innerhalb dieses Staats verjagte und sie zwang, sich westlich vom Arkansas niederzulassen. Ein amerikanischer Schriftsteller bemerkt: „Nur zu bald, fürchten wir, dürfte die Zeit kommen, wo die Geschichte der Indier die Geschichte eines Volkes seyn wird, von welchem kein lebendiges Beispiel mehr auf Erden lebt. Selbst die Prairien und Berge des fernen Westen werden aufhören, ihre Zufluchtsstätte zu seyn vor dem eilenden Laufe der Civilisation. Ihre Wälder werden gefällt werden; ihr Wild wird verschwinden, und dann wird der letzte Indier auf dem äufsersten Rande des Stillen Meeres stehen, und seine Sonne wird für immer untergegangen seyn.“

Die Engländer, denen es ehemals nur darum zu thun war, sich der Freund-

schaft und des Beistandes der Indier während des Krieges mit den abgefallnen Colonien zu versichern, haben in neuerer Zeit ein besseres System angenommen und nicht nur die äufsere Lage der in Canada noch vorhandnen Stämme zu verbessern, sondern sie auch in geistiger Beziehung zu veredeln gesucht. Die dortige Regierung thut laut einem dem Parlament vorgelegten Bericht, Alles, was in ihrer Macht steht, die Indier dahin zu bringen, dafs sie sich an feste Wohnsitze gewöhnen und mit Ackerbau beschäftigen. Denjenigen, welche Neigung dafür an den Tag legen, werden nicht nur beträchtliche Landstriche, sondern auch Ackerwerkzeuge, Samengetraide etc. geschenkt und jede mögliche Unterstützung gewährt. Allein die frühern Gewohnheiten dieser Völker waren bisher grofse Hindernisse regelmäfsiger Betriebsamkeit. Die meisten Fortschritte in der Civilisation haben unter den canadischen Indiern die *Irokesen* gemacht, und da in der letzten Zeit noch mehre andere

Digitized by Google

Stämme den Wunsch geäufsert haben, ihr herumschweifendes Leben zu verlassen, so darf man für die Zukunft die besten Hoffnungen in Betreff ihrer geistigen Veredlung schöpfen.

Die noch sehr unbekannten *westlichen* Gegenden der *Vereinigten Staaten* und die angränzenden *nördlichen* Provinzen des *mexicanischen* Staatenbundes sind neuerlich von drei amerikanischen Reisenden, dem Pelzhändler *Jakob Pattie*, dem Dr. *Willard* und dem Capitain *Wyeth* besucht worden, und die Beschreibungen ihrer Reisen sind im Druck erschienen. Die Reise *Pattie's* zu Lande bis nach *Californien*, heifst es in einer Uebersicht dieser Beschreibungen vom Prof. *Rafinesque* zu Philadelphia, welche das *Ausland*, 1835, Nr. 177 — 181 mittheilt, macht uns mit einer eignen Gattung von Abenteurern bekannt, die unter dem Namen *Traders* (Handelsleute) und *Trapers* (Fallensteller) seit ungefähr zwanzig Jahren das ganze Innere von Nordamerika besuchen. Als Halbwilde und oft

im Kriege mit den Eingebornen, denen sie als geschickte Jäger das Wildpret und das Pelzwerk wegnehmen, sind sie nicht gebildet genug, ihre Reisen und Entdeckungen niederzuschreiben und herauszugeben, wenn sie auch aus allen Gefahren einer solchen Lebensart glücklich davon kommen.

Die Reise *Pattie's* ist durch einen Hrn. *Flint* (vielleicht denselben, dessen „Erinnerungen aus dem Mississippi-Thale" wir oben erwähnt haben) herausgegeben worden. Die Abenteuer *Pattie's*, obschon oft höchst romanhaft, tragen dennoch den Stempel der Wahrheit. Dieser Mann hat in den Jahren 1824 bis 1830 eine fast noch ganz unbekannte Gegend zwischen *Neu-Mexico* und *Neu-Californien* durchreist und ist den *Rio Gila* bis zu seiner Mündung in den *Rio Colorado* hinabgegangen, einen Weg, auf dem er Volksstämme kennen lernte, von denen man bisher so viel als nichts wufste. Es war eine Handels-Karawane von 116 Menschen (Handelsleute, Trapers und Jäger) mit 300 Pferden und

Maulthieren, mit Waaren für *Neu-Mexico* beladen, welche sich unter der Anführung des Capitain *Sylvester Pattie*, des Vaters unsers Reisenden, im Frühling 1824 am Platte-Flusse versammelte. Vom Fort an den Council-Bluffs, dem letzten gegen Westen, kamen sie durch das Land der republikanischen *Panis (Panees)*, welche in drei grofsen Dörfern leben, die aus 6 bis 800 kegelförmigen Hütten und Familien bestehen. Ein besonderer Zweig dieser Panis sind wahrscheinlich die *Pikas* am Rothen Flusse oder die von den vormaligen Franzosen in Louisiana so genannten *Paducas*, ein Volksstamm, den man gänzlich ausgestorben glaubte, und welchen im J. 1834 General *Leavenworth* zuerst kennen lernte. Auch die *Ricares* am Missouri, so wie die *Apaches* und *Cumanches* gehören zum Stamme der Panis. Der eigentliche Name aller Panis ist *Skéré*. Aus der Verwandtschaft der Sprachen läfst sich erkennen, dafs noch andere Zweige der Panis bis zu den Quellen des Missouri und an den

Zuflüssen des Oregon (Columbia), so wie unter den an den Gränzen von Neu-Mexico und Californien wohnenden Völkern zerstreut leben, so dafs diese Panis einer der in Nord-Amerika am weitesten verbreiteten Stämme sind. Die Panis am Platte sind jetzt beritten, und mit Lanzen, Bogen, Flinten und Schilden bewaffnet. Zum Ausdruck ihrer Gedanken bedienen sie sich grüner Stäbe, in deren Rinde sie schachbretförmige Figuren einschneiden, und Häute, auf welche sie mit Farben allerlei Zeichen malen. Sie sind das civilisirteste Volk unter den westlichen Indiern und nahmen die Karawane gut auf.

Um über die *Taos*-Gebirge, eine Abtheilung der s. g. *Felsengebirge (Rokky Mountains)*, zu kommen, welche im September schon mit Schnee bedeckt waren, brauchte man drei Tage. *Santa Fé*, die Hauptstadt von Neu-Mexico, liegt in einer Ebene 25 engl. Meil. vom östlichen oder rechten Ufer des *Rio del Norte*, an einem Bache und soll, nach Pattie, 4 bis 5000 Einwohner ha-

Digitized by Google

ben. (Dr. *Willard* giebt ihr nur 2000 Einw.) Hier zerstreute sich die Karawane, um jeder seine besondern Zwecke zu verfolgen. *Pattie* ging mit seinem Vater und noch einigen andern Amerikanern den *Rio del Norte* hinab, dann westwärts in vier Tagen über die Gebirge bis zu den Kupfer-Bergwerken, und von diesen in drei Tagen über die Hügel, welche sich bis zum *Rio Gila* (Pattie nennt ihn *Helay*) hinziehen, den sie fast bis zu seinen Quellen im Gebirge verfolgten. Auf diesem ganzen Zuge wurden sehr viele Biber gefangen. Auch abwärts am Flusse zogen die Amerikaner bis zu dem Punkte, wo er den *Biberfluſs* aufnimmt, der von Südwesten herkommt und ein mit Schneebergen eingefaſstes Thal durchströmt. Die Reisenden gingen den Fluſs hinauf und fingen nicht bloſs an 200 Biber, sondern entdeckten auch Alterthümer, steinerne Mauern, Gräber, irdenes Geschirr und dergl. Die Gebirge enthalten Kupfer, Blei und Silber. Bis zum Winter 1825 war Pattie wieder in Santa Fé.

Digitized by Google

Im J. 1826 liefs er seinen Vater bei den Kupfer-Bergwerken in Neu-Mexico zurück und begab sich mit 13 canadischen Jägern abermals den *Rio Gila* hinab. Sie verfolgten denselben bis zu seiner Mündung in den *Rio Colorado* und zogen dann an dem Letztern aufwärts, welcher 2 bis 300 Ruthen breit und von hohen, steilen Abhängen eingefafst ist. Das Thal, in dem er fliefst, ist eine Meile breit und wird von mehren indischen Stämmen bewohnt. Auf diesem Zuge wurden die Reisenden, wie mehrmals auf ihren frühern Wanderungen in den Gebirgen, am Rio Gila und am Biberflusse, von den Wilden angegriffen. Im ersten Dorfe der *Mohawa's* wurden 16 derselben getödtet. Der zweite Stamm, die *Correra's*, führt ein nomadisches Leben in einem schönen Lande; der dritte Stamm, die *Shuena's*, wohnte in einem Dorfe, kannte den Gebrauch der Feuerwaffen noch nicht und ergriff nach der ersten Salve die Flucht. Der vierte Stamm besteht aus Menschenfressern, denn er verzehrte die erschlagnen

Amerikaner, wurde aber in die Gebirge verjagt. Unweit vom letztern Stamme tritt der *Rio Colorado*, nachdem er an 300 (engl.) Meilen in einer tiefen, unwegsamen Schlucht geflossen, aus dem Gebirge heraus. Jenseits dieser Gebirge fanden die Reisenden eine schöne Ebene, reich an Wildpret. Von hier ging es über die Oregon-Gebirge wieder in das Missouri-Gebiet. An den Quellen des *Rio del Norte* fanden sie ein grofses Dorf der *Nabahos*, welche grofse Viehheerden halten und Wolle spinnen; früher waren sie Feinde der Spanier, lebten aber jetzt in Frieden mit ihnen.

Als die Reisenden von diesen Wanderungen, mit vielem Pelzwerk beladen, nach *Santa Fé* zurückkamen, wurde ihnen, weil sie keine Erlaubnifs aufweisen konnten, von der Regierung Alles weggenommen, obschon sie es ausserhalb der mexicanischen Gränzen erworben hatteu. Verdriefslich darüber unternahm *Pattie* eine Handelsreise in *Sonora*, besuchte seinen Vater in den Kupferbergwerken und begab sich nach

Digitized by Google

Hanco in *Neu-Biscaya* (dem jetzigen Staate *Chihahua*). Auf dem Wege nach der Stadt Chihahua, welche Pattie für eben so grofs hält als Neu-Mexico (nach Dr. *Willard* aber ist sie gröfser und hat 9000 Einw.), kam er zu den Goldminen von *Carocho*, welche 800 Arbeiter beschäftigen.

Im J. 1827 wurde unser Abenteurer wieder von der Lust ergriffen, neue Ausflüge zu machen. Er schlofs sich an 15 amerikanische Trapers an und begab sich mit diesen in das Thal des *Pacos*, des nordöstlichen Quellenflusses des Rio del Norte. Im J. 1828 führten ihn seine Wanderungen nach Californien bis zur Mission *St. Katharina*. Auch sein Vater, der durch mancherlei Unfälle um eine kleine Meierei gekommen war, die er sich in Neu-Mexico erworben hatte, begleitete ihn auf diesem Zuge. Hier fanden aber die Trapers eine sehr unfreundliche Aufnahme. Man hielt sie für Kundschafter und schickte sie unter starker Bedeckung nach *San Diego*, wo sie der Gouver-

neur ins Gefängnifs werfen liefs. Pattie, der Vater, starb im Gefängnisse; der Sohn wurde auf Ehrenwort freigelassen und fand eine Anstellung als Dolmetscher für ein amerikanisches Schiff. Unterdessen brachen die Blattern in den Missionen aus. *Pattie*, der zufällig Impfstoff besafs, erhielt den Befehl, die Garnison und die Indier in den Missionen zu impfen. Er erzeigte diese Wohlthat nach und nach 22,000 Personen, und begab sich nach *San Francisco*, der Hauptstadt der Missionen, um dort die versprochne Belohnung in Empfang zu nehmen. Die Missionäre boten ihm 500 Kühe und 500 Maulthiere, wenn er katholisch werden und im Lande bleiben wollte. Diefs schlug er aber aus. Nur in der russischen Niederlassung *Bodego* erhielt er 100 Dollars für seine Bemühung, die Einwohner zu impfen. Er ging später auf einem amerikanischen Schiffe nach *San Blas*, und begab sich von hier zu Lande über Guadalaxara und Mexico nach *Veracruz*, wo er sich nach *Neu-Orleans* einschiffte und auf

Digitized by Google

Die Thüre, durch welche man in das Innere des Tempels tritt.

Nicht der verschlossene Vorhang über dem Allerheiligsten, sondern die Thüre, durch welche man in das Heiligthum eintritt.

Ἐν ἐκείνῃ τῇ ἡμέρᾳ, an jenem Tage, Matth. 7, 22. Luc. 6, 23. Joh. 16, 23. Act. 2, 41. Es ist der Tag, an welchem Gott die Heiden die Erwarteten und Geliebten, die Juden aber die Verschmähten und die Gottlosen sind. Ἐν ἐκείνῃ τῇ ἡμέρᾳ ist also der Tag, an welchem Gott die Heiden zu sich beruft, Act. 15, 14. Rom. 11, 25. 30. Eph. 2, 11. 12. Ἐν ἐκείνῃ τῇ ἡμέρᾳ ist also der Tag, an welchem Gott die Juden verwirft, Matth. 7, 22. Luc. 6, 23. Joh. 16, 23. Act. 2, 41. Schwerer, an Rom. 11, 25. 30. Eph. 2, 11. 12. Ἐν ἐκείνῃ τῇ ἡμέρᾳ ist also der Tag, an welchem Gott die Heiden

967 E.; *St. Bonaventura*, nur 100 E.; *St. Barbara*, ein Fort, 2600 Indier und 60 Mann Besatzung; *St. Eno*, 900 E.; *Santa Cruz*, 650 E.; *St. Luiz Opispo*, 800 E.; *St. Juan*, 900 E.; *La Saluda*, 1685 E.; *St. Carlos*, 800 E.; *St. Antonio*, 1000 Indier. Das *Fort Monterey* hat 500 E. und 100 Mann Besatzung.

Dr. *Willard's* Tagebuch befindet sich als Anhang bei der zweiten Ausgabe von Pattie's Reisen. Er schlofs sich im Mai 1825 zu *St. Charles* im Staate Missouri einer Handels-Karawane von 33 Personen an und ging mit dieser über das *Oregon-Gebirge* nach *Neu-Mexico*. Man sieht dieses Gebirge schon in einer Entfernung von 200 (engl.) Meilen (?) und übersteigt es durch den Pafs von *Taos*, wo eine Zollwache ist. Dr. Willard blieb in Taos zwei Monate als Arzt, und reiste dann drei Jahre in Neu-Mexico und den angränzenden mexicanischen Städten, wo er unter andern den *Rio del Norte* von der Quelle bis zum Meere verfolgte. Sein Tagebuch ent-

hält die beste Beschreibung von Neu-Mexico. Das Land hat ein gutes Klima; nur im Norden und in der Nähe der Gebirge ist es sehr kalt. Regen fällt selten, daher ein grofser Mangel an Baumwuchs. Die bedeutendsten unter den freien Indiern sind die *Cumanches*, die *Apaches* und die *Nabahos* (oder *Navijos*), welche mit den Mexicanern in stetem Kriege leben. *Santa Fé*, 25 engl M. östlich vom Rio del Norte, hat 2000 E.; *Saltillo*, 10,000 E., gröfstentheils betriebsame und gut gekleidete Indier; *Chihahua* (oder *Chihuahua*), an einem Zuflusse des Rio del Norte, 9000 Einw.; zwischen dieser Stadt und dem Meere findet man nur dicht am Rio del Norte und im Thale Städte und Anbau; *Parral* 8000 E., und 150 M. von *Mapinos* entfernt, wo Bergbau getrieben wird; der zwischenliegende Raum ist eine Wüste. *San Lorenzo*, unweit Parral, hat 6000 E. und baut gute süfse Weine. *Monterrey*, die Hauptstadt von Neu-Leon, 70 Meil. von Saltillo, hat 8000 E.; *Matamoros*, an der Mündung

des Rio del Norte, Hafen von 8000 E.; *Brassos*, ein anderer Hafen, ist 40 M. davon entfernt.

Capitain *Wyeth* reiste als Anführer einer Gesellschaft von 25 Abenteurern im Mai 1832 von *Boston* ab, um sich in *Oregon* niederzulassen. Am Platte-Flusse schlossen sie sich an 200 Trapers und Jäger an, welche, dem Gesetz der Vereinigten Staaten zuwider, auf dem Gebiete der Indianer jagen wollten. Die Reisenden hatten auf ihrem Wege längs dem Flusse bis zu seiner Quelle, und über die Oregon-Gebirge bis zum Flusse *Lewis* (einem Nebenflusse des Oregon oder Columbia), mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Am letztern Flusse kehrte des Capitains Bruder, durch die grofsen Beschwerden ermüdet, noch in demselben Jahre nach Boston zurück und gab eine kleine Beschreibung dieser Reise heraus. Capit. Wyeth vereinigte sich nunmehr mit dem Mineralogen Dr. *Ball* und kam mit diesem nach den Niederlassungen der englischen Hudsonsbay-Compagnie am Flusse Oregon,

Digitized by Google

wo diese, ungeachtet das Land zum Gebiet der Vereinigten Staaten gehört, einige Forts angelegt hat. Sie wurden gut aufgenommen und von der Compagnie angestellt. Dr. *Ball* hat eine Beschreibung dieser Reise herausgegeben und rühmt darin das Klima und den fruchtbaren Boden dieses westlichsten Landes der Union. Man findet nebst andern vulkanischen Spuren heifse Quellen und Steinkohlen. Gegen Ende des J. 1833 kehrte Cap. *Wyeth* nach Boston zurück, machte sich aber im Mai 1834, vom Botaniker *Muttall* und dem Zoologen *Townsend* aus Philadelphia begleitet, neuerdings auf den Weg nach Oregon, wo er einige Jahre zu verweilen gedachte. *)

Ueber *Californien* sind neuerlich noch von einem andern Reisenden Nachrichten eingelaufen. Wir meldeten schon im IX. Jahrgange, S. XLVI., dafs ein Dr. *Coulter* mit Aufträgen der *Pariser* Geographischen Gesellschaft im J. 1831 da-

*) *Ausland*, 1835, Nr. 177 bis 181.

hin abgegangen sei. In der Sitzung der *Londoner* Geographical Society am 9. März 1835 ist ein Bericht von diesem Reisenden vorgelesen worden. Die einzigen bis jetzt angebauten Theile von Californien sind das Land längs der Küste, mit Ausnahme eines queer durchlaufenden Thales, welches sich bis auf 30 Legoas hinter *San Pedro* erstreckt, an dessen Spitze sich die Mission von *San Gabriel* befindet. Seit der Revolution sind die Missionen in Verfall gerathen, und da man zugleich andere Ansiedler aufmunterte, so wurden viele Versuche gemacht die Indier dahin zu bringen, dafs sie Ländereien für sich anbauten. Indessen hat die diesem Volke angeborne Trägheit die meisten Bemühungen solcher Art bis jetzt vereitelt. Waizen, Wein und alle Obstarten, mit deren Anbau man in Ober- (oder Alt-) Californien Versuche angestellt hat, gerathen sehr gut, nur leiden sie einigermafsen durch den Mehlthau. Südlich von *San Francisco* und besonders südlich von *Santa Barbara* richtet eine

Gattung Heuschrecken vielen Schaden an. Der bedeutendste Zweig der Landwirthschaft ist die Hornviehzucht. Im J. 1827 besafsen die Missionen 210,000 Stück gezeichnetes, und vielleicht nicht weniger als 300,000 Stück ungezeichnetes Hornvieh. Man ist jetzt genöthigt, jährlich mehr als 60,000 Stück zu schlachten, bis man nach Osten hin mehr Land wird angebaut haben. Die Schafzucht hat fast in demselben Verhältnifs zugenommen, ist aber von geringem Nutzen, da man weder die Wolle ausführt, noch das Fleisch dieser Thiere geniefst. Alle Lebensbedürfnisse werden in diesem Lande mit so geringer Mühe gewonnen, dafs man sich nicht veranlafst fühlt, aus dem gewohnten Geleise herauszugehen. — Die Zahl der weifsen Einwohner von Ober-Californien wird auf 6000 geschätzt, ist aber im Zunehmen begriffen. Die Indier dagegen haben bedeutend abgenommen, obschon sie weder, wie in den Vereinigten Staaten, aus ihrem Eigenthum vertrieben, noch mit dem zerstörenden

Gifte geistiger Getränke bekannt gemacht worden sind. Die Beschränkung ihrer Religion und selbst die äufserst geringe Arbeit, die man ihnen zumuthete, vertrug sich nicht mit ihren Sitten und Gewohnheiten, und es ist bemerkenswerth, dafs ihre Abnahme ganz besonders durch Mangel an Weibern herbeigeführt worden ist. Die mexicanische Regierung ist gegenwärtig eifrig bemüht, die Ansiedlung in Ober-Californien in Aufnahme zu bringen. Die Aussichten für die Ansiedler, vorzüglich im nördlichen Bezirk, sollen sehr befriedigend seyn. Diese Gegend ist sehr fruchtbar, holz- und wasserreich, vollkommen gesund, und der Flufs *Sacramento* auf eine bedeutende Strecke schiffbar. Auch die *Tuli*-Seen, obschon während der trocknen Jahrszeit etwas seicht, können für den Transport benutzt werden. In einem Flusse, der in den südlichen Tuli fällt, hat man Gold gefunden, und eine Silbergrube in der Nähe von *St. Ines* wurde bereits früher mit einigem Erfolge

ausgebeutet, bis die Indier die Arbeiten unterbrachen. *)

Wieviel in neuester Zeit für die Erforschung der noch zahlreichen unbekannten Landstriche im Innern von *Süd-Amerika* geschehen ist, haben wir in allen bisherigen Jahrgängen unsers Taschenbuches gezeigt. Das Innere von *Brittisch-Guiana* ist jetzt der Gegenstand einer neuen Reise, welche von der Geographischen Gesellschaft in London unterstützt wird. Ein Mitglied dieser Gesellschaft, der preufsische Naturforscher *Schomberg*, welcher sich schon 1833 in Westindien befand, unternimmt diese Reise und empfängt, aufser 50 Pf.

---

*) *Ebendas.*, Nr. 95. In Nr. 280, des Jahrganges 1834 des *Auslandes* wird von einer Reise Nachricht gegeben, die *Charles Waterton* in das *mittägliche Amerika*, die *Vereinigten Staaten* und die *Antillen* 1812 bis 1824 unternommen hat. Die Beschreibung dieser Reise ist schon vor *zehn Jahren* herausgegeben worden und eine teutsche Uebersetzung davon findet man in Dr. Brans *Ethnographischem Archiv*, Band XXXI., Jena, 1826.

St. zu seiner Ausrüstung, auf drei Jahre ebenfalls 50 Pf. jährlich als Beitrag zur Bestreitung der Kosten. Der brittische Colonial-Sekretair *Stanley* ist beauftragt, Hrn. Schomberg auf alle mögliche Weise in seinem Unternehmen beizustehen. Die übrigen Kosten hofft derselbe dadurch aufzubringen, dafs er getrocknete Pflanzen zum Verkauf nach England senden will, worauf bereits Unterzeichnungen Statt gefunden haben. *)

Ein Hr. *Isabelle* aus Havre hat die brasilische Provinz *Rio Grande do Sul* (eigentlich *San Pedro*) im J. 1834 bereist. Aus der noch ungedruckten Beschreibung dieser Reise ist ein Bruchstück bekannt gemacht worden, aus welchem wir Nachstehendes ausheben. *Porto Alegre*, die hübsche kleine Hauptstadt der Provinz erhebt sich amphitheatralisch auf einem kleinen Abhange, unter 30° südl. Br. und 54° westl. L. von Paris. Fünf Flüsse, der *Jacuy*, der *Cay*,

*) *Berghaus Annalen* etc. Nr. 111 (Juni, 1834) S. 278.

der *Rio dos Sînos*, der *Gravatay* und der *Riacho* vereinigen sich, den *Rio Grande do Sul* bildend, vor der Stadt zu einem grofsen Bassin, welches eine Menge mit Gehölzen bedeckter und mit Landhäusern gezierter Inseln enthält. Der *Jacuy* ist der Hauptflufs, der *Riacho* kann von grofsen Piroguen nicht befahren werden. Etwa eine Stunde rückwärts von der Stadt ist eine gegen 200 Metres hohe halbkreisförmige Bergkette, welche sich weiter südwärts hinabzieht und den Flufs in einer Ausdehnung von 8 bis 9 Stunden begränzt, welcher im Verfolg seines Laufs die *Lagoa dos Patos* bildet. Zwischen der Stadt und dieser Bergkette erstreckt sich jenseits des erwähnten Abhanges eine flache Ebene von 3 bis 4 Stunden im Umkreise. Die neuern Häuser der Stadt sind von Backsteinen und Werkstücken meist ins Viereck gebaut, haben gewöhnlich nur Ein Stockwerk, das aber sehr hoch und mit einer Menge Fenstern versehen ist. Im Erdgeschosse sieht man nichts als mehre 15 bis 17 Fufs hohe schmale Ein-

gänge. Auch die Fenster sind meistens sehr hoch und haben zwei Flügel mit Glasscheiben von verschiedner, z. B. viereckiger, sechs- oder achteckiger Gestalt. Die ganze Vorderseite nimmt ein eiserner, oft vergoldeter Balcon ein, so eingerichtet, dafs während der heifsen Jahreszeit ein Zelt darüber ausgespannt werden kann. Das Dach besteht aus runden Ziegeln und tritt über ein reich mit Schnitzwerk verziertes Karniefs heraus. Die Häuser aus älterer Zeit sind niedrig und haben Schiebfenster und Jalousien. Sie werden indefs immer seltner.

Der Handel in Porto Alegre ist lebhaft. Der Verf. sah stets an 50 theils einheimische theils fremde Fahrzeuge auf der Rhede, unabhängig von einer grofsen Zahl Piroguen jeder Gröfse, und *Chalanas*, die zum Fortschaffen der Waaren auf den oben angegebnen Flüssen bestimmt sind, welche den Verkehr mit der Bevölkerung im Innern des Landes aufserordentlich erleichtern. Namentlich ist der *Jacuy* fortwährend mit der-

gleichen Schiffen und zierlichen Gondeln bedeckt, auf welchen die Erzeugnisse Europas, Nord-Amerikas und der übrigen Provinzen Brasiliens nach *Rio Pardo* und *Calchucira* gelangen, zwei noch kleinen Städten, die aber einer bedeutenden Vergröfserung fähig sind. Rio Pardo kann für den Stapelplatz des Nordens der Provinz angesehen werden, welcher die eigentliche *Serra* und die Uruguay-Missionen begreift. Europäische Schiffe von weniger als 200 Tonnen können bis *Porto Alegre* gelangen. Die meisten sind Nordamerikaner, Brasilier, Italiäner und Engländer. Zuweilen kommt auch ein französisches Fahrzeug aus Marseille oder Bordeaux, welche aber selten gute Geschäfte machen, da ihre Ladungen schlecht ausgewählt, und die Artikel geschmacklos oder sonst den Bedürfnissen der Einwohner nicht angemessen sind. Vorzüglich aus Marseille kommen die am schlechtesten berechneten Sendungen. Ihre Weine und ihr Pökelfleisch sind ganz abscheulich. Diefs gilt indessen nicht blofs von *Porto*

Alegre, sondern auch von allen übrigen Häfen in Brasilien und am La Plata.

Porto Alegre ist verhältnifsmäfsig eine neue Stadt, die erst vor etwa 60 Jahren entstanden ist. Früher war hier eine Wildnifs, wo reifsende Thiere und Kaimans hausten. Jetzt ist es die Hauptstadt der Provinz. Sie mag 12,000 einheimische Bewohner haben, aber mit den Fremden steigt ihre Volksmenge gewifs auf 15,000 Seelen. Vorzüglich hat die Bevölkerung in den letzten Jahren sehr zugenommen. Die Stadt ist so gut gebaut, als es die Unebenheit des Bodens zugelassen hat. Man sucht übrigens den Grund immer mehr zu ebenen und die Strafsen, welche zu beiden Seiten Fufspfade haben, geradlinig zu machen, so dafs sie sich rechtwinkelig durchschneiden. Die Strafse *da Praia* und die *da Igresia* haben vorzüglich hübsche Häuser. Die erstere, im untersten Theile der Stadt, ist die gewerbthätigste und enthält die meisten Magazine und Handelshäuser. Die zweite liegt auf der Ebene des Hügels. Hier

findet man das Regierungsgebäude, die Staatskasse, die Hauptkirche, welche Gebäude übrigens nur durch ihre aufserordentliche Einfachheit bemerkenswerth sind. Es sind 5 Kirchen in Porto Alegre, ein Hospital, ein Armenhaus, ein Zeughaus, zwei Kasernen und ein erst neu gebautes Gefängnifs. Andere öffentliche Gebäude sind noch im Werden. Auf der Ebene hinter der Stadt will man eine ganz neue Stadt errichten, eben so ein Museum mit einem botanischen Garten etc.

Die Erziehung ist in dieser Provinz sehr vernachlässigt, was man gleich im ersten Augenblick gewahr wird. Die für die Facultäts-Studien bestimmten jungen Männer werden nach der sehr in Ansehen stehenden Universität von St. Paul geschickt. Porto Alegre hat, wie die andern Städte nur einige gewöhnliche Elementar-Schulen. Indessen hatte ein junger Belgier, *Gielis*, mit einem Portugiesen aus Europa eine höhere Volksschule errichtet. Es erscheinen 4 oder 5 politische Zeitschriften. Ein Theater

Digitized by Google

ist noch nicht vorhanden, man müfste denn ein altes, halb unterirdisches Magazin, worin zuweilen Vorstellungen gegeben werden, so nennen wollen. Indessen wird jetzt an einem Schauspielhause gebaut, von dem nur zu bedauern ist, dafs es auf der Höhe einer Strafse liegt, die zur Regenzeit ganz überschwemmt wird. *)

Ueber *Leprieur's* Reise im Innern des *französischen Guyana*, deren wir im vorigen Jahrgange, S. XXXV. u. ff. gedacht haben, findet sich ein ziemlich vollständiger Bericht im Bulletin der Pariser Geographischen Gesellschaft, welchen das *Ausland*, 1834, Nr. 333 — 337 mittheilt.

Die seit dem Januar 1833 von den Engländern in Besitz genommenen *Falklands-Inseln* haben einen empfehlenden Beschreiber in einem brittischen Marine-Offizier gefunden, welcher sich einige Zeit daselbst aufgehalten hat. Die Gegend um *Port Louis*, oder der nördli-

*) *Nouv. Ann.*, 1835, März, S. 257 u. ff.

che Theil von *Ost-Falkland*, ist mäfsig hoch gelegen und nicht so bergig, als der nördliche Theil von *West-Falkland* und manche Inseln in der Nähe von Port Egmont. Der Boden ist torfartig, aber grofser Verbesserung fähig und leicht zu bearbeiten. Die natürlichen Weiden sind bis auf die Gipfel der Berge gut und eignen sich vorzüglich für Schafe. Treffliches Wasser ist im Ueberflusse vorhanden. Den gänzlichen Mangel an Holz ersetzt der reichlich vorhandne Torf. Das Klima ist gemäfsigt und gesund. Die herrschenden Winde sind Südwest und Nordwest (?Südost?) und oft sehr heftig; auf jenen folgt in der Regel heiteres, auf diesen nebeliges Wetter. Vieh ist der Hauptreichthum der Insel Ost-Falkland. Es giebt eine unzählige Menge desselben, das ganz im Zustande der Natur lebt. Die seit 40 oder 50 Jahren hier angesiedelten Franzosen jagen Rinder und Pferde. Man rechnet jetzt an 5000 Stück Rindvieh; die Gauchos sagen, es sei Weide für mehr als 10,000 Stück vorhanden.

Die Zahl der Pferde soll 500 seyn; sie sind, wie das Rindvieh, ziemlich klein. Kaninchen giebt es in unermefslicher Menge; sie sind auch viel gröfser als die europäischen. Eben so wimmelt es von allerlei Seevögeln, deren viele, besonders die Gänse, eine treffliche Speise geben. Auch an Seekälbern ist die Insel reich. Obschon nirgends Holz gefunden wird, so würden doch schottische Fichten und andere Bäume, wenn man sie hieher verpflanzte, trefflich gedeihen. Kartoffeln, Rüben, Kohl, Salat etc. kommen gut fort. An Fischen ist Ueberfluſs. Die Barben werden eingesalzen und aufbewahrt. Der Verf. glaubt, dafs eine mäfsige Zahl arbeitsamer Ansiedler ein gutes Auskommen auf dieser Insel finden würden. Die Viehzucht müfste ihr Hauptgeschäft seyn. Häute und Rindfleisch würden guten Absatz finden. Insbesondere würden nordamerikanische Schiffe diese Artikel suchen und gegen Mehl eintauschen. Englische Schiffe, die aus Neuholland, Chili, Peru und den columbischen Häfen nach Hause fahren,

müssen jetzt wegen Wasser und Lebensmitteln häufig in den brasilischen Häfen anlegen. Sie würden gewifs *Port Louis* vorziehen, da dieser Hafen am Wege liegt. Aufserdem dürften die Falklands-Inseln auch im Fall eines Seekriegs, besonders mit Frankreich oder Amerika, grofse Wichtigkeit haben, da sie den Eingang ins Grofse Weltmeer beherrschen. — In *Port Egmont* wohnen jetzt nur 18 Personen, nämlich ein Irländer, ein Engländer, ein Franzose, ein Teutscher, ein Canarier (von Teneriffa), 9 Gauchos, 3 Weiber und 1 Kind.*)

In Bezug auf *Afrika* erregt gegenwärtig die grofse Entdeckungsreise, auf welcher der Engländer, Dr. *Smith* im Innern dieses Erdtheils begriffen ist, die meiste Aufmerksamkeit. Wir haben bereits im vorigen Jahrgange S. LXVII.**) die Abreise der unter seinen Befehlen

---

*) *Ausland*, 1835, Nr. 38 und 39.

**) Von den ebendaselbst S. LXVI. erwähnten beiden Kaufleuten heifst der zweite nicht *Müller*, sondern *Mallon*.

Digitized by Google

stehenden Expedition gemeldet. Es haben sich vier Missionäre, Namens *Gebel*, *Kraut*, *Gregorowski* und *Lange*, Zöglinge der Berliner Missions-Anstalt, welche im Herbste 1832 in der Kapstadt eingetroffen waren, an die Expedition angeschlossen. Sie soll nicht, wie früher irrig behauptet worden, bis zum Aequator vordringen, sondern ihr Ziel ist der Steinbock-Wendekreis, und die ganze Reise soll nicht über 12 bis 14 Monate dauern, was jedoch sehr von den Umständen abhangen wird. Unterm 23. Sept. 1834 hatte *Smith* Nachrichten von sich gegeben. Die Reisenden waren damals von *Graff Reinett* aus am *Caledon*-Flusse angekommen und hatten bis an die Gränze des Colonie-Gebietes in Folge der langwierigen Trockenheit mit vielen Mühseligkeiten und Hindernissen zu kämpfen gehabt. Am 24. Sept. wollten sie über den *Caledon* setzen, um zunächst das Land zwischen diesem Flusse und dem *Stockenstrom* bis zu den Quellen beider Gewässer zu untersuchen, und dann nach den Quellen-

gegenden des *Maputa*-Flusses zu gehen, welche östlich von demselben Hochlande liegen sollen, von welchem herab der Fluſs der Dalagoa-Bay zuströmt. Nach Vollendung dieser Aufnahme wollte *Smith* westlich nach dem *Ky* (Gelben) *Gariep* (Oranje-Fluſs) gehen und dessen Lauf bis zu seiner Vereinigung mit dem *Hart* oder *Malalarin*, (ungefähr 28° 10′ südl. Br. und 24° östl. L.) verfolgen. Hier wollte man von dem Missionär Moffat in *Lattaku* einen Bericht über den Zustand des nördlichen Landes erwarten und die in Philipolis zurückgebliebnen Vorräthe nachkommen lassen. Dr. *Smith* erfuhr aus einheimischen Berichten, daſs der *Caledon* schon als vollkommner Fluſs aus einer ungeheuern Quelle am Abhange eines hohen Berges entstehe, und daselbst fast eben so breit sei, als an der Stelle, wo die Reisenden jetzt gelagert waren. Dieser Umstand ist nicht unwahrscheinlich, wenn man sich erinnert, daſs der Fluſs bei Neu-Lattaku, der *Kuruman*, ebenfalls als mächtiger Strom aus einem Felsen hervor-

kommt, und auf seinem Laufe nirgends gröfser wird. Der *Caledon* geht zuerst nach dem Wohnsitze von *Massus*, dem Könige des Bitschuanen-Stammes *Basuta*, dann nach den Wohnplätzen der ehemals furchtbaren, jetzt aber versprengten *Mantatis*, und ferner nach dem Kral eines grofsen aber wenig bekannten Volkes, wo 25 Häuptlinge wohnen sollen. Dr. Smith besafs damals schon 350 Exemplare von Säugthieren, Vögeln etc., 50 Zeichnungen, Beschreibungen von drei Bitschuanen-Stämmen, den *Batlapi*, *Barralong* und *Baclaron*, und eine Karte des Weges von Philipolis bis zum Caledon-Flusse. Von 11 Stationen waren Breite und Länge bestimmt, der geognostische Charakter des Landes zwischen Graff Reinett und dem Flusse genau erforscht, und zugleich viele Höhen gemessen worden.*)

Die neuesten Berichte von Dr. *Smith* sind aus *Neu-Lattaku* vom 28. April

---

*) *Berghaus Annalen*, etc., Nr. 118 und 119 (Jan. u. Febr. 1835), S. 390.

1835. Er war bis dahin sehr glücklich gewesen und hatte schätzbare naturhistorische Sammlungen gemacht. Der bekannte, früher so gefürchtete *Mosolekatsi*, Häuptling der Stämme an den nördlichen Gränzen der Cap-Colonie, hatte der Expedition bei der Reise durch sein Gebiet nicht das mindeste Hindernifs in den Weg gelegt. Dr. *Smith* hoffte von Lattaku aus den grofsen „Binnensee" an der Ostküste zu erreichen, dessen Vorhandenseyn er, je weiter die Expedition vorrückte, immer zuversichtlicher annahm. *)

Während Smith von Süden und Westen her in das unbekannte Innere von Süd-Afrika einzudringen sucht, ist ein anderer schon durch frühere Wanderungen in Asien und Amerika bekannter Reisender beschäftigt, von Osten her dasselbe Gebiet zu erforschen. Der englische Capitain *J. E. Alexander*, aus dessen „Transatlantischen Skizzen" wir im vorigen Jahrgange dieses Taschen-

*) *Allgem. Zeitung*, 1835. Nr. 245 (2. Septbr.)

buches ein Bruchstück mitgetheilt haben,*) unternimmt im Auftrage der Londoner Royal Geographical Society eine Reise von der *Dalagoa-Bay* aus, und hat zur Bestreitung der Kosten 300 Pf. St. von dieser Gesellschaft erhalten. Die Reise hat im Mai 1835 begonnen. Der Zweck derselben ist im Allgemeinen, den Lauf des in die genannte Bay fliefsenden Stromes *Manice* (von den Engländern auch *König Georgs Fluſs* und von den Portugiesen *Rio del Espiritu Santo* genannt) zu erforschen und zu bestimmen, ob es derselbe Flufs im Innern ist, den die Bitschuanen *Mariqua* nennen. Cap. *Owen* hat bei seiner Aufnahme der afrikanischen Ostküste den *Manice* nur etwa 50 (engl.) Meilen von der Mündung aufwärts und bis 8 M. von dem nächsten Punkte der Küste untersucht. Der bis jetzt bekannte nördlichste Punkt des *Mariqua* liegt etwa 300 engl. M. in gerader Linie von jenem äufsersten bekannten Punkte des *Manice*.

---

*) *Die Insel Cuba*, S. 187 u. ff.

Digitized by Google

Sind beide Flüsse wirklich einerlei oder stehen sie wenigstens in Verbindung, so beträgt die Entfernung mit Zurechnung der Krümmungen wahrscheinlich nicht über 360 M. Es ist dem Reisenden überlassen, ob er alle diese Krümmungen verfolgen oder die Reise, mehr in gerader Linie fortgehend, abkürzen will. Doch wünscht man, dafs er die Beschaffenheit des Flusses und besonders seine Schiffbarkeit so viel als möglich untersuche. Sobald der Mariqua einmal erreicht ist, können die Beschwerlichkeiten der Reise als überwunden angesehen werden, da die Entfernung der nächsten Mission südlich nur einige Tagmärsche betragen dürfte. *)

Ein Begleiter des Cap. *Owen* auf dessen Untersuchungs-Fahrt längs der *Ostküste* von Afrika, Namens *Boteler* **),

---

*) *Berghaus Annalen* a. a. O. S. 391.

**) Wahrscheinlich derselbe Cap. *Boteler*, welcher späterhin, in den Jahren 1828 — 1830 die *Westküste* untersucht hat und 1830 gestorben ist. S. Jahrgang 1832, S. XVI.

Digitized by Google

hat eine Schrift über diese Reise herausgegeben, aus welcher die Zeitschrift *Ausland*, 1835, Nr. 190 bis 196 ein Bruchstück unter der Ueberschrift: *Eine Fahrt auf dem Zambeze*, mittheilt. Eine Abtheilung unter dem Befehl des Lieut. *Browne* wurde beauftragt, diesen Strom so weit als möglich aufwärts zu befahren. Seine Begleiter waren der Botaniker *Forbes* und der Arzt *Kilpatrick*, nebst zwei Negern, die als Diener und Dolmetscher mitgenommen wurden. Am 23. Juli 1823 verliefsen die Reisenden *Quilimane* (oder *Quilimance*), die am gleichnamigen grofsen Mündungsarme des *Zambeze* gelegene portugiesische Stadt. Das Boot war ihnen vom Gouverneur geliefert worden und stand unter der Obhut eines schwarzen Subaltern-Offiziers, welcher die Engländer begleiten sollte. Leider wurden nach und nach, in Folge des ungesunden Klimas und des Aufenthalts an den gröfstentheils sumpfigen Ufern des Flusses, sämmtliche drei Engländer krank und starben, ehe sie nach Quilimane zurückkehren konnten. Blofs

die beiden Neger brachten die Kunde ihres traurigen Schicksales, nebst den Tagebüchern und Sammlungen zurück. Wir entlehnen, ohne uns in die weitläuftige Beschreibung der Reise selbst einzulassen, nur das Wenige, was Browne über den Zustand der *portugiesischen Niederlassung* theils durch eigne Beobachtung, theils durch Erkundigungen bei den Einwohnern zu erfahren Gelegenheit hatte.

Die portugiesische Oberherrschaft schien ihm auf sehr festen Grundlagen zu ruhen und ziemlich despotischer Art zu seyn. Die Reisenden erhielten Canoes und Landfuhrwerk für sich und ihr Gepäck, wo sie es nur immer bedurften, und wurden persönlich mit einer Achtung, ja selbst Unterwürfigkeit behandelt, die ihrem geraden Sinne höchst zuwider war. Man sollte glauben, bei einem so niedrigen Bildungsstande würde es mit der Ehrlichkeit nicht zum besten aussehen; allein so grofs auch zuweilen die Versuchung seyn mochte, so wurde den Reisenden doch nie das Ge-

ringste entwendet, obwohl sie nicht selten tagelang von ihrem Gepäck entfernt waren. Im Gegentheil wurden einzelne Dinge, die sie als unnütz zurückgelassen hatten, ihnen stets nachgeschickt und sicher überliefert. Jedes Dorf steht unter der Leitung eines Vorstands, der den Titel *Capitao das terras* führt und von den Portugiesen ernannt wird. Er ist stets der Chef des Bezirks, dessen Namen er dem seinigen beifügt. In jedem Dorfe, durch welches die Reisenden kamen, fanden sie diesen Beamten stets in Bereitschaft sie zu empfangen und ihnen das gewöhnliche Bewillkommungsglas *Agua ardiente* (Branntwein oder Liqueur) anzubieten, welches sie, so wie Tabak, unmäfsig lieben.

Am 15. Aug. gelangten die Reisenden an das westliche Ende der kleinen Hügelkette *Zemale*, worauf die von *Mirambole* (oder *Morumbola*) erschien, die sich abgesondert davon als eine grofse Masse gegen Nordwesten zog. Man schätzte ihre Höhe auf 2 bis 3000 Fufs. Sie waren mit Waldungen bedeckt und

von tiefen Schluchten durchfurcht. Am folgenden Tage trafen die Reisenden in *Senna* ein. Diese Stadt liegt auf einer Ebene zwischen Waldungen von Tamarinden-, Mango- und Kokosnufs-Bäumen. Von einem etwa 150 Fufs hohen Hügel hat man eine Aussicht auf die Häuser und Hütten von Senna, zwischen denen schmutzige Wasserpfuhle zerstreut sind, ein Beweis von der Ungesundheit des Orts, wie von der Trägheit der Einwohner. Die Portugiesen haben blofs zehn grofse Häuser inne, die einzigen, welche einigermafsen europäisch aussehen. Der Flufs windet sich, so weit das Auge reicht, majestätisch durch die mit Sanddünen angefüllte Ebene. Gegen Nordosten ist das Land bergig, gegen Süden aber gröfstentheils flach. Der Pflanzenwuchs war damals ganz verdorrt und die Bäume hatten ein verkrüppeltes Ansehen.

Ein junger Portugiese, Namens *Terao*, welcher früher Gouverneur des Bezirks von *Senna* gewesen und im J. 1810 von einem seiner Offiziere ermordet wor-

Digitized by Google

den, hat handschriftliche Nachrichten über *Senna* und *Tete* hinterlassen, welche Lieut. *Browne* in seinem Tagebuche mittheilt. *Senna* ist die Hauptstadt des Distrikts oder der Capitanata *Rio de Senna*, des einzigen Gebiets auf der Ostküste, in dessen thatsächlichem Besitze die Portugiesen sind. Man rechnet es zu 3600 □ Legoas, da es sich von Ost nach West 120 L. weit ausdehnt und im Durchschnitt 30 L. Breite hat. Gegen Osten ist es vom Meere, gegen Süden von den Gebirgen von *Sofala* eingeschlossen. Die Gränzen gehen durch die Königreiche *Quiteve* und *Barne*, und folgen dann den Ländern zwischen dem Reiche *Monomotapa* und dem Flusse *Zambeze*. Der nördliche Theil enthält den Bezirk *Quilimane*, bis in die Nachbarschaft der Berge von *Morumbola*, wo der Zambeze sich in zwei Arme theilt; von da bis in die *Lupata*-Gebirge macht derselbe Zambeze die Gränze der Colonie. Alles Land nordwärts von diesem Flusse ist im Besitz der unabhängigen Könige der *Moraves*. Von der

Stelle an, wo der Zambeze aus der Lupata-Kette kommt, bis in die Nähe von *Chicora*, dehnen sich die Kronländereien an beiden Ufern aus. Der nördliche Theil derselben ist fortwährend die Gränze der unabhängigen *Moraves*. Die schlechte Verwaltung der Colonie hat die Anzahl der steuerfähigen Bevölkerung, nämlich der Weifsen und der Mulatten, bedeutend vermindert. Diese betrugen schon im J. 1810 nicht mehr als Eine Person auf 7 Geviert-Legoas. Freilich war zu gleicher Zeit die Sklaven-Bevölkerung ungeheuer. Da jedoch die Eigenthümer eine so grofse Zahl nicht zu beschäftigen wufsten und die Sklaven wahrscheinlich, wie zu Sofala, sich ihren Unterhalt selbst gewinnen mufsten: so entflohen sie bei der ersten Gelegenheit zu den unabhängigen feindlichen Stämmen. So kam es, dafs um die Zeit, wo Terao seine Abhandlung verfafste, von 21,827 Sklaven beinahe 11,000 fehlten. Es war also nicht Mangel an Hilfsmitteln, welcher die Portugiesen hinderte, die weiten Strecken

unangebauten Landes in ihrem Gebiete urbar zu machen. Die Landverwilligungen gelten nur auf drei Leben und sind leicht verwirkt; sie sind übrigens zu grofs, als dafs Eine Person sie gehörig verwalten könnte. Leute von Goa und Mozambique, welche Land verwilligt erhielten, verpachten dasselbe an Andere, welche meist nur darauf bedacht sind, die Colonisten und Sklaven zu unterdrücken und sie dadurch zur Auswanderung zu den unabhängigen Stämmen treiben.

Bei den vielen und mannichfaltigen Erzeugnissen, welche das Land liefert, könnte der Handel sehr bedeutend seyn, ist es aber nur in Beziehung auf einige Gegenstände. Die an Mineralien reichen Gebirge und der fruchtbare Boden in der Ebene könnten bei der leichten Verbindung mit dem Meere die Colonie zu grofsem Wohlstande erheben. Unter den Flüssen ist der *Zambeze* mit seinen sieben Mündungen der gröfste. Die Behauptung aber, dafs er mit Booten und Canoes 300 Legoas weit schiffbar sei, ist wahrschein-

lich übertrieben. Alle übrigen Flüsse vereinigen sich zuletzt mit dem Zambeze und haben eine so heftige Strömung, dafs ihre Quelle vermuthlich weit im Innern des Landes zu suchen ist. Indessen sind sie sämmtlich, und selbst der *Zambeze* nicht ausgenommen, im Vergleich mit andern grofsen Strömen Afrikas, nur unbedeutend, obwohl für die Handelszwecke zureichend.

Die Bewohner von *Senna* und *Quilimane* sind weit weniger betriebsam als die von *Tete*. Nur die Letztern bauen Zuckerrohr, welches übrigens im Lande auch wild wächst. Der theils von ihnen erzeugte, theils von den Moraves bezogne Waizen ist weit mehr als sie selbst bedürfen, und sie führten 1810 an 3000 Bushels aus, was freilich seit dem sehr abgenommen hat. Auch Manioc, Kaffeh, Reifs und Gemüse aller Art werden in *Tete* fleifsig angebaut. Indigo wächst allenthalben wild, eben so die Baumwollen-Staude, die ein sehr schönes Erzeugnifs liefert, welches je-

Digitized by Google

doch nur von den Negern zu ihrer Kleidung verwendet wird.

Die übrigen Handels-Artikel sind folgende: Zähne und Oel vom Flufspferd, Elfenbein, Rhinoceros-Hörner, Tigerfelle, Honig und Wachs, Goldstaub, welcher hauptsächlich aus *Quiteve*, *Manica*, *Abutica*, *Mesconga* etc. kommt; ferner Eisen in Menge aus dem Senna-Bezirk und noch mehr bei den *Moraves*, von welchen man auch die Hauen bezieht, mit welchen die Sklaven den Boden bearbeiten, und die einen wichtigen Handelsartikel in der Colonie bilden; endlich Kupfer und Salpeter, nebst mehren Ackerbau-Erzeugnissen. Die Einfuhr wird gröfstentheils ins Innere versendet, um dagegen Gold, Elfenbein und Sklaven einzutauschen. Sie besteht aus Baumwollen-Waaren verschiedener Gattung, wollnen Tüchern, Seidenzeugen, echten und falschen Korallen, Glaskugeln, Zinngeräthschaften, Pulver, Waffen, Töpferwaaren, Branntwein und Liqueuren, *(Agua ardiente)*, Wein, Zucker, Seife, Salzfleisch, But-

Digitized by

ter, Oel, Pech, gesalznen Fischen, Gewürzen, Thee, Kaffeh und Chokolade. Mit manchem dieser Artikel werden einträgliche Geschäfte gemacht.

Tete soll 60 Legoas oberhalb Senna liegen; die Zeit aber, die man braucht, um diesen Weg zurückzulegen, läfst sich nicht bestimmen, da die stets reifsende Strömung des Flusses zuweilen durch Regen im Innern des Landes so vermehrt wird, dafs Reisende zwei bis drei Tage aufgehalten werden, ohne weiter gehen zu können. Sechs Wochen gelten für eine ziemlich schnelle Reise. Tete soll eine hohe, gesunde und malerische Lage haben.

Im X. Jahrgange unsers Taschenbuches (1832), S. XXXII. u. ff. wurden Nachrichten über die Insel *Madagascar* vom englischen Missionär *Freeman* mitgetheilt, welcher am Schlusse des Jahrs 1829 eine Reise von *Tananariwo*, der Hauptstadt, nach *Tamatawe*, an der Küste, gemacht hatte. Er war Zeuge von der Verwirrung, die der damalige Angriff der *Franzosen* auf Ta-

Digitized by Google

matawe überall im Innern der Insel hervorbrachte und schilderte die Lage derselben und den Schrecken der Einwohner mit lebhaften Farben. Neuerlich ist von einem französischen Offizier, welcher dieser kriegerischen Unternehmung beigewohnt hat, eine umständliche Erzählung derselben bekannt gemacht worden, welche man in der Zeitschrift *Ausland* vom J. 1835, Nr. 148 — 151, findet. Da der ganze Angriff, wie es scheint, durch die Schuld des Befehlshabers der Expedition, eines Hrn. v. *G.* (der Name ist nicht näher angegeben) schmählich verunglückte und auch die in Fort *Tintingue* zurückgelassene Besatzung ein Opfer des Klimas wurde: so halten wir es für überflüssig, einen Auszug aus dieser Erzählung hier aufzunehmen. Ohnehin hat die neue französische Regierung seit 1830 das Fort gänzlich geräumt und es für zweckmäfsiger gehalten, die ehemaligen friedlichen Handelsverbindungen mit Madagascar wieder herzustellen. Nur das möge hier Platz finden, was bei dieser

Gelegenheit über die Verhältnisse ihrer Bewohner zur allgemeinern Kenntnifs gekommen ist.

Die Einwohner theilen sich in mehre Stämme, welche sich durch Körperbau, Farbe, Haare, Sprache und Sitten von einander unterscheiden. Die drei Hauptstämme sind: die *Ova's* (von Freeman *Howa's* genannt), die *Saclaven* und die *Malgaschen*.

Ueber die *Ova's* hat der englische Capitain *Lewis* in der Sitzung der Londoner Geogr. Gesellschaft vom 8. Juni 1835 Nachrichten mitgetheilt, welche vollständiger sind, als das Wenige, was der oben erwähnte französische Offizier von denselben erzählt. *) *Ova* (oder *Ovah*) ist zwar die kleinste Provinz von Madagascar, aber ihre Bewohner bilden den mächtigsten Volksstamm der Insel. Diese Auszeichnung verdanken sie in gewissem Grade den Talenten ihres verstorbnen Königs *Radama* **), zunächst

*) *Ausland*, 1835, Nr. 207.

**) Man sehe den VIII. Jahrgang dieses Taschenbuches (1830), S. LXX. u. ff.

aber ihrer eignen höhern physischen und moralischen Entwickelung, die sie schon von Natur aus an die Spitze der Madegassen zu stellen scheint. Sie sind von mittler Gröfse, stattlichem Wuchse, und ihre Hautfarbe wechselt vom Schwarz bis zur Kupferfarbe. Die Kleidung besteht aus zwei Hauptstücken: einem Unterkleid, *Seddick*, und einem Mantel, *Saimbon*, den die Männer über die linke Schulter werfen, um den rechten Arm frei zu haben. Die Weiber tragen ihn über der rechten Schulter. Beide Geschlechter sind grofse Freunde von allerlei Schmuck und behängen sich mit goldnen und silbernen Ringen und Armbändern, teihls aus Glasperlen, theils aus Krokodil-Zähnen gemacht. Die Wohnungen der Ova's sind klein, nicht über 15 Fufs lang, 12 breit und bis zum Anfange des Daches 5 Fufs hoch. Das Dach ist steil und wird mit *Hayrana* oder *Zuzura*, dem Papyrus der Alten (?) gedeckt. Die Wände bestehen aus runden Stämmen, deren Zwischenräume mit Zweigen durchflochten

sind. Jede Familie bewohnt ihr eignes, hinlänglich mit dem erforderlichen Geräthe versehenes Haus. Die Dörfer sind von verschiedner Gröfse, einige bis zu 1600 Häuser. Gewöhnlich liegen sie auf einer Anhöhe, in der Nähe von gutem Wasser, und sind dann mit zwei oder drei Gräben und einem Zaun von Palissaden befestigt.

Die Ova's sind reinlich, ordnungsliebend und betriebsam. In ihrem Hauswesen vereinigen sie Bequemlichkeit und Anstand. Zum Hausgebrauch halten sie Rinder, Schafe, Ziegen und Geflügel. Doch essen sie nur wenig Fleisch, sondern leben hauptsächlich von Pflanzenspeisen, von welchen sie einen grofsen Ueberflufs besitzen, namentlich Maniok, Mais, Yams, Brodfrucht, Pfeilwurz u. s. w. Reifs wird ebenfalls gebaut und sie haben davon eilf verschiedne Gattungen, von welchen einige in trocknem, andere in sumpfigem Boden gedeihen. Als die Ova's den Engländern zuerst bekannt wurden, bedienten sie sich statt der Teller der Blätter des auf der Insel einheimischen Baumes *Tonse* (*Urania*

Digitized by Google

speciosa), gewöhnten sich aber bald an die europäische Weise. Dieser Baum ist sehr häufig auf Madagascar und von den Franzosen seiner allgemeinen Nützlichkeit wegen nicht mit Unrecht *l'arbre du voyageur* (Baum des Reisenden) genannt worden. Er erreicht eine bedeutende Höhe. Fast jeder Theil ist zu benutzen. Wird er angebohrt, so giebt er einen reichlichen zuckerhaltigen Saft. Die Zweige und Aeste werden beim Hausbau verwendet; die Blätter, frisch abgepflückt, dienen als Teller und Schüsseln, und getrocknet bedient man sich ihrer, um die Bedachung der Häuser zu verstärken. Uebrigens sind die *Ova's* geschickte Handarbeiter, welche das, was sie sehen, recht gut nachzumachen wissen. Ihr Tuch und ihre Schmuckarbeiten sind vorzüglich.

Die Ova's scheinen indischer (?hinduischer?) Abstammung zu seyn, denn sie haben langes Haar, das sie sorgfältig in Zöpfe flechten. Ihr religiöser Glaube ist sehr gemischter Art. Unter andern wird die Beschneidung sehr hei-

Digitized by

lig gehalten. Man opfert bei dieser Gelegenheit einen Stier und vertheilt dessen Fleisch unter die Anwesenden, von denen jeder wieder etwas zum Feste beisteuern mufs. Die Ova's sind ein frohsinniges Volk und grofse Freunde von Tänzen, Erzählungen, und allerlei Spielen. Auch haben sie ein Tonwerkzeug, *Valleyah*, welches aus einem Stück Bambus besteht und Töne hervorbringt, die einem Glöckchen ähnlich klingen. Polygamie wird geduldet, ist jedoch nicht allgemein. Es herrscht grofse Familienliebe unter ihnen. Stirbt einer in der Fremde, so sorgt man dafür, dafs seine Gebeine in die Heimath kommen und bei den Seinigen begraben werden. Diefs wurde so weit getrieben, dafs bei einem Kriegszuge alle sich durch einen Eid verpflichteten, die Leichname ihrer Gefallnen den Angehörigen zurückzubringen. *Radama* aber, dessen Feldzüge oft in ferne Gegenden gingen, fand diesen Gebrauch sehr unbequem und besafs hinlängliches Ansehen, ihn abzustellen. Ein Begräbnifs auf dem Boden der In-

Digitized by Google

sel Madagascar selbst wird jetzt für genügend erachtet.

Der Name *Ova* soll von *Oove (Eva)* herrühren und dieser Ableitung zufolge behaupten sie, die Ureinwohner des Landes zu seyn. Die Provinz wird aber auch *Ancove* genannt, was so viel bedeutet als *entfernt*. Sie liegt auch wirklich ganz im Innern des Landes, 300 (engl.) Meilen von *Tamatave* und 160 vom nächsten Punkte der Küste. Der Name der Hauptstadt ist *Thanaan-arive* d. h. tausend Dörfer, und sie soll 8 bis 10,000 Einwohner enthalten. Sie liegt unter 18° 56′ südl. Breite und 47° östl. Länge von Greenwich, etwa 4000 engl. Fuſs über dem Meeresspiegel.

Malgaschen oder *Madegassen* ist der Name, welchen die Europäer im Allgemeinen sämmtlichen Eingebornen der Insel beilegen. Auf der Insel selbst aber nennt man, wie der oben erwähnte französische Offizier bemerkt, nur die nomadischen Stämme *Malgaschen*, welche die Küsten der Insel, besonders die östlichen, bewohnen. Ihre Haut ist sehr

Digitized by Google

schwarz, die Haare sind kraus, und die Gesichtszüge weit weniger regelmäfsig als bei den Ova's. Der Malgasche ist weichlich, feig und weibisch. Hat er ein Haus oder eine Pirogue, so bringt er, besonders wenn die Zeit des Reifsbaues noch nicht gekommen ist, den ganzen Tag damit zu, dafs er auf einer Matte sitzt und auf einem aus Bambus verfertigten Instrumente spielt, dessen düstere Töne ihn in eine melancholische Stimmung versetzen. Der Reifsbau und die Pflege einiger Hausthiere sind seine vornehmsten Beschäftigungen. Die Weiber bereiten sehr feine Gewebe aus den Fasern einer Baumrinde.

Unter *Saclaven* versteht man die Bewohner der westlichen Küste. Sie leben gleich denen der Ostküste als Nomaden. Ihre Haut ist schwarz wie Ebenholz; die Haare sind sehr kraus. In der Gesichtsbildung haben sie Aehnlichkeit mit den Malgaschen, unterscheiden sich aber von diesen wesentlich durch Stolz, kriegerische Neigungen und grofse Tapferkeit. *Radama* fand Gegner an ihnen,

Digitized by Google

die schwer zu unterwerfen waren, und noch jetzt tragen diese Stämme das Joch der Ova's ungern.

Wir meldeten im vorigen Jahrgange, S. LIV., die Rückkunft des Engländers *Burton*, welcher eilf Jahre lang die verschiednen Theile *Aegyptens*, namentlich die Gegenden zwischen dem *Nil* und dem *Rothen Meere* bereist hat. Sein Begleiter *Wilkinson* hat einen Theil dieser Reise beschrieben, welcher die Zeit vom Februar bis zum Juni 1823 umfafst, wo er durch Krankheit genöthigt wurde, nach Kairo zurückzukehren, und *Burton* nunmehr seine Reise allein fortsetzte.

Die Reisenden begaben sich zuvörderst über *Benisuef* nach dem koptischen Kloster *St. Anton* (von den Arabern *Deïr* oder *Mar* (Kloster) *Antonios* genannt). Es liegt etwa 76 (engl.) Meilen von Benisuef im *Wadi Arabah*, welches sich fast immer in östlicher Richtung von den westlichen Bergen der Wüste bis zum Rothen Meere erstreckt. Vom Letztern ist das Kloster 17 Meil. entfernt. Die Mönche leben von den

Digitized by Google

freiwilligen Beisteuern ihrer Glaubensgenossen in Aegypten, und sind sowohl durch ihre Ordensregel als durch ihre Lage mitten in einer unwirthbaren Wüste zu grofser Enthaltsamkeit gezwungen. Das Kloster ist uralt, denn ihr Stifter lebte zu den Zeiten Kaiser Constantins. Das Gebäude ist mit einer 30 bis 40 Fufs hohen Mauer umgeben und der Eingang geschieht durch eine Fallthüre, mittelst eines Strickes, an dem man hinaufgezogen oder herabgelassen wird. Doch lassen die Mönche keine Araber hinein, obschon sie die Freundschaft derselben, wenn sie unter ihren Mauern lagern, durch Geschenke an Lebensmitteln etc. zu erhalten suchen. Das Innere ist unregelmäfsig und gleicht einem schlechten arabischen Dorfe. Es sind hier drei Kapellen, von welchen die älteste aus der Constantinischen Zeit herrühren soll, was dem Baustyle nach zu urtheilen, nicht unglaublich ist. Alte Fresko-Malereien zieren die Mauern, auf welchen man auch koptische, arabische, armenische u. a. In-

Digitized by Google

schriften liest. Eine andere Kapelle enthält alte Gemälde aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums. Am Schiff der Kapellen und an den untern Seiten der Mauern sind eine Menge Straufseneier aufgehängt, Denkmähler eines alten Aberglaubens der Aegypter, welche diese Eier als Sinnbilder der Wachsamkeit betrachteten. Das Kloster hat auch zwei Gärten mit vielen Obstbäumen, besonders Datteln, Gemüse, Oliven, Weinstöcken, Aprikosen u. s. w. Das Wasser sammelt sich in grofsen Cisternen, welche Vorräthe auf mehre Monate enthalten. Die Mönche sagten, dafs ihre Büchersammlung nur aus einigen alten Bibeln bestehe, wollten sie aber nicht zeigen.

Deïr Ebkheit oder *Bekheit*, nordöstlich von Deïr Antonios, ist eine Station mit süfsem Wasser, hat aber ungeachtet des Namens *Deïr* kein Kloster mehr. Dasselbe ist der Fall mit mehren andern Stationen im Gebirge, z. B. *Deïr Buerat*, *Deïr Abu derráié*. Man kann aber aus diesen Benennungen schlie-

Digitized by Google

ſsen, daſs die Gegend in alter Zeit stark bewohnt war. Das Regenwasser sammelt sich hier in natürlichen Vertiefungen der Felsen, welche den Mangel an eigentlichen Quellen ersetzen. Die Regenzeit dauert nur 5, 10 oder höchstens 20 Tage. Die Reisenden fanden übrigens die Schrecken der Wüste nicht so groſs, als sie von vielen ihrer Vorgänger beschrieben werden. Wenigstens sahen sie eine Menge *Gazellen* und *Taïtals (Capra ibex)*, die sich vom Laube des *Seïalé (Acacia seyal)* nährten oder unter demselben Schutz vor den Geiern und andern Raubvögeln suchten. Auch an Rebhühnern war groſser Ueberfluſs. Die Fortsetzung des Weges brachte die Reisenden ans Meer und zwar an den von den Arabern so genannten *Mersé Zaffarana*, d. h. Safran - Ankerplatz. Das Ufer ist hier ganz niedrig und flach und der Boden sumpfig, so daſs der Aufenthalt daselbst während der heiſsen Jahreszeit sehr gefährlich seyn muſs. Das eine Ende dieser Bay, in welche das Wadi Arabah ausläuft, wird vom Vor-

Digitized by Google

gebirge *Abu derráié*, das andere vom *Safran-Cap* gebildet.

Auf dem Wege von hier nach Deïr Bolos sah man in der Nähe einer Landzunge, *Gradi Ruémi* genannt, die Spuren einer alten Stadt, aus Ruinen von Wohnhäusern bestehend, die übrigens nichts Merkwürdiges darboten. Man fand Bruchstücke von Vasen, Holzkohlen und Leinwand, aus denen sich schliefsen liefs, dafs die ehemaligen Einwohner ihre Todten verbrannt hatten und also entweder Griechen oder Römer gewesen waren. *Deïr Bolos* oder das *Kloster St. Paul* liegt 7 engl. M. von hier, in einer schönern Gegend als Deïr Antonios. Auch ist es besser und regelmäfsiger gebaut und die Mönche scheinen behaglicher als dort zu leben. Der Stifter war der heilige Paulus von Alexandrien, ein Freund des heil. Antonius von Theben. Beide zogen sich in diese Einöden zurück und gründeten die nach ihnen benannten Klöster. Deïr Bolos enthält 21 Geistliche, nebst mehren Layenbrüdern. Ehedem hatte das

Digitized by Google

Kloster viel von den benachbarten Stämmen *Maázi* und *Ababdé* zu leiden, welche in steten Kämpfen mit einander lebten. Seit aber *Mehemed Ali* über Aegypten regiert, ist die Ruhe hergestellt.

Die Reisenden machten von hier einen Ausflug nach dem 9 Meilen entfernten Meere, in der Richtung von Gradi Ruemi. Die Küste ist einförmig und öde, voll spitziger Korallen-Klippen, ohne allen Pflanzenwuchs. Die Mönche von St. Paul begeben sich von Zeit zu Zeit hieher, um Fische zu fangen, da sie ihrer Ordensregel gemäfs nur von Pflanzen und Fischen leben. Es fanden sich Spuren eines gescheiterten Schiffes, wahrscheinlich des englischen Transportschiffes „der Calcutta", welches 1802 im Rothen Meere verloren ging. Die Gebirge in diesem östlichen Theile Aegyptens bestehen aus Granit, Sand- und Kalkstein, Porphyr und Breccien. Nirgends aber sieht man vulkanische Felsarten, welche dagegen auf der entgegengesetzten Seite des Rothen Meeres, in Arabien, sehr häufig vorkommen.

Digitized by Google

Deïr Bolos war die letzte menschliche Wohnung, welche die Reisenden in diesen Gebirgen antrafen. Die Reisenden begaben sich von hier nach den Gebirgen *Dschebel Tenasep*, *Dschebel Huaschi*, und *Dschebel hemt-elabd*, wo sie am 14. April den majestätischen *Ghrarib* bestiegen. Die Pics dieses Berges haben viel Aehnliches mit den Aiguilles in der Nähe des Mont Blanc, nur fehlen die schönen grünen Thäler und Waldungen, welche den Fufs der Schweizerberge schmücken. Nach *Wilkinsons* barometrischer Messung erhebt sich der *Ghrarib* 5513 (engl.) Fufs über das Thal an seiner Grundfläche, und dieses liegt etwa 500 F. über dem Meere, so dafs die ganze absolute Höhe des Berges mehr als 6000 F. beträgt. Man erblickte vom Gipfel sehr deutlich die Gebirge Arabiens.

Am 1. Mai war die Temperatur bei Sonnenaufgang 70° F. ($16\frac{8}{9}$ R.) und Mittags 93° F. ($27\frac{1}{9}$ R.), bei Nordwestwind. Auch der *Khamsin* liefs sich spüren. Im Ganzen fand man die heifsen

Digitized by Google

Winde hier nicht so drückend als am Nil, wo sie eine Menge feinen Sand emporheben, der die Luft verdunkelt. Der Südwest ist nicht, wie man gewöhnlich annimmt, der heifseste. Die beiden heftigsten und lästigsten Khamsins, welchen die Reisenden ausgesetzt waren, kamen der eine von Norden, der andere von Südsüdost. Am 5. Mai war die Hitze bei einem solchen Südsüdostwinde um 11 Uhr Vormittags 101° F. (30⅔° R.), und am 6. Mai zu derselben Stunde 107° F. (33⅓° R.).

Schon auf dem Wege von Deïr Bolos nach Dschebel Huaschi hatte man eine kleine verlassene Kupfergrube gefunden und bei *Dschebel Dara* Trümmer eines alten Schmelzofens und von Wohnungen der Bergleute. Bei *Dschebel Dokhán* (Berg des Rauches), wo die Reisenden am 6. Mai anlangten, entdeckten sie die weitläuftigen Steinbrüche, aus welchen einst die Römer jene prachtvollen Porphyrmassen bezogen, mit denen sie ihre Gebäude schmückten. Man sieht noch zwei gröfstentheils verschüt-

tete Brunnen, die eine ungeheure Arbeit gekostet haben müssen. Beide haben 15 Fufs im Durchmesser. Der eine ist ganz in dem festen Porphyrfelsen ausgehauen und seine jetzige Tiefe beträgt noch 38 Fufs; der andere ist nur 32 F. tief und mit Mauerwerk ausgekleidet. Beim Letztern befinden sich die Ruinen, welche die Araber *Beled Kebir*, das grofse Dorf, nennen. Sie liegen auf einer Anhöhe und bestehen aus vielen Gebäuden von verschiedner Gröfse. Am nördlichen Ende ist ein Platz, wo Werkstätten gestanden haben mögen, in welchen kleine Porphyr-Mörser verfertigt wurden. Man sieht deren noch eine Menge, die nicht vollendet worden sind. An einer andern Stelle bemerkt man einige runde Löcher in der Erde, aus gebranntem Thon gebildet, welche vermuthlich zum Waschen eines Erzes gedient haben, obschon aufser den Porphyrbrüchen keine Spuren von Bergbau auf Metalle zu finden sind. Ein gröfseres Haus, vielleicht die Wohnung des Präfekten, enthält einen kleinen Hof,

Digitized by Google

auf jeder Seite mit vier Pfeilern, welche ein Dach tragen, unter dem sich eine Cisterne befand. Rings um dieses Gebäude geht eine Mauer mit Thürmen, die wahrscheinlich zur Vertheidigung gedient haben. Am Fufse des Berges, worauf die Stadt liegt, sieht man eine doppelte Reihe von Häusern, worin die Arbeiter gewohnt zu haben scheinen. Etwas weiter aufwärts im Thale, gegen Süden, steht ein dem *Serapis* geweihter Tempel, der aber nicht vollendet worden. Nur das untere Mauerwerk ist fertig; die jonischen Säulen liegen umher und sind schön gearbeitet. Aus einer griechischen Inschrift geht hervor, dafs dieser Bau unter dem Kaiser *Hadrian* begonnen worden ist. Am Fufse eines westlich davon liegenden Berges stand ein kleines Dorf, wo die Porphyrblöcke bearbeitet wurden, die man auf einer trefflichen Strafse bis hieher schaffte. Aus den grofsen Blöcken wurden Säulen, Sarkophage, Badwannen etc. gehauen, aus den kleinern Vasen und andere Gegenstände von geringerer Be-

Digitized by Google

deutung. Man sieht noch viele solche Blöcke halb vollendet in der Lage, wie sie die Arbeiter verlassen haben. Der hiesige Porphyr ist von jener feinkörnigen rothen Gattung mit weifslichen Flecken, die man noch jetzt so häufig unter den Alterthümern Roms antrifft.

Ueber den Berg, welcher das südliche Ende des Thales von *Beled Kebir* schliefst, dehnt sich im Zickzack eine alte Strafse, welche weiterhin dem Bette der Wildbäche folgt, die zur Regenzeit über das Gebirge herabstürzen. Sie hatte an manchen Stellen 48 bis 50 Fufs Breite. An den Seiten waren Steine und weiter auf der Höhe kleine Pfeiler aufgerichtet, um die Richtung des Weges zu bezeichnen, der nicht blofs zum Transport der Porphyrblöcke, sondern auch für die Lastthiere und Reisenden dienen mochte, die aus *Myos Hormos* Waaren nach *Beled Kebir* brachten. Weiter südöstlich im Thale sieht man Ueberreste zweier militärischer Posten, die zur Beschützung der Strafse gedient zu haben scheinen.

Digitized by Google

Wilkinson besuchte von hier aus auch die am Meer gelegnen Ruinen von *Myos Hormos*, welche *Burton* schon im Jahr 1822 entdeckt hatte. Diese berühmte Niederlage für die Waaren aus Arabien und Indien, welche von hier auf einer bequemen Strafse mittelst Kameelen nach *Koptos* (dem heutigen *Keft*) am Nil geschafft wurden, hat gegenwärtig keinen einzigen Bewohner mehr. Die niedrige Lage am Meere ist aber auch äusserst ungesund. *Wilkinson* blieb nur eine Nacht hier und kam mit einer heftigen Dyssenterie nach Gattar zurück. Die Luft, sagt er, ist in den Sommermonaten so feucht und heifs wie in einem türkischen Bade. Der alte Hafen wurde durch eine kleine Bucht gebildet, welche sich nach Norden etwas landeinwärts zog, so dafs die Schiffe hier ganz sicher vor Anker gehen und ausladen konnten. Im Laufe der Zeit ist diese Bay durch die Winde ganz versandet worden und heut zu Tage kann sich selbst zur Fluthzeit kein Schiff hinein wagen, ohne zu stranden. Dasselbe

wird mit dem benachbarten *Kosseïr* und allen andern Häfen dieser Küste geschehen, wenn man ihre Reinigung vernachlässigt.

Wilkinson besuchte von Gattar aus die Ruinen von *Fatireh*. Hier waren ehemals weitläuftige Granitbrüche. Man sieht noch die Trümmer einiger unvollendeten Säulen auf der Erde liegen. Es ist ein graulicher Granit (Syenit), wie er überall in diesen Gebirgen gefunden wird. Unter den Ruinen befindet sich ein unausgebauter Tempel mit einem zerbrochnen Altar, aus dessen Inschrift hervorgeht, dafs dieser Bau im zwölften Regierungsjahre des Kaisers *Trajan* unternommen worden. — In Gattar trennte sich *Wilkinson* von seinem Freunde *Burton* und begab sich über Keneh und Dokhan nach Koptos am Nil zurück. *)

Die Franzosen *Michaud* und *Poujoulat*, von deren Reisen in Syrien und Klein-Asien wir im XI. Jahrgange

*) *Nouv. Annal.* etc., 1834, Septbr., S. 292 u. ff.

Digitized by Google

(1833), S. LV. u. ff. Nachricht gegeben haben, theilen in ihren zu Paris erschienenen Briefen über den Orient auch in Betreff *Aegyptens*, namentlich über den *jetzigen* Zustand desselben, Mancherlei mit, was durch den Reiz der Neuheit und lebhafte Darstellung interessirt. *Poujoulat* fuhr im März 1834 von Rosette aus den Nil aufwärts. Die Fahrt auf diesem Flusse ist, besonders zu jener Jahreszeit, ziemlich gefährlich. Die hochstehenden Segel sind dem Winde sehr ausgesetzt und das Schiff kann bei der Nachlässigkeit und Sorglosigkeit, mit welcher es geleitet wird, leicht umschlagen. Selbst See-Offiziere sagen, dafs sie die Fahrt auf dem Nil mehr scheuen, als die auf dem Ocean. Alle Vorstellungen, die dem *Reis* (Schiffskapitän) deshalb gemacht wurden, blieben ohne Erfolg. Die Antwort war stets: „Es ist so Sitte.“ Zuweilen stiefsen die Reisenden wirklich auf umgeschlagne Fahrzeuge, und fragten sie nach der Ursache, so hiefs es: „Gott hat es so gewollt.“

Noch mehr als die Winde und Stürme waren die Räuber zu fürchten, welche gewisse Dörfer am Nil bewohnen. Diese Dörfer waren indessen den Schiffern wohl bekannt, und sie hüteten sich, während der Nacht bei denselben anzulegen, ermahnten auch die Reisenden, auf ihrer Hut zu seyn. Die ägyptischen Räuber lauern den vorüberfahrenden Schiffen auf, überfallen die schlafenden Reisenden, plündern sie und nehmen ihnen zuweilen sogar das Leben. *Mehemed Ali* führt schon seit langer Zeit einen Vertilgungskrieg gegen diese Piraten des Nils und hat mehre von ihren Dörfern ganz niederbrennen lassen, aber dennoch ist es ihm nicht gelungen, sie ganz auszurotten. Alles, was man von den Gaunern der grofsen europäischen Städte erzählt, ist nichts gegen die Verschlagenheit, mit der ein Fellah zu Werke geht, wenn er sich des Eigenthums eines Andern bemächtigen will. Einen ganzen Tag hält er sich, wenn es seyn mufs, selbst an den ekelhaftesten Orten verborgen, windet sich wie

Digitized by Google

eine Schlange durch alle Schlupfwinkel und schlüpft wie eine Eidechse durch eine Mauerspalte. Kommt endlich der günstige Augenblick, so ist sein Vorhaben in einer Minute ausgeführt; ein Haus, ein Schiff ist im Augenblick ausgeplündert, und zieht er ab, so kann man darauf rechnen, dafs man da, wo er war, auch nicht das Geringste mehr findet. Damit man sie nicht erkenne, und um desto leichter entschlüpfen zu können, pflegen diese Räuber ganz nackt auf ihre Expeditionen auszugehen, und selbst wenn man sie entdeckt, haben sie in einem Augenblick die Wüste erreicht, wo man ihrer so leicht nicht habhaft werden kann.

Zu der Furcht vor Räubern und Schiffbruch gesellte sich der Verdrufs über mancherlei Ungemach, das die Reisenden auf dem kleinen Fahrzeuge selbst auszustehen hatten. „Wir hatten in unserer Kajüte“ — erzählt der Verf. — „die zehn Plagen Aegyptens in einem kleinen Auszuge beisammen. Alle Insekten, die uns vergangnen Sommer am

Digitized by Google

Hellespont gepeinigt hatten, suchten uns auch auf dem Nil heim. Tausende von Wanzen liefsen uns Tag und Nacht keine Ruhe. Alles Abwaschen wollte nichts helfen, und als ich dem Reis unsere Noth klagte, antwortete er: „Sie können sich glücklich schätzen, dafs die Fliegen und die Schnaken noch nicht da sind, die sich erst im Monat Junius einstellen; dann kann man weder den Mund aufthun, ohne deren zu verschlukken, noch ein Fleckchen am Leibe aufzeigen, das nicht zerstochen wäre.“ Was uns jedoch noch lästiger fiel, das waren die Ratten und Mäuse. Als wir von Rosette abfuhren, liefs sich nichts von diesem Ungeziefer spüren, bald aber war das ganze Schiff damit angefüllt. So oft wir am Lande anlegten, kletterten ganze Colonien von Ratten über das Seil in unser Fahrzeug. Bei Tage spazierten sie in der Kajüte umher, liefen des Nachts über uns weg und wufsten unsere Vorräthe besser zu finden, als selbst der Schiffskoch Ibrahim. Nachdem sie Alles verschlungen

Digitized by Google

hatten, was sie nur immer erreichen konnten, fingen sie an die Bretter zu benagen. Eines Morgens wurden wir durch ein Angstgeschrei auf dem Schiffe, das mit uns fuhr, aufgeweckt. Die Ratten hatten ein grofses Loch in den Boden desselben genagt; das Wasser drang bereits in Menge ein, einige Waarenballen waren verdorben, und man hatte alle Mühe, das Fahrzeug so weit herzustellen, dafs es die Reise fortsezzen konnte.“ Diese erste Fahrt endete mit der Ankunft in *Kairo*. Was der Verf. über die Pyramiden sagt, enthält nichts Neues. *)

Eine neuere Reise nach *Nubien* und *Aethiopien* bis über *Meroë* hinauf, welche der Engländer *G. A. Hoskins* im J. 1833 unternommen hat, ist, mit vielen Abbildungen merkwürdiger Ueberreste des Alterthums, vor Kurzem in London erschienen. Das Geographische Institut zu Weimar hat bereits eine teutsche Bearbeitung derselben angekündigt.

---

*) *Ausland*, 1835, Nr. 21, 23 und 24.

Die Zeitschrift *Ausland* giebt *) eine Uebersicht des Wesentlichsten, aus welcher wir Einiges ausheben.

Der Hauptzweck des Reisenden war die genaue Untersuchung der alten Denkmähler. Er nahm deshalb einen italiänischen Künstler, *Bandoni*, mit. Dabei versäumte er aber keineswegs, die *jetzigen* Bewohner des Landes kennen zu lernen und seine Bemerkungen über diese einst unabhängigen, jetzt unter den Scepter *Mehemed Ali's* gebeugten Stämme, sind besonders wegen des Aufschlusses interessant, den sie über das System der Provinzial-Verwaltung ertheilen. Der Verf. schildert den Zustand der nubischen Bauern als eben so elend, wie den der ägyptischen Fellahs ist; der Unterschied besteht nur darin, dafs sie ihre Armuth mehr der eignen

*) Jahrg. 1835, Nr. 213 — 217, und Nr. 228 und 229. Auch die Engländer *Waddington* und *Hanbury* haben, und zwar schon im J. 1820, die Alterthümer in Aethiopien untersucht. S. den II. Jahrg. unsers Taschenbuchs, (1824) S. 381 u. ff.

Digitized by Google

Trägheit als dem Druck ihrer Beherrscher zuzuschreiben haben. Zu *Korosko* fand *Hoskins* den Statthalter eben so habsüchtig, als es alle diese Beamten in den entlegnen Provinzen zu seyn pflegen. *Mehemed Ali* hat jedoch ihrer Habgier Schranken gesetzt. Vor wenig Jahren noch hätte die Verweigerung von Geschenken einem Reisenden, wo nicht sein Leben, doch sein Eigenthum gekostet, und die Beschimpfung eines Sekretärs wäre mit der Bastonnade geahndet worden; jetzt aber tragen diese würdigen Beamten eine getäuschte Erwartung mit mehr Gelassenheit. Je weiter der Reisende nach Süden kam, desto weniger zurückhaltend fand er die Einwohner, und auch dem weiblichen Geschlecht war eine Freiheit gestattet, die in andern mohammedanischen Ländern ungewöhnlich ist. In *Gagi* durfte er es sogar wagen, in den Harem des Scheik zu gehen, ohne dafs dieser ihn begleitet hätte. In *El Makarrif*, der Hauptstadt der jetzigen Provinz Berber, wurde er vom Bey äufserst gastfreundlich

Digitized by Google

und uneigennützig aufgenommen, und erhielt die Erlaubnifs, verschiedne Personen seines Hofstaats abbilden zu lassen.

In der Beschreibung von *Schendy* weicht Hoskins von *Burckhardt* ab und schildert es nicht so bedeutend, als dieser. Freilich war Letzterer 13 Jahre früher dort. Jede kleine Stadt in Ober- und Unter - Aegypten, sagt *Hoskins*, sieht eher einer Hauptstadt ähnlich als Schendy. Die Häuser (6 bis 700 mit höchstens 3500 Einwohnern) sind nicht viel besser als Hütten. Läden und Kaffehhäuser giebt es gar nicht, und das umliegende Land ist kahl und unfruchtbar. Aber die Strafsen sind breit und man findet mehre offene Plätze, die zum Theil als Märkte dienen. Die bedeutendsten der zum Verkauf ausgestellten Artikel waren Kameele und Sklaven; ausserdem sah man Buckelochsen, Schafe und Ziegen. Die Bauern verkaufen auch eine geringe Gattung Ziegenkäse, der starken Absatz findet. Die Kaufleute von Kairo bringen Kleider von weifsem Baumwollenzeug, ordinäre Messerschmied-

Waaren, Seife, sehr guten abyssinischen (?) Kaffeh, Glaskorallen, Muscheln, kleine gläserne Spiegel, Antimonium zum Färben der Augenlider und Hennah zum Färben der Hände, nebst mehren Arten von Gewürzen und Essenzen.

Die Fruchtbarkeit des Landes, von dem jetzt ein grofser Theil zur Wüste geworden ist, läfst sich aus folgenden Angaben beurtheilen. Das Gebiet des Kaschef von *Meroueh* erstreckt sich bis *Wanly*, den Flufs abwärts, ungefähr 30 engl. Meilen, oder eine Tagereise zu Land, und flufsaufwärts bis *Berber*, zwei Tagereisen zu Land. Innerhalb dieses kleinen Bezirks, von dem nur die Ufer des Nils bebaut sind, befinden sich 1368 Bewässerungsräder, von deren jedem der Regierung jährlich 20 Thaler, also zusammen 27,360 Thaler *) entrichtet werden müssen. Diese zieht

*) Wahrscheinlich sind ägyptische *Talaris*, zu 1 Fl. 43$\frac{1}{5}$ Xr. Conv. Mze. gemeint. Die obige Summe würde 47,878 Fl. 12. Xr. betragen.

aufserdem noch dadurch einen bedeutenden Gewinn, dafs sie die Bauern zwingt, Indigo zu bauen. Für den Cantar Pflanzen wird ihnen 12 Piaster bezahlt und aus dem Cantar werden 190 Drachmen Indigo bereitet. Im Bezirk *Dongolah* sind fünf Indigofabriken: Meroueh, Handek, Haffir, Dongolah Agos und El Ourd, in denen zusammen jährlich 1846 *Okres* fabricirt werden. *) Die Landleute bauen diese Pflanze sehr ungern, weil sie viele Arbeit macht und der dafür bezahlte Preis keine hinlängliche Vergütung ist. Die *Schagias*, welche diesen Bezirk bewohnen, sind minder gedrückt als ihre Nachbarn und gelten, wie schon *Burckhardt* und *Waddington* bemerkten, für die tapfersten unter den arabischen Stämmen. Sie haben dem jetzigen Pascha von Aegypten am längsten widerstanden und werden daher auch noch immer mit einiger Schonung behandelt. Ein Regiment Schagias ist

*) Der *Okre* hält 2¾ *Rotles*, das *Rotle* zu 12 Unzen; 150 Rotles machen 1 *Cantar*.

in des Pascha Diensten und führt den Krieg gegen die Neger an der südlichen Gränze des Königreichs.

Von der Stadt *Dongolah* liegt ein Theil in Ruinen; die Wüste hat sich bis in ihre Strafsen ausgedehnt. Viele Häuser sind ganz mit Sand bedeckt und kaum ein Einwohner sichtbar. *Hoskins* bekam nicht eher Menschen zu Gesicht, als bis er in die Häuser trat. Mehre schöne Gebäude mit Höfen und Gallerien, welche reichen Leuten gehört haben mufsten, standen alle verlassen. *Neu-Dongolah* stellt der Verf. in einem günstigern Lichte dar als die meisten andern Städte am obern Nil. Die *Ababdi*-Araber, in deren Bezirk es liegt, scheinen civilisirter zu seyn als die übrigen Stämme. — Der Sklavenhandel blüht in Aegypten, und die Grausamkeit derer, welche diesen schändlichen Verkehr treiben, ist zu Lande eben so grofs als zur See.

Der englische Missionär *Samuel Gobat* hat im J. 1834 zu London das Tagebuch seines dreijährigen Aufenthalts

in *Abyssinien* *) herausgegeben, welches sich über den politischen, bürgerlichen, militärischen, religiösen und moralischen Zustand dieses Landes verbreitet. Da wir erst im vorigen Jahrgange S. LIV. u. ff. *Ruppells* Beobachtungen über Abyssinien mitgetheilt haben, so begnügen wir uns in Betreff dieses Gobat'schen Tagebuches auf *Berghaus Annalen*, Nr. 118 und 119 (Januar und Febr. 1835) zu verweisen, wo sich S. 415 u. ff. eine Uebersicht vom wesentlichsten Inhalte desselben befindet.

Der englische Major *Sir Grenville Temple* hat die Beschreibung einer Reise herausgegeben, welche er in den Jahren 1832 und 1833 in das Innere der Berberei, namentlich nach *Algier* und in das Beylik von *Tunis* unternommen hat. **) Seine Aufmerksamkeit war zunächst auf Gegenstände des Alterthums, aufserdem

---

*) *Journal of a three Years Residence in Abyssinia.* London, 1834.

**) *Excursions in the Mediterranean. Algiers and Tunis.* II. Voll. London, 1835. Mit 2 Karten und einigen Kupfertafeln.

Digitized by Google

aber auch auf den jetzigen Zustand der von ihm bereisten Gegenden und Städte gerichtet. Wir haben im vorliegenden Jahrgange dieses Taschenbuches, S. 243, diejenigen Abschnitte seines Werks, welche sich über *Tunis* verbreiten, mitgetheilt.

Ein teutscher Reisender, der Architekt und Professor der Alterthumskunde *Hanegger*, aus Donaueschingen im Grofsherzogthum Baden, befindet sich ebenfalls seit dem J. 1832 in *Tunis*, um über diesen Staat topographische und statistische Nachrichten zu sammeln. Am 12. Mai 1834 reiste er von sechs Soldaten des Beys begleitet, mit dem Entschlusse von Tunis ab, die ganze Regentschaft zu besuchen; allein vier Monate später war er genöthigt, nach *Tunis* zurückzukehren, ohne seinen Plan ganz ausgeführt zu haben. Die Früchte seiner bisherigen Arbeiten wollte er im Sommer 1835 nach Europa schicken und dann eine *zweite Reise* antreten, welche, so viel möglich in gerader Richtung, von Tunis aus durch das *Innere von Afrika* nach dem *Vorgebirge der guten Hoff-*

Digitized by Google

nung (!) gehen soll; ein höchst abenteuerliches Unternehmen, dessen glückliche Ausführung schwerlich zu hoffen ist. Er wünscht dabei von der Pariser Geographischen Gesellschaft unterstützt zu werden. *)

Der französische Naturforscher *Perrottet*, von dessen Wanderungen in *Senegambien* schon im XII. Jahrgange, S. XIII. u. ff., die Rede war, hat seine Untersuchungen in diesem Theile vom westlichen Afrika fortgesetzt und die Kenntnifs desselben, namentlich in botanischer und ethnographischer Hinsicht, beträchtlich erweitert. Im J. 1828 begab er sich nach der Halbinsel des Grünen Vorgebirges und nach *Albreda*, am rechten Ufer des Gambia, wo die Franzosen ein Comtoir mit einem Residenten haben. Es liegt 300 Klafter vom Flusse entfernt. Der Boden ist vortrefflich, schwärzlich wie Torferde und fast immer von süfsem Wasser befeuchtet, da unzählige Quellen aus ihm hervor-

*) *Ausland*, 1835, Nr. 173.

Digitized by Google

sprudeln. Man findet hier eine Menge der schönsten Bäume. Weiterhin dehnt sich, parallel mit dem Flusse, eine weite Hochebene aus, auf welcher ebenfalls interessante Gewächse angetroffen werden. Die französischen Schiffe kommen hieher, um Holz einzunehmen. Es liegen mehre Dörfer an diesem Theile des rechten Gambia-Ufers. Die Einwohner sind sanftern Gemüths und gastfreundlicher als an den Ufern des Senegal; auch sind sie arbeitsamer und weniger zum Diebstahl geneigt. Diese Neger gehören zum Stamme der *Mandingos* oder *Soseh's*, und unterscheiden sich rücksichtlich der Farbe und der Gesichtsbildung nicht wesentlich von den Wolofs am Senegal; nur scheinen sie minder stark und weniger behaart zu seyn. Ihre Sprache ist ein verstümmeltes Bambara mit Sarracolet gemischt. Die Kleidung ist ebenfalls von der am Senegal gebräuchlichen wenig verschieden. Diese Neger bauen viel Reifs, aber wenig Hirse, obschon der Boden sehr gut dazu geeignet wäre. Der Reifs ist nicht blofs

Digitized by Google

die Hauptnahrung, sondern auch ein bedeutender Handelsartikel, der in Menge nach *St. Mary*, *Goree* und *St. Louis* gebracht wird. Baumwolle, Indigo und Tabak wird nur nebenbei angebaut. Der gröfste Reichthum der Sosehs besteht in allerlei Nutzvieh, namentlich Rindern, Ziegen, Schafen und Schweinen. Alle diese Thiere aber unterscheiden sich so wesentlich von denen in Europa und selbst am Senegal, dafs man sie als besondere Gattungen (? wohl nur Rassen) betrachten kann. Pferde sind am Gambia selten; nur die Häuptlinge der Dörfer und die Vornehmern unter den Negern besitzen dergleichen. Die Sosehs zeichnen sich auch durch den Bau ihrer Hütten aus. Die Wände bestehen nicht aus Schilfgeflecht, sondern sind von gut durchgeknetetem Lehm aufgeführt, der getrocknet eine grofse Festigkeit erlangt. Das aus Stroh oder Palmblättern verfertigte Dach läuft bis zu einer zweiten sogenannten Stützmauer herab, und bildet mit dieser rings um das Haus einen bedeckten Gang.

Digitized by Google

Unter den Bäumen dieser Gegend ist das *Eriodendron anfractuosum* sehr häufig, ein Baum, der ohne Zweifel nächst dem Baobab (oder Affenbrodbaum) der höchste und stärkste in diesem Theile von Afrika ist. Die Einwohner am Gambia verfertigen aus dem vollkommen geraden Stamme, der sich leicht aushöhlen läfst, ihre Piroguen, die 60 — 70 Fufs lang, 4 — 5 breit und beinahe eben so tief sind. Zuweilen sah der Reisende auch den *Bombax buonobozense*, einen dem vorigen sehr ähnlichen Baum, der ihm weder an Höhe noch Dicke nachsteht; eben so den *Mampata (Parinarium excelsum)*, einen schönen Baum, der oft 80 — 100 F. hoch wird und seine gewaltigen Aeste weit ausstreckt.

Hinter *Albreda*, von dem benachbarten Dorfe *Gilfreh* aus, fängt die grofse, aus trocknem und sandigem Boden bestehende Hochebene an, welche sich bis an die Ufer des Senegal erstreckt. Die Bäume stehen hier sehr vereinzelt und sind gröfstentheils verkrüppelt. Die mit Dornen besetzten Akazien, welche am

Senegal so häufig sind, fehlen am Gambia gänzlich. Der unfruchtbare Boden dieser Hochebene bietet im Ganzen einen von dem *Aegyptens*, *Nubiens* und *Arabiens* nur wenig verschiedenen Pflanzenwuchs.

Zu Ende März 1828 fuhr *Perrottet* den Gambia hinab, um sich nach den Ufern des *Casamanza* zu begeben. An der Mündung des *Gambia* in dem englischen Posten *St. Mary* angelangt, empfing der Patron des Fahrzeugs seine Papiere zurück, die er bei der Einfahrt in den Flufs der Behörde hatte übergeben müssen. Diefs ist eine Vorsichtsmafsregel, welche die Engländer gegen französische Schiffe beobachten, die den Gambia hinauffahren. Es ist den Kapitänen ausdrücklich verboten, über den französischen Posten (Albreda), den einzigen, den Frankreich hier besitzt, hinaus zu gehen und am linken Ufer zu landen. Die Engländer wollen dadurch jede Ausdehnung des französischen Handels in dieser Gegend hintertreiben. Die Mündung des *Casamanza* ist von der

Digitized by

Gambia-Mündung 30 Stunden entfernt. Am rechten Ufer derselben sollte damals ein französisches Comtoir errichtet und ein Resident eingesetzt werden. Das Schiff, auf dem *Perrottet* ankam, sollte hier eine Ladung Kalk einnehmen. Dieser wird aus Austern und andern Schalthieren gebrannt. Die Oefen liegen ungefähr 3 Stunden von der Mündung und bestehen aus grofsen, etwa $3\frac{1}{2}$ Fufs tiefen Löchern. Das sumpfige Delta des Flusses ist von dicht belaubten Rhizophoren eingefafst, deren Wurzeln mit einer ungeheuern Menge von Austern bedeckt sind. Bei niedrigem Wasserstande werden diese Austermassen, die von ferne wie Felsen aussehen, sichtbar, und dann eilen die Eingebornen herbei, um sie zu sammeln. Der Verf. fand auf der Insel, wo die Kalköfen stehen, eine Menge seltner und selbst neuer Baumgattungen, z. B. *Erioglossum centiflorum*, *Trichilla prieuriana*, *Ochra dubia*, *Oncoba spinosa*, *Randia longistyla*, u. s. w. nebst einer neuen höchst merkwürdigen Gattung von der Familie der

Pielaceen. An den Ufern des Flusses liegen weiter landeinwärts mehre Dörfer. Die Einwohner sind *Felups- Yola* von geselligem und sanftem Charakter. Diese Neger bauen ihre Hütten ebenfalls aus Lehm, aber gröfser und höher als die Sosehs. Sie haben Ziegen, Schafe, Schweine und Hühner, die mit ihnen in denselben Hütten leben. Die Hauptnahrungsmittel sind gedörrte Austern und andere Schalthiere, so wie auch Reifs. Die Weiber sind im Ganzen sehr häfslich. Fast alle haben ihre Zähne spitzig zugefeilt. Der Verf. fand in keinem dieser Dörfer irgend Jemanden, der eine obrigkeitliche Gewalt ausübte. Die wenigen öffentlichen Angelegenheiten werden in allgemeinen Versammlungen *(Palavers)* abgemacht. Nirgends war eine Spur von religiösem Cultus zu bemerken, und auch die Begleiter Perrottets, welche das Land genau kannten, wufsten nicht, ob diese Neger irgend eine Art von Götzendienst hätten.

Der *portugiesische* Posten *Zinginchor* liegt am linken Ufer des Casamanza,

Digitized by Google

etwa 10 Stunden von der Mündung. Er besteht aus einigen Hütten, die denen der Eingebornen ganz ähnlich sehen. Einige von einem Lieutenant befehligte, sehr ärmlich aussehende Soldaten bildeten damals die ganze Besatzung. Es wurde nicht der geringste Handel getrieben. Kraft der Rechte, welche die Portugiesen in Folge des langen Besitzes von diesem Gebiete erworben zu haben glauben, betrachten sie jede fremde Niederlassung als eine Verletzung ihres Eigenthums und als einen Mifsbrauch der Gewalt gegen den Schwächern. Am 10. April verliefs Perrottet diesen Flufs und traf am 18. nach einer beschwerlichen Fahrt in *Goree* ein. *)

Das Journal der Londoner Geographischen Gesellschaft giebt aus dem handschriftlichen Tagebuche des englischen Marine-Capitains *Bartholomen* Auszüge, welche einige Inseln der *Azoren* und den Archipel des *Grünen Vor-*

*) *Ausland*, 1834, Nr. 318, 319, 321, 322, 325 und 326.

Digitized by Google

gebirges betreffen. Da wir schon im XII. Jahrg. unsers Taschenbuches (1834) S. 272 u. ff. einen Aufsatz über die Azoren geliefert haben, so wollen wir uns hier auf einige Notizen über die *Capverdischen* Inseln beschränken. *Furgo* ist fruchtbar an Mais, Erbsen und allerlei andern Küchengewächsen. Das Klima ist zwar heifs, aber gesund. Wasser ist selten und schlecht, obschon es aus felsigem Boden hervorbricht; nur an der Küste ist ein guter Brunnen, der aber zuweilen von der Fluth überschwemmt wird. Die Einwohner machen Baumwollenzeuge für den Handel mit Guinea. Die Insel *Brava* ist sehr hoch und könnte weithin sichtbar seyn, wenn sie nicht immer in dicken Nebel gehüllt wäre. Dennoch ist das Klima gemäfsigt und gesund. Auf dem fruchtbaren Boden wächst viel Mais, Erbsen und andere Küchengewächse, aber das Holz ist aufserordentlich selten. *St. Vincent* ist sehr gebirgig und den Winden sehr ausgesetzt. Vieh giebt es hier in Ueberfluſs, aber es ist mager, und in der

Digitized by Google

trocknen Jahreszeit geht viel davon zu Grunde. Die Erzeugnisse sind Orseille und ein wenig Baumwolle. Getraide und Obst kommt von St. Antonio. Die Bay *Porto Grande* ist eine der gröfsten und sichersten des Archipels. *St. Antonio* ist hoch und reich an Quellen. Man erzeugt viel Getraide, alle Arten von Küchengewächsen und Obst, und sammelt viel Orseille. Baumwolle bildet einen vortheilhaften Handelsverkehr mit der Küste von Guinea. Gute Ankerplätze sind der *Porto da Punta do Sol* und die Bay von *Tarafal*. *Santa Lucia* ist von mäfsiger Höhe und erzeugt etwas Baumwolle und viel Orseille. Die ehemaligen Pflanzungen sind fast ganz aufgegeben und die Insel beinahe menschenleer. An der Küste fängt man viel Schildkröten. *Branco* und *Razo* sind unbewohnt. *St. Nicolas* hat 2 ansehnliche Berge, die man 15 Lieues weit sehen kann: den *Pic du Commerce*, in der Mitte der Insel, und den *Mont Gordo*, auf der westlichen Spitze. Der Boden ist fruchtbar und liefert den Schiffen allerlei Erfri-

Digitized by Google

schungen, zu niedrigen Preisen; aber Holz und Wasser sind selten.*)

Für die Kunde *Asiens* dürfen wir wahrscheinlich sehr schätzbare Beiträge von dem Arzte *Honigberger*, aus Kronstadt in Siebenbürgen gebürtig, erwarten. Er ist, nachdem er sich gegen zwanzig Jahre lang in verschiednen Ländern Asiens aufgehalten, im November 1834 in *St. Petersburg* und im Aug. 1835 in seiner Heimath wieder angekommen. Von seiner Vaterstadt begab er sich zuerst nach *Konstantinopel*, und von da nach dem *Libanon* und nach *Kairo*, wo er ein Jahr lang in Diensten des Vicekönigs stand. Hierauf bereiste er *Anatolien*, um Alterthümer aufzusuchen, diente sieben Jahre als Arzt bei verschiednen Häuptlingen in *Syrien*, und ging nach *Bagdad*, *Abuschir*, *Schiras* und *Ispahan*. Von letzterer Stadt wollte er sich nach Indien begeben. Da aber gerade um jene Zeit Persien im Kriege mit Rufsland begriffen war, so

*) *Nouv. Ann.*, 1835, April, S. 93 u. ff.

gerieth er bei der Fortsetzung der Reise in Lebensgefahr und kehrte deshalb über *Kermansche* nach *Bagdad* zurück. Von da ging er nach *Basra* (Bassora oder eigentlich Busra), wo er sich nach *Maskat* einschiffte und von dort über Hyderabad und Multan nach *Lahore*, der Hauptstadt des Rundschit Sing, reiste. Diesem Fürsten diente *Honigberger* fünf Jahre und entschlofs sich dann, wieder nach Europa zurückzukehren. Anfangs versuchte er den *Indus* hinabzugehen, um die Rückreise zur See zu machen; allein die damaligen Unruhen unter den Afghanen verhinderten ihn daran. Er wendete sich daher nordwärts, nach *Kabul*, wo er ein halbes Jahr zubrachte. Von da ging er nach *Balkh* und *Bokhara* und gelangte mit der von hier abgehenden Karawane nach *Orenburg*, und später über Kasan nach St. Petersburg. Er hat die ganze Reise als Europäer gemacht. Seine Sammlungen scheinen hauptsächlich in Alterthümern, namentlich Münzen und geschnittenen Steinen zu bestehen, welche, wie Nachrichten

Digitized by Google

aus St. Petersburg versichern, von sehr grofsem geschichtlichen Werthe seyn sollen. *)

Ueber die bekannte Mission des französischen Generals *Gardanne*, welchen Napoleon im J. 1808 u. ff. an den Hof des Schah von *Persien* schickte, sind vor Kurzem in *Berghaus Annalen* (Nr. 113 und 114, oder Aug. und Sept. 1834) nachträglich mehre Berichte sowohl des Generals selbst, als der dieser Gesandtschaft zugetheilt gewesenen Offiziere, und zwar in der Ursprache, mitgetheilt worden, welche auch jetzt noch, namentlich was die Bemerkungen über das persische Militär und die Verhältnisse zu Rufsland betrifft, nicht ohne Interesse sind.

Die Nachrichten über *Georgien* und *Armenien*, welche *Parrots* Reise nach dem *Ararat***) enthält, so wie jene,

*) *Berghaus Annalen*, Nr. 116 (Nov. 1834.), S. 207 u. f.

**) S. den vorigen Jahrg. dieses Taschenbuchs, S. CIII., so wie den XI. Jahrg. (1831), S. XIII.

Digitized by Google

welche wir von *Dubois**) zu erwarten haben, werden durch Berichte *englischer Missionäre* ergänzt und vervollständigt, von welchen die Zeitschrift *Ausland*, 1835, Nr. 210 — 212 eine Uebersicht giebt.**) Die eingeborne Bevölkerung von *Tiflis* betrug im Jahre 1825 gegen 2500 armenische, 1500 georgische und 500 mohammedanische Familien. Seitdem hat sie sich vermehrt, die *Armenier* angeblich bis auf 4000 Familien. Wahrscheinlich aber ist diefs übertrieben, und man kann die Zahl der Einwohner nur auf etwa 30,000 anschlagen. Die Zahl der Russen ist schwer zu bestimmen, da sie fast alle zur Armee gehören und ein unaufhörlicher Wechsel Statt findet. Mit Ausnahme eines Georgiers, zweier oder dreier Griechen, und eines schweizerischen Handlungshauses sind alle Kaufleute Armenier, und dasselbe läfst sich von den Handwerkern sagen. Der Ar-

---

*) S. d. vor. Jahrg., S. CI.

**) Nach dem Werke: *Missionary Researches in Armenia.*

Digitized by Google

menier ist überhaupt zum Kaufmann geboren. Mag er noch so lange in der Sklaverei zugebracht haben oder freiwillig nach den grofsen Städten der Türkei ausgewandert seyn, wo er die niedrigen Geschäfte eines Wasser- oder Lastträgers zu treiben gezwungen ist: gewifs wendet er sich, so bald es thunlich ist, oder bestimmt wenigstens seine Kinder zu irgend einem Gewerbszweige, wobei sie meist mit dem Handwerke beginnen, und allmählig zum Kaufmann aufsteigen, bis endlich die Geschicktesten oder Glücklichsten zur Stellung eines Banquiers, dem letzten Ziel ihres Ehrgeizes, gelangen. Da sie gern den Kauf und Verkauf ihrer Waaren persönlich beaufsichtigen, wie entfernt die Orte auch von einander seyn mögen, so machen sie grofse Reisen und besuchen fast jede wichtige Messe, von Leipzig und London bis Bombay und Calcutta. Die armenischen Kaufleute zu *Tiflis* halten in ihrem Handel sehr zusammen und sind stets bereit, einem Fremden zu schaden, der sich unter ihnen niederlassen will.

Digitized by Google

Die Missionäre hatten gehofft, in Tiflis ein gutes Unterrichts-System für die Armenier, unter der Leitung des durch seine aufgeklärten Dekungsart und seine Mafsregeln zur Verbesserung des Zustandes der armenischen Geistlichkeit bekannten Bischofs *Nerses*, im Gange zu finden, sahen sich aber getäuscht, denn der Bischof war nicht mehr in Tiflis, sondern schon seit einiger Zeit nach Bessarabien versetzt worden. Doch ist er noch immer Bischof und sein Sprengel umfafst alle Armenier im westlichen Rufsland, vom Schwarzen Meere bis St. Petersburg. Durch die Akademie, welche er in Tiflis baute, hat er sich ein schönes Denkmahl gegründet. Das zwei Stock hohe, auf beiden Seiten mit einer Säulenreihe gezierte Gebäude hat 60 — 70,000 Rubel gekostet, welche *Nerses*, mit Ausnahme einiger wenigen Vermächtnisse, aus eignen Mitteln hergegeben hat. Die schwierigste Sache war, tüchtige Lehrer zu finden. Man holte einen aus Paris, einen zweiten aus Moskau und einen dritten aus Isfahan.

Ihre Anzahl stieg endlich auf eilf, von denen drei Armenisch, zwei Russisch, einer Persisch, einer Französisch, einer Mathematik und einer Zeichnen lehrte. Seit der Bischof selbst die Anstalt nicht mehr leitet, ist sie in Verfall gerathen. Keine von den neuern Unterrichts-Methoden wurde jemals hier in Ausübung gebracht, mit Ausnahme eines unglücklichen Versuchs, das Lancastersche System einzuführen. Die jetzige Zahl der Schüler beträgt etwa 200, und die auf 3000 Rubel jährlich sich belaufenden Kosten sollen vom bischöflichen Sitze getragen werden. Ob diese Anstalt nach der Absicht des Bischofs die Grundlage für ein ausgedehntes System von Schulen werden sollte, ist ungewifs. Er hat kein anderes Schulgebäude errichten lassen, und innerhalb der neuern Provinz Georgien findet sich nur noch die einzige Schule zu *Gandscheh*, welche etwa 30 Schüler zählt. Im Vergleich mit den Georgiern sind die Armenier zwar gut unterrichtet, besitzen aber im Ganzen wohl nur wenig reelle Kenntnisse. Mäd-

Digitized by Google

chenschulen gab es nie, doch werden einige privatim im Lesen unterwiesen.

Klein-Asien wird jetzt, hauptsächlich in Beziehung auf Alterthumskunde, von dem französischen Architekten *Karl Texier* bereist, einem durch vielseitige Kenntnisse für dieses Geschäft geeigneten, jungen Manne, welcher dabei von der Regierung und den Akademien der Schönen Wissenschaften und Künste mit Geldmitteln und Empfehlungen unterstützt wird. Es war ihm gleich Anfangs gelungen, sich in Konstantinopel die Gunst des Seraskier-Pascha, ersten Ministers der Pforte und Gouverneurs von Anatolien, zu erwerben. Dadurch erhielt er unter andern die Erlaubnifs, alle merkwürdigen Moscheen, namentlich die Sophienmoschee, zu besuchen und überall Messungen vorzunehmen oder Abbildungen zu machen. Einen Theil dieser Zeichnungen hatte er bis Ende 1834 schon an die genannten Akademien zu Paris überschickt. Im Mai dess. J. begab er sich in das Innere von Klein-Asien, zur Untersuchung von Gegenden,

die bisher wenig oder gar nicht von Europäern bereist worden sind. Auf dieser Reise entwarf *Texier* auch Zeichnungen von Gebirgs-Formationen, Karten der von ihm durchwanderten Gegenden und Pläne alter Ruinen von Städten etc. Die alte Stadt *Azani* ist eine seiner merkwürdigsten Entdeckungen. Alle Ruinen daselbst sind mit griechischen Basreliefs, von schönster Arbeit und vollkommen erhalten, bedeckt. Eben so glücklich war er, die Lage der Städte *Pessinus*, einst durch ihre Verehrung der Cybele berühmt, und *Synnada*, von welcher eine eigne Marmorgattung den Namen erhalten hat, auszumitteln. Synnada selbst liegt auf vulkanischem Boden. In den benachbarten Marmorbrüchen fanden sich noch unvollendete Säulen von jener weifsen und violetten Gattung, die man an den Denkmählern *Roms* so häufig antrifft. Nicht weit von hier, in einem ungeheuern und öden Walde, zwischen *Synnada* und *Ancyra*, fand Texier die alte Todtenstadt (Nekropolis) der phrygischen Könige. Bau-

Digitized by Google

styl und Bildhauerarbeiten dieser mit griechischen und phrygischen Inschriften bedeckten Grabmähler sind von denen aller übrigen bekannten Monumente ganz verschieden. Von Ancyra begab sich der Reisende nach *Galatschik*, dem ehemaligen *Galaton Trichos*, hierauf nach *Amasia*, der Vaterstadt *Strabos*, und nach *Neo-Cäsarea*, der Hauptstadt Cappadociens. Auf diesem Wege entdeckte er, zehn Lieues vom Flusse *Halys*, die Ueberreste einer alten unbekannten Stadt, welche einen Raum von mehr als drei Geviertmeilen *(milles carrés)* einnehmen. Sie bestehen aus vortrefflich erhaltnem cyklopischem Mauerwerk, Citadellen, Palästen, Tempeln etc. *Texier* wäre geneigt, diese Stadt für das alte *Tavia* (oder *Tavium*) des Ptolemäus und Strabo zu halten, wenn die Geographen nicht annähmen, dafs dieses am Halys gelegen hätte. Noch weit merkwürdiger ist eine in den benachbarten Gebirgen befindliche Ringmauer natürlicher Felsen, welche durch die Kunst abgeglättet, mit Bildhauerarbeiten aus der Zeit der alten

Digitized by Google

Perser bedeckt und ganz gewifs älter als Herodot sind. Man sieht unter andern die Darstellung einer Zusammenkunft des Perserkönigs mit einem andern Könige, welchen Texier für den von Paphlagonien hält. Das Ganze besteht aus 60 Figuren, worunter einige von kolossaler Gröfse. Von hier begab sich der Reisende nach *Cäsarea*, *Konieh* und durch Pisidien an das Meer nach *Adalia*. Auf seiner Reise über das Taurus-Gebirge behauptet er einen *Cholera*-Anfall gehabt und sich durch eigne Mittel wieder hergestellt zu haben, ungeachtet er täglich 15 Lieues zu Pferde habe sitzen müssen. Wahrscheinlich hat er eine gewöhnliche Gallenruhr für die (asiatische) Cholera gehalten. *)

Dem schon oben bei Afrika erwähnten französischen Reisenden *Michaud*, waren zur Unterstützung seiner Forschungen, als er sich im Jahr 1830 nach *Klein-Asien* und *Palästina* begab, vom französischen Kriegs-Ministerium die

*) *Nouv. Ann.*, 1834, Dzbr., S. 390 u. ff.

Digitized by Google

Ingenieur-Offiziere *Stamaty* und *Callier* zugesellt worden. Wir haben über einen Theil ihrer Reise schon im XI. Jahrg. (1833), S. LV. u. ff. Bericht erstattet. *Callier* hat, nachdem er sich in Smyrna von Michaud und Poujoulat getrennt, auch noch *Syrien* und das *Peträische Arabien* durchwandert. Eine kurze Uebersicht seiner ganzen Reise, welche er der Pariser Geographischen Gesellschaft übergeben hat, ist in der Sitzung derselben am 23. Jänner 1835 vorgelesen worden. Aufserdem hat auch eine Commission der Akademie der Inschriften und Schönen Wissenschaften Bericht darüber erstattet. *) Da er zum Theil denselben Weg eingeschlagen hat, auf welchem *Texier* durch Klein-Asien ging, seine Forschungen aber mehr die jetzige Topographie der Länder betrafen, als die Untersuchung der Alterthümer, so kann

*) Diese Commission bestand aus den HH. *Hase*, *Raoul-Rochette*, *Letronne* und *Walckenaer*. Der Bericht findet sich vollständig in den *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1835, März, S. 280 u. ff.

Digitized by Google

seine Reise als eine Ergänzung der von Texier betrachtet werden. In Aleppo verlor er seinen Reisegefährten *Stamaty* und später auf der Insel Cypern, wohin er sich während des Krieges in Syrien begeben hatte, auch seinen Dolmetscher, beide durch die Pest. Als der Krieg zu Ende war, besuchte er das Peträische Arabien, wandte sich dann über die Landenge von Suez nach *Kairo* und kehrte neuerdings nach *Syrien* zurück, um das Thal des Jordans genauer in Augenschein zu nehmen, welchen er bis zu seinen Quellen verfolgen wollte. Wiederholte Krankheits-Anfälle unterbrachen jedoch seine Arbeiten und nöthigten ihn, die Rückreise nach Frankreich anzutreten. *)

Die Reise, welche der bekannte französische Dichter und Mitglied der Deputirten-Kammer, *Lamartine*, in den Jahren 1832 und 1833 nach *Syrien* und *Konstantinopel* unternommen hat, ist zur Erweiterung der Länder- und Völker-

*) *Ausland*, 1835, Nr. 231 und 232.

Digitized by Google

kunde von keinem sonderlichen Nutzen gewesen, ungeachtet sich *Lamartine*, als reicher Mann, dem keine Ausgabe zu grofs war und welcher überall durch Briefe der Gesandten und des ägyptischen Feldherrn Ibrahim angekündigt wurde, sich in einer höchst vortheilhaften Stellung befand. Indessen gewährt die Beschreibung seiner Reise *) eine sehr angenehme und zum Theil auch belehrende Unterhaltung. Da Bruchstücke daraus fast in allen öffentlichen Blättern Teutschlands mitgetheilt worden, so haben wir nicht nöthig, länger dabei zu verweilen.

Im vorigen Jahrgange wurde S. CXXXIX. u. ff. Nachricht von einer Reise gegeben, welche der brittische Lieutenant *Kennedy* im Nov. 1832 von Bombay aus nach *Mokka* und *Senna* (Sana) gemacht hatte. Ueber die letz-

---

*) *Souvenirs, Impressions, Pensées et Paysages*, pendant un Voyage en Orient etc. par M. *Alphonse* de *Lamartine*. 4 Theile. Paris und Frankfurt, 1835. Mit dem Bildnifs des Verfassers.

Digitized by Google

tere Stadt erhalten wir neuere Berichte von dem bei dem brittischen Consulat in Mokka angestellten Wundarzte *Finlay*, welcher vom dortigen Imam zu sich berufen wurde und am 4. Aug. 1833 dahin abging. *Sana* liegt am Fuſse des Berges *Nakkam*, hat eine 20 Fuſs hohe Erdmauer mit drei Thoren und mehren kleinen Befestigungsthürmen, und einen Umfang von beinahe 3 engl. Meilen. Der Garten *(Bostani Sultan)*, wo der Imam wohnt, liegt südwestlich von der Stadt und ist sehr weitläufig. Die Paläste sind geräumige Gebäude von 4 bis 5 Stockwerken; der neueste war eben fertig geworden und hatte Glasfenster. Die besten Ländereien in der Gegend von Sana liegen im Norden und werden von einem Bache durchschnitten, welcher auch durch die Stadt flieſst. Wo die Felder hinlänglich bewässert werden, geben sie jährlich zwei Aerndten; Kleefelder können sogar alle zwei Monate abgemäht werden. Gewöhnlich baut man drei Jahre hinter einander Körnerfrüchte und dann Klee, welcher fünf bis sechs Jahre aus-

Digitized by Google

hält. Zuweilen düngt man die Felder mit Asche. Manches fruchtbare Stück Land bleibt auch brach liegen. *Finlay*, der im Oktober 1833 wieder nach Mokka zurückkam, liefert aufser seiner Reisebeschreibung auch eine Geschichte der Imams von *Sana*, Bemerkungen über die Regierung, die Einwohner, Gewerbe und Handel, Finanzen und Kriegsmacht. *)

Nach denselben Gegenden des südwestlichen Arabiens wurde bereits in den Jahren 1822 und 1823 Hr. *Bréon*, Ober-Inspektor der botanischen Arbeiten auf der Insel Bourbon, von der französischen Regierung geschickt, um einen Handels- und Freundschaftsvertrag mit den Arabern Yemens abzuschliefsen und über dieses wegen seines trefflichen Kaffehs so berühmte Land, so wie über Sämereien, wodurch sich die Pflanzungen von Bourbon erneuern liefsen, Bericht zu erstatten. *Bréon* schildert *Mokka* im Wesentlichen eben so

*) *Nouv. Ann.* etc., 1835, März, S. 333 u. f.

Digitized by Google

ungünstig wie Kennedy, entwirft aber von dem lebhaften Handel dieser Stadt ein noch anziehenderes Bild. Die Stadt hat keinen Hafen, aber die Rhede ist prachtvoll und der Ankerplatz vortrefflich. Drei Dämme ziehen sich weit ins Meer hinein und bilden einen eben so bequemen Ein- und Ausladungsplatz der Waaren, als ein wirklicher Hafen. Mokka ist der allgemeine Stapelplatz für alle Waaren, die aus China, Japan, Indien, Persien und Afrika kommen. Insbesondere langen jährlich an 50 bis 60 grofse amerikanische und englische Schiffe hier an, um Kaffeh einzunehmen. Fast eben so viel wird nach Asien gesendet. Der Pascha von Aegypten läfst gleichfalls eine sehr grofse Menge aufkaufen, den man ihm nach Kairo und Alexandria schickt. Hier verkauft er ihn sehr theuer, nachdem er ihn um den möglich wohlfeilsten Preis an sich gebracht oder vielleicht gar nichts dafür bezahlt hat. *Bréon* ging am 3. April 1823, mit guter Bedeckung vom Gouverneur versehen, nach *Thaïs* (*Taas*).

Digitized by Google

Der Weg führte über *Mussa*, einer kleinen, $8\frac{1}{2}$ Stunde von Mokka entfernten lebhaften Stadt mit einer Citadelle und 2500 bis 3000 Einwohnern. Sie liegt am Vereinigungspunkte beinahe aller Strafsen aus dem Innern. Die Anlage ist sehr unregelmäfsig. Es sind hier 3 Moscheen, eine Ziegelbrennerei und eine Fabrik grober Töpferwaaren, die in das Innere Arabiens abgesetzt werden. Der Transport dieser Gegenstände ist nicht kostspielig, die Kameeltreiber, welche den Kaffeh nach Mokka bringen, nehmen sie als Rückfracht mit. Etwa $2\frac{1}{2}$ Stunden von *Mussa* kam man in die Berge und folgte den Krümmungen der Hohlwege und in $4\frac{1}{2}$ Stunden nach *Duhea*, einem kleinen, von armen Beduinen bewohnten Dorfe; aufserdem war auf dem ganzen Wege bis hieher, nur eine öde Wüste und keine Spur menschlicher Wohnungen. Die Berge gewähren den traurigsten Anblick; einiges Strauchwerk in den Schluchten, Akazien und Euphorbien bilden den Pflanzenwuchs. Hie und da sieht man auch

Digitized by Google

einige Feigenbäume, Tamarinden und den Kroton- oder Talgbaum, aus dessen Rinde die Araber ihre Flintenlunten machen. Beim Dorfe *Albary* ändert sich die Landschaft; ein lachendes Thal öffnet sich und führt von hier nach *Houdedschia;* ein artiges Bächlein, in diesen Gegenden eine grofse Seltenheit, schlängelt sich dahin und trägt sein köstliches Wasser ins Rothe Meer. Fast drei Stunden weit sieht man Dattel-, Mango-, Citronen- und Pisang-Bäume, Sorgho-Hirse und Mais, aber noch finden sich keine Spuren von Kaffehbäumen. Die Einwohner sagen, dafs diese hier nicht gedeihen. Der Hauptnahrungszweig ist die Pflege der Dattelpalme, aus deren Blättern die Frauen auch Matten verfertigen, die sie ins Innere verkaufen. Von Houdedschia führte der Weg nach *Radama*, und von hier in einem Tage nach *Thaïs.* *)

Die südliche Küste Arabiens ist ebenfalls im J. 1833 von dem Engländer *Ja-*

*) *Ausland*, 1835, Nr. 105 und 106.

mes Bird besucht worden, welcher sich am 10. Jänner dess. J. zu Bombay auf dem der brittisch-ostindischen Regierung gehörigen und nach dem Rothen Meere bestimmten Dampfboote *Hugh-Lindsay* einschiffte. Am 20. erblickte man zuerst das hohe Land der arabischen Küste, östlich von *Ras* (Cap) *Charwin* oder der *Kisin-Spitze*. Die Berge erheben sich hier 2 bis 3000 Fufs, sind aber von allem Pflanzenwuchs entblöfst. In den Thälern und Schluchten, die ins Meer auslaufen, ist kein Tropfen Wasser. Am 21. kam das Dampfboot nach *Makallah*, einem Hafen, der seit dem Verfalle von Aden einige Wichtigkeit erlangt hat und sowohl von ostindischen Handelsschiffen als von der gegenüber liegenden afrikanischen Küste *Barbara* besucht wird. Er liegt nordnordwestlich von einer kleinen Landspitze, die die Stadt nach Osten hin beschützt. Die gröfsten Schiffe finden hier fast immer einen guten Ankerplatz; nur bei Südwind sind sie der Heftigkeit desselben ausgesetzt. *Makallah* steht unter einem

unabhängigen Scheikh, dessen Herrschaft sich auch über ein Dutzend anderer Städte in der Nachbarschaft erstreckt. Der gegenwärtige Scheikh heifst *Abd-al-Rab*, ist 75 bis 80 Jahr alt, von hohem und starkem Wuchse, aber düstern Blickes, aus welchem Grausamkeit hervorleuchtet. Mit den übrigen Scheikhs an dieser Küste geräth er häufig in Fehden, und unterhält zu dem Ende eine beträchtliche Anzahl Truppen, welche meistens aus Sklaven von der afrikanischen Küste rekrutirt werden, und ehemals auch nicht selten unbewaffnete ostindische Fahrzeuge ausplünderten. Die strengen Mafsregeln der Engländer haben jedoch diesem Unfug ein Ende gemacht. Etwa 100 engl. Meilen landeinwärts liegt die Stadt *Hazramaut (Hadramaut)*. Der Weg dahin führt durch schmale Thäler, die sich, je näher man dem Orte kommt, immer mehr erweitern und einen Ueberflufs an Dattelpalmen enthalten. Zur Zeit der Südwestwinde, mit welchen im Juni und Juli die Regenzeit an die-

Digitized by Google

sem Theile der Küste beginnt, bilden sich in den Thälern beträchtliche Wasserströme, welche sie hinlänglich fruchtbar machen; aber aufserhalb derselben bleibt dennoch alles kahl und dürr. Die heifsesten Monate sind April und Mai. Während *Birds* Aufenthalt in Makallah (im Jänner) war die Temperatur 78 bis 83° Fahr. ($20\frac{4}{9}$ bis $22\frac{6}{9}$° Reaum.) Der von Norden kommende Wind brachte dicke Wolkenmassen und zuweilen auch etwas Regen.

Die vornehmsten Handelsartikel dieser Gegend sind noch dieselben, wie zu der Zeit, als die Römer hieher kamen. Aufser Myrrhen, Gummi und Weihrauch, welche aus dem gegenüberliegenden Afrika, von den *Sumalis* aus *Barbara* und *Ascham* gebracht werden, kommen aus Arabien auch Schafe, Hühner, Eier und Sklaven, die man immer leicht und zu guten Preisen verkauft. Man hat zwei Sorten Weihrauch (*Loban*); die eine kommt aus Hazramaut und wird von den Beduinen gesammelt; die andere bringen die Sumalis aus Afrika. Die erste

Sorte besteht aus kleinen kugelförmigen Stückchen von etwas grünlicher Farbe; die andere, welche mehr dem gemeinen Harze gleicht, sieht hellgelb aus. Was die Sumalis bringen und *Loban mati* nennen, ist nicht so wohlriechend als die arabische Gattung; man bedient sich ihrer gewöhnlich zum Kauen, während die letztere meist zum Räuchern verwendet wird. Beide Gattungen werden von hinduschen Kaufleuten nach Ostindien gebracht, so wie auch die Myrrhe, der Gummi und etwas Honig, den man bei *Aden* gewinnt. Die Schafe sind von der abyssinischen Rasse und haben statt der Wolle schöne weifse Haare.

Die Stadt *Barbara* liegt etwa 200 engl. M. südöstlich von der Strafse *Bab el Mandeb*. Hier ist alle Jahre eine grofse Messe, welche von kleinen Fahrzeugen aus dem Rothen Meere und dem Persischen Busen besucht wird. Karawanen, bis 4000 Kameele stark, kommen aus dem Innern von Afrika und bringen Gummi, Elfenbein, Straufsfe-

Digitized by Google

dern und andere Artikel. Die Sprache der *Sumalis*, welche diese Küste inne haben, ist das *Ghiz*, oder das Aethiopische, welches viel Aehnlichkeit mit dem Arabischen hat.

Am 24. Jänner verliefs das Dampfboot den Hafen Makallah und umschiffte das Cap *Aden*. Am folgenden Morgen sah man das Cap *Bab el Mandeb*, und passirte die nach demselben benannte Meerenge. Bei *Mokka* wurde nicht angelegt, sondern man fuhr weiter bis *Hodeida*, wo man am 28. eintraf. Diefs ist eine weitläuftige Stadt, nordöstlich von einer sandigen Bay. Sie hat ein hübsches Ansehen und obwohl der Hafen weniger als Makallah besucht wird, so ist der Markt doch besser mit vielen Artikeln der Annehmlichkeit und des Luxus versorgt. Aufser Seiden- und andern Stoffen, sah *Bird* auch viel Getraide, das theils aus Arabien theils aus Ostindien kommt. In der Nähe ist der Boden flach und sandig. Das Hauptererzeugnifs sind Datteln; aber aus den Gebirgen jenseits *Tehamah*, die man von

der Küste aus sieht und welche nur zwei Tagreisen entfernt sind, bringt man Kaffeh, Trauben, Citronen und andere Waaren. Etwa 70 engl. M. südlich von Hodeïda strömt ein Flufs durch das fruchtbare *Wadi Zebid;* es ist der einzige an dieser Küste Arabiens, der stets hinlängliches Wasser hat, um sich ins Meer ergiefsen zu können. Aber die Mündung ist dergestalt durch eine Sandbank verstopft, dafs kein Schiff mehr einlaufen kann, und *Zebid*, ehemals ein lebhafter Handelsplatz, jetzt ganz verfallen ist.

Als *Bird* in Hodeïda eintraf, befand sich diese Stadt in der Gewalt der türkischen Truppen des *Mehemed Ali*, die sich im verflossenen Jahre empört hatten. Es war ihnen sogar gelungen sich der Stadt und der Moschee von *Mekka* zu bemächtigen; sie wurden aber bald wieder durch den *Nisam dschedid*, d. h. das auf europäische Art eingerichtete Truppencorps, daraus vertrieben. *Turki Bil Mas*, ihr Anführer, hatte sich auch der Plätze *Zebid*, *Beit el Fakih*

Digitized by Google

und mehrer andern längs der Küste bemächtigt. Das von ihm überzogene Land war seit langer Zeit dem Imam von *Sana* unterworfen gewesen, welcher, in Weichlichkeit und Schwelgerei versunken, sich nicht um das Glück seiner Unterthanen kümmert, so lange er durch tyrannische Maßregeln Mittel findet, seine Lüste zu befriedigen. — Am 2. Febr. kam das Dampfboot nach *Dschidda*, und segelte von hier nach *Kosseïr* an der ägyptischen Küste, von wo *Bird* seine Reise nach *Keneh* etc. zu Lande fortsetzte. *)

Die vor dem Eingange des Golfes von Aden, unweit der afrikanischen Küste liegende Insel *Socotra* (oder *Socotora*), welche schon 1798 von den Britten auf einige Zeit in Besitz genommen worden war, in neuerer Zeit aber dem Imam von Mascat gehörte, hat vor Kurzem abermals die Aufmerksamkeit der brittischen Regierung auf sich gezogen, und sie ist jetzt durch einen Vertrag

*) *Nouv. Ann.*, 1835, Mai, S. 163 u. f.

mit dem Imam an die Engländer abgetreten worden, für welche sie, bei der beabsichtigten Dampfschifffahrt über Aegypten nach Ostindien, von grofser Wichtigkeit seyn mufs. Im Jahr 1833 wurde der Lieutenant *Wellstead* von Bombay aus (wie es scheint mit demselben Dampfschiffe, welches den vorhin erwähnten Reisenden *Bird* nach Aegypten brachte) abgeschickt, um die Insel zu untersuchen. Dem von ihm erstatteten Berichte zufolge liegt sie unter 12° 10′ nördl. Breite und 54° bis 55° östl. Länge von Greenwich, etwa 140 engl. Meilen vom Cap Guardafui, der östlichsten Spitze von Afrika, und 180 Meil. vom nächsten Punkte der arabischen Küste. Ihre Länge beträgt von Osten nach Westen 71½ engl. M. und die gröfste Breite 21½ M. Der erste Anblick ist nicht einladend. Einige wenige Stellen ausgenommen, wo ein Gebirgsstrom Mittel zur Bewässerung bietet, ist die Ebene unfruchtbar und keiner bedeutenden Verbesserung fähig. Das Innere verspricht indessen mehr.

Digitized by Google

Der mittlere Gebirgsrücken, von dem einige Spitzen sich bis zu einer Höhe von 5000 F. erheben, ist Granit; längs den Abhängen desselben zieht sich eine zusammenhangende Kalkstein-Formation von 1500 bis 2000 Fufs Höhe hin, von welchen Zweige nach den Küsten laufen. Zwischen diesen sind eine Menge Thäler von ziemlicher Fruchtbarkeit. Unter den Erzeugnissen nimmt eine der Insel eigenthümliche vortreffliche Aloe-Gattung (*Aloe socotrina* oder *spicata*) den ersten Platz ein, deren Blätter nach Mascat geführt werden. Nächst derselben ist der Drachenblut-Baum (*Pterocarpus draco*) nebst mehren andern Gummi-Bäumen, der Nebet-Baum (*Lotus Nebea*) und die Dattelpalme zu bemerken. Von Thieren findet man Kameele, Esel, Hornvieh, Schafe, Ziegen und Zibetkatzen. Unbekannte Thiere sind Hyänen, Schakals, Affen und Antilopen, obwohl dieselben auf dem benachbarten Festlande anzutreffen sind. Selbst der Hund ist den Eingebornen so fremd, dafs sie einen am Bord des Schiffes be-

Digitized by Google

findlichen für ein Schwein hielten. Skorpione, Tausendfüfse und eine grofse giftige Spinne giebt es in Menge, Schlangen wenig. Von Vögeln sah man Kraniche, Flamingos, Wildenten, Holztauben (sehr viel), Schwalben, Eulen und vier Geierarten. Die Einwohner theilen sich in zwei Klassen, nämlich in solche, welche die Gebirge und das Hochland gegen das westliche Ende der Insel bewohnen (wahrscheinlich Ureinwohner), und in solche, welche verschiedne Dörfer längs der nördlichen und westlichen Küste inne haben; eine gemischte Rasse: Abkömmlinge von Portugiesen, Arabern, afrikanischen Sklaven und andern Fremden. Die Gesammtzahl mag 4000 seyn. Die Gebirgsbewohner sind grofs, wohlgebaut, muskelkräftig, mit leicht gebogner Nase, lebhaften Augen und langen, natürlich gekräuselten, durchaus nicht wolligen Haaren. Die Gesichtsfarbe ist theils licht, theils dunkel. Die Kleidung beider Geschlechter ist ein wollner Mantel, dessen Stoff auf der Insel selbst gewebt wird. Lebens-

Digitized by Google

weise und bürgerliche Verfassung sind sehr einfach. Sie entrichteten bisher an den Imam von Mascat einen kleinen Tribut, den sie selbst unter sich einsammelten. Jede kleine Gemeinde hat ihren eignen Scheikh, dessen Würde aber nicht erblich ist. Aufser Messern und Stöcken besitzen sie keine Waffen, und eben so wenig ist eine Münze unter ihnen in Umlauf. Den Werth ihrer Handelsgegenstände bestimmen sie nach gewissen Quantitäten Butter. Als die Portugiesen zum ersten Mal nach Socotra kamen (am Anfange des XVI. Jahrhunderts), sollen sie bei den Einwohnern Handschriften in chaldäischen (?) Schriftzügen gefunden haben. Lieut. *Wellstead* konnte nichts dergleichen entdecken, so viele Mühe er sich auch gab. Doch finden sich Spuren einer höheren Civilisation als die jetzige, Inschriften, wie sie in Arabien vorkommen, wahrscheinlich äthiopische; ferner rohe Abbildungen, Füfse von Menschen und verschiednen Hausthieren darstellend. Ueber die Religion der Einwoh-

Digitized by Google

ner sagt der Reisende nichts; wahrscheinlich sind sie Mohammedaner. *)

Ueber das *russische Asien* enthält der Jahrgang 1835 der Zeitschrift Ausland verschiedne, vom Legationsrath *Tietz*, aus russischen Quellen mitgetheilte Nachrichten, welche indefs ihres Umfangs wegen nicht wohl eines Auszugs hier fähig sind. Insbesondere findet man Nr. 129 — 131 schätzbare *Bemerkungen über das Eismeer*, nach dem Tagebuche eines russischen See-Offiziers; Nr. 152 bis 155 *Skizzen einer Reise in die Kaukasischen Länder*, aus dem Reise-Tagebuche eines Russen; ferner in Nr. 359 bis 362 des Jahrg. 1834, aus der „Nordischen Biene" einen Bericht über die vom General-Gouverneur von *Ost-Sibirien*, General-Lieuten. *Ssulima*, im Sommer 1834 unternommene *Inspections-Reise* nach den Ländern jenseits des *Baikal-Sees*, den Bergwerken von *Nertschinsk* und einigen Festungen an der *chinesischen Gränze*. Aus andern rus-

*) *Ausland*, 1835, Nr. 164 und 165.

sischen Quellen finden wir in Nr. 241 bis 243 *Bemerkungen über die Tschuktschen*, in Nr. 244 über die *Karakirgisen*, in N. 245 u. 246 über die *Uralschen Kosaken*

Von dem Polen *Joseph Kowalewski*, welcher die im J. 1830 nach *Peking* abgegangene russische Gesandtschaft begleitete, liefert die französische Zeitschrift *le Polonais* Bemerkungen über die *Buräten* und die *Mongolen*, welche das *Ausland* in Nr. 40 und 146, 1835, aufgenommen hat. Derselbe Reisende wird in polnischer Sprache ein Werk über *China* und die *Mongolei* herausgeben, welches in 6 Bänden erscheinen soll. Die drei ersten werden von den *Mongolen* und *Buräten* handeln; der vierte und fünfte von den *Chinesen*, der sechste von den *katholischen Missionen* in *China*, worin besonders viel Neues über die letzten Arbeiten der *Jesuiten* in Peking vorkommen soll. Uebersezzungen amtlicher Urkunden, Legenden, geschichtliche Bruchstücke etc. sollen als Beilagen hinzugefügt werden.

Digitized by Google

Bei dem Wenigen, was wir vom Innern *Neu-Hollands* wissen, ist jede Nachricht darüber, sei sie auch noch so dürftig, willkommen. Ein Lascar (indischer Matrose) Namens *Kundiana*, aus der Gegend von Bombay gebürtig, ist im Sommer 1833 in der neuen Niederlassung Newcastle eingetroffen, nachdem er von der Nordwest-Küste (vermuthlich *De Witts-Land*) ausgehend, das Innere der ungeheuern Insel durchwandert hatte. Die englische, von Bourbon kommende Brigg Fanny, an deren Bord er sich befunden, war dort gescheitert. Nachdem er mit seinem Gefährten *Joseph* ein ganzes Jahr lang unter Wegs gewesen, war dieser gestorben, hatte aber dem *Kundiana* eingeprägt, die aufgehende Sonne immer zur linken Hand zu behalten. Mit Hilfe dieses Mittels und der freundlichen Gesinnungen der Eingebornen langte der Letztere beiläufig im Febr. 1833, nachdem er 4 bis 5 Monate allein gereist war, an einem *grofsen Strome* an, den er mit dem Ganges vergleicht. Zwei

Tage lang reiste er an dessen Ufer abwärts, um zu sehen, ob er an der Südküste münde, wie sein Lauf anzudeuten schien. An der Stelle, wo er ihn zuerst erblickte, war er ungefähr $\frac{5}{4}$ (engl.) Meilen, und da, wo er ihn verliefs, $2\frac{1}{2}$ M. breit, mit einer Geschwindigkeit von 4 M. in der Stunde, bis dahin immer nach Süden fliefsend. Weil er aber hier eine südwestliche Richtung nahm, so kehrte *Kundiana* nach der vorigen Stelle zurück, und verweilte daselbst einen Monat unter den Eingebornen. Er beschreibt die Berge, wo dieser Strom, welcher *Bering-Guado* heifst, entspringen soll. Sie lagen östlich von seinem Wege, als er am Flusse war (?), und er erblickte sie fünf Tage nachher, als er ihn verlassen hatte. Am Ufer fand er Steinkohlen, die er brannte, an einem Nebenflufs Kalk, gelben und rothen Karneol etc., im Flusse selbst grofse Fische, die er mit Stockfischen vergleicht. Kundiana beschrieb seine Reise nach Tagen und Wochen, hatte aber sein Tagebuch beim Uebersetzen

Digitized by Google

des Stromes in einem Kahne eingebüfst. Er glaubt die Entfernung vom *Bering-Guado* bis zur Küste, und zwar bis zu dem Punkte, wo er diese zuerst erreichte, auf zwei Monatsreisen ansetzen zu dürfen, und die Entfernung von *Port Stephens* auf 30 (engl.) M. gerade gegen Süden. Westlich vom *Bering-Guado* kam er über 5 andere Flüsse, die aber sämmtlich kleiner waren. *Kundiana* glaubt, dafs eine Parthei, die mit ihm zur Erforschung jener Länder abgeschickt würde, nur Mehl und Pökelfleisch bedürfe. Er fand überall Yams, Kängurus, Geflügel und Fische. *)

Von zwei nordamerikanischen Seemännern, dem Capitän *Benjamin Morrell*, und *Abby Jane Morrell*, sind Beschreibungen ihrer Reisen erschienen, welche sie in allen Meeren des Erdbodens gemacht haben. **) In Nr. 117

---

*) *Berghaus Annal.* etc. Nr. 115 (Oktbr., 1834) S. 128.

**) A Narrative of four Voyages in the Chinese Sea, Atlantic, Pacific, Indian and Ant-

Digitized by Google

(Dezbr. 1834) von *Berghaus Annalen* ist eine ziemlich vollständige Uebersicht von *Cap. Morrells* Reisen gegeben. Am Schlusse derselben heifst es: „Der vorliegende Bericht giebt uns den Cap. M. als einen muthvollen *Seemann* zu erkennen, der sich den schweren Pflichten seines Standes mit aller Hingebung widmet. Ob ihm die nöthigen Instrumente gemangelt haben, um sich auch als Beförderer der *Wissenschaften* zu zeigen, oder ob sein Aufenthalt an den verschiednen Ankerplätzen zu kurz gewesen sei, um mit gehöriger Sorgfalt zu beobachten, sind Fragen, die wir nicht erörtern wollen. So viel ist gewifs, dafs keine seiner Wahrnehmungen diejenige scharfe Genauigkeit darbietet, welche

---

arctic Oceans; from the year 1822 to 1831. Together with a Biographical Sketch of the Author. By Capt. *B. Morrell.* New York, 1831. — A Narrative of a Voyage to the Ethiopic and South Atlantic Ocean, Indian Ocean, Chinese sea, and North and South Pacific Ocean; in the years 1829, 30 and 31. By *A. J. Morrell.* New York, 1833.

Digitized by Google

man heutiges Tages vom gebildeten Seemann zu verlangen berechtigt ist.“

Ebenfalls ein nordamerikanischer Seefahrer, der Commodore *Downes*, wurde von der Regierung der Vereinigten Staaten im J. 1831 mit der Fregatte Potomak in das Grofse Weltmeer und den Indischen Ozean geschickt, um nicht allein die Seeräuber auf der Westküste von *Sumatra*, welche im Febr. dess. J. das nordamerikanische Schiff Friendship geplündert hatten, zur Rechenschaft zu ziehen und zu bestrafen, sondern auch verschiedne Handels-Stationen zu besuchen. Die Beschreibung dieser Reise ist im Sommer 1835 zu New-York erschienen und enthält unter andern auch Bemerkungen über den jetzigen Zustand der *Sandwich-Inseln*, so wie über die Colonisirung der bisher unbewohnt gewesenen *Gallopagos-Inseln* an der Westküste von Amerika.

Der jetzige König der *Sandwich-Inseln*, *Tamehameha III.*, ist 1814 geboren und steht noch unter der Vormundschaft seiner Tante, der Regentin

Digitized by Google

Tamanu, Schwester des 1824 zu London verstorbnen Tamehameha II. Die wahren Beherrscher der Insel aber sind eigentlich die schon seit längerer Zeit hier sesshaften protestantischen Missionäre, welche über die königliche Familie eine fast unumschränkte Gewalt ausüben. Der bisherige Handelsreichthum der Inseln, das Sandelholz, ist durch die verschwenderische Art, mit welcher man bei der Einsammlung desselben zu Werke gegangen, fast ganz erschöpft. Die Inseln sind sichtbar verarmt und ein grofser Theil des Luxus, den die Missionäre noch vor einigen Jahren dort beschrieben, ist verschwunden. Indessen sind die Einwohner dadurch mehr zum Landbau genöthigt worden, und die Menge von Produkten, welche sie schon jetzt liefern, läfst erwarten, dafs die Inseln leicht die Vorrathskammern für die Schifffahrt im Stillen Meere werden können. Die einzige Art von Manufaktur besteht noch immer in dem Zeuge *Tappa*, welche vor Einführung europäischer und chinesischer Waaren die ganze

Bekleidung der Einwohner ausmachte, und in Matten. Die Verwaltung ist höchst einfach. Die Steuern werden in Lebensmitteln, Matten und Sandelholz bezahlt. Die Lebensmittel verkauft die Regierung an die Walfischfänger, die Matten gehen nach Chili und Peru, und das Holz wird nach Canton geschickt. Die einzigen Einnahmen in Geld bestehen in den Hafenzöllen, welche sehr bedeutend sind, da oft 60 bis 70 fremde Schiffe zugleich im Hafen liegen. Allein die Regierung ist fremden Kaufleuten, besonders Amerikanern, viel Geld schuldig und unternahm vor einiger Zeit, um sich die Mittel zur Bezahlung zu verschaffen, eine Expedition gegen andere Inseln des Stillen Meeres, welche dem Gerücht zufolge reich an Sandelholz seyn sollten. Der König hat einige Schiffe, aber keine Kriegsschiffe, und nur einer oder zwei der Kaufleute sind Schiffsbesitzer, aber die Inseln enthalten eine Menge Matrosen, welche sich auf den Walfischfängern bilden und an sie vermiethen. Dieser Umstand und die

Digitized by Google

Lage, so wie die Erzeugnisse der Inseln werden sie immer zu einem wichtigen Erholungsplatze für die Seefahrer machen.

Die jetzige Cultur der Einwohner ist in den Berichten der Missionäre nicht richtig dargestellt. Das alte Heidenthum ist zwar abgeschafft, aber das Christenthum ist noch lange nicht in die Gemüther eingedrungen und ins Leben übergegangen. Die amerikanischen Missionäre sind überdiefs höchst unduldsam. Einige Zeit vor der Ankunft des Potomak waren einige spanische katholische Missionäre von Californien nach der Insel *Oahu* (wo die Hauptstadt Honororu liegt) gekommen, in der Absicht Kirchen und Schulen zu stiften. Ihre Sitten und ihr Unterricht fanden Beifall und bald sammelten sich die Eingebornen in grofser Menge um sie. Diefs erregte aber den Neid der protestantischen Missionäre, welche es bald dahin brachten, dafs die Katholiken von der Regierung vertrieben wurden. Die zur katholischen Kirche übergetretnen Einwoh-

ner wurden zu schweren Arbeiten verurtheilt.

Von den Sandwich-Inseln begab sich Commodore Downes nach der Westküste von Amerika und besuchte unter andern zu Ende des J. 1833 die *Galopagos-* oder *Schildkröten-Inseln*, welche bekanntlich diesen Namen von der zahllosen Menge Süfswasser-Schildkröten führen, die sie beherbergen. Die Walfischfänger pflegen ihrer wohl 600 bis 900 an Bord zu nehmen und ihre Mannschaft dadurch auf acht Monate gegen den Skorbut zu sichern. Die Insel *Floriana* (ehemals Charles-Island), wo der Potomak anlegte, ist etwa 20 engl. M. lang und 15 breit, mit einer Oberfläche von etwa 300 engl. (12 geogr.) Geviertmeilen. Sie war, wie die ganze Gruppe, bisher unbewohnt, wurde aber im J. 1832 von einem Nordamerikaner aus Louisiana, Namens *Vilamil*, dem sie die Regierung der neuen Republik Ecuador als völliges Eigenthum abtrat, mit beinahe 100 Ansiedlern besetzt. Schon 1833 war diese Colonie auf einige hun-

Digitized by Google

dert Personen angewachsen. Die Insel ist in der Nähe des Ufers nicht sehr fruchtbar und trägt bis etwa 3 engl. M. landeinwärts nur Eine Aerndte in der feuchten Jahrszeit; allein das ganze Jahr hindurch nährt dieser Raum eine Menge von Schweinen, Ziegen etc., indem er mit dem Carib-Baum überwachsen ist, dessen Frucht, so wie die Blätter des stacheligen Birnbaumes, eine vortreffliche Nahrung für diese Thiere geben. Tiefer im Innern ist ein herrliches Thal von 5 M. Länge und 3 M. Breite. Von seiner Mitte aus öffnet sich ein zweites, das sich gegen Süden neigt und etwa dieselbe Gröfse hat. In beiden Thälern ist sehr fruchtbarer Boden, bedeckt mit dichtem Gras, Gesträuch und Bäumen. Die Formation der Insel ist vulkanisch; die Erde besteht aus verwitterten Laven und Pflanzenstoffen. Nicht nur diese Thäler, sondern auch die Abhänge der Berge können das ganze Jahr hindurch bebaut werden. In der trocknen Jahreszeit fallen starke Thaue. Ungeheure Lavamassen bilden den Hafen, von wel-

Digitized by Google

chem ein langsam aufsteigender 2 Stunden langer Weg zu der Haupt-Niederlassung führt. Unterwegs kommt man an einer reichlichen Quelle vorbei, welche *Vilamil* an den Hafen leiten will, wo sie täglich 1000 Gallonen Wasser liefern wird. Der östliche Abhang des Gebirges ist mit *Paja*, einem langen starken Gras bewachsen, das zum Dekken der Häuser dient. Am südöstlichen Ende des ersterwähnten Thals erhebt sich ein prachtvoller vulkanischer Berg, dessen Gipfel beständig mit Wolken bedeckt ist, welche den höher liegenden Theilen der Insel einen unter der Linie nicht zu vermuthenden Grad von Feuchtigkeit geben. In den Thälern finden sich neun Seen mit süfsem Wasser, welche nie austrocknen, und mehre andere, welche sich in der Regenzeit füllen. Sie enthalten Wasserhühner, Enten und Schildkröten. Die Menge Tauben ist fast unglaublich und sie sind so zahm, dafs man sie ohne Mühe mit Stöcken tödtet. Die Temperatur der Insel ist vom Mai bis Dezember 8 bis 18° Reaum.,

Digitized by Google

von Jäner bis Ende April 19° — 23°. Das Klima ist gesund; in 19 Monaten seit der Gründung der Colonie waren nur 4 Menschen gestorben. *Vilamil*, der die Regierung selbst führt, hat mit vieler Weisheit die Einführung und Bereitung geistiger Getränke verboten, und in dieser Maſsregel liegt ohne Zweifel der Grund ihres schnellen Gedeihens. Er besitzt das Recht über Leben und Tod, hatte es aber bis dahin erst ein einziges Mal ausgeübt, indem er einen Ansiedler, welcher einen amerikanischen Schiffskapitän zu ermorden versuchte, erschieſsen lieſs. Diese Strenge ist um so nothwendiger, als die ganze Zukunft der Colonie auf dem Besuche fremder Schiffe beruht. *)

Wie im XII. Jahrg. (1834) S. CXI. gemeldet wurde, hatte das Londoner Haus *Enderby* und Comp., dessen Schiffe unter der Leitung des Cap. *Biscoe* im J. 1831 die ebendaselbst beschriebnen Entdeckungen im südlichen Eismeere

*) *Ausland*, 1835, Nr. 215 — 219.

Digitized by Google

gemacht hatten, beschlossen, zwei andere Fahrzeuge abzuschicken, um jene Untersuchungen fortzusetzen. Diese neue Expedition, aus den Fahrzeugen *Hopefull* (Hoffnungsvoll) und *Rose* bestehend, ist wirklich im Juli 1833 von der Themse unter Segel gegangen, hat aber leider ihre Aufgabe nicht zu lösen vermocht. Eines der Schiffe ist im Mai 1834 nach England zurückgekehrt, das andere aber bei Neu-Südshetland vom Eise beschädigt worden und zu Grunde gegangen. Keines von beiden hat bis jenseits des Polarkreises vordringen können. (*Berghaus Annalen*, Nr. 111 (Juni, 1834.) S. 278.)

Geschlossen am 27. Septbr. 1835.

Der Herausgeber.

I.

DIE BRITTISCHEN NIEDERLASSUNGEN IN GUYANA.

NACH ST. CLAIR.

Wir entlehnen die folgenden Nachrichten über das brittische Guyana aus einem erst vor Kurzem zu London in zwei Bänden erschienenen Werke, unter dem Titel: *A Residence in the West Indies and America, etc. by Thomas Staunton St. Clair*, Lieut. Colonel. Obwohl der Aufenthalt des Verfassers in den brittisch-amerikanischen Besitzungen schon in den Jahren 1806 und 1807 Statt fand, so glauben wir doch seine Bemerkungen über jene Länder unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen, um so mehr, da sie sich durch getreue Auffassung und lebendige Darstellung auszeichnen, und wir ohnehin an Nachrichten dieser Art, aus der Feder glaubwürdiger Männer geflossen, noch keinen Ueberflufs haben.

St. Clair trat als Schiffsfähndrich in den brittischen Seedienst, ward der Besatzung in Guyana

Digitized by Google

zugetheilt und machte in einem Kauffahrteischiffe, der Brillant, seine Ueberfahrt nach *Stabroek*, wo er am 3. Jäner 1806 ans Land stieg. Der Verf. mag nun selbst erzählen.

„Wir fanden die Straſsen auſserordentlich kothig, eine Folge der häufigen Regengüsse, welche beinahe seit vier Wochen ohne Unterbrechung Statt gefunden hatten. Einige Theile von Stabroek waren dergestalt überschwemmt, daſs ganze Straſsen und Plätze unter Wasser standen."

„Ich kann den Eindruck, welchen die Landung unter einer Menge nackter Negersklaven auf uns machte, nicht wohl beschreiben. Wir betrachteten sie mit Abscheu und Ekel, so mächtig wirkten unsere europäischen Begriffe von Anstand und Schicklichkeit auf die Einbildungskraft; nur mit Mühe konnten wir ein elendes Mittagsmahl in einem ärmlichen Wirthshause zu uns nehmen, wo der Aufwärter zur Bedeckung seines herkulischen Leibes nichts hatte, als ein schmales Stück blauen Baumwollenzeuges, das rund um die Hüften gebunden war."

„Auf dem Wege nach den Kasernen, wo wir uns dem commandirenden Offizier vorzustellen hatten, fanden wir die Straſsen der Stadt genau so, wie ich sie nachmals in Holland gesehen habe,*) nämlich in schnurgerader Linie ange-

*) Die Niederlassungen *Demerara*, *Essequibo* und *Berbice* sind von Holländern gegründet und erst seit 1796 an die Engländer abgetreten worden.

Digitized by Google

legt, mit einem Kanal oder Wassergraben auf jeder Seite, an dessen Rand der ausgeworfene Schlamm aufgehäuft wird, und jenseits desselben eine Reihe steif aussehender hölzerner Häuser, in ungleichen Entfernungen von einander. Einige waren ziemlich hübsch, andere dagegen verfallen; kein einziges hatte Glasfenster. Ueber den nassen Erdboden waren sie mittelst acht oder zehn hölzerner oder aus Ziegeln gemauerter Stützen erhöht, so dafs unten ein hinlänglicher Raum für den Luftzug vorhanden war und der Fufsboden stets trocken erhalten werden konnte. Einige Gebäude hatten ringsum schöne Bäume und Gesträuche. Die meisten waren grün, weifs und gelb angestrichen. Vor jedem befand sich eine hölzerne Brücke über den Graben, von verschiedener Gröfse, je nachdem sie für Wagen, Reiter oder Fufsgänger dienen sollte. Die Treppe war überall an der Aufsenseite des Gebäudes angebracht und führte zum Haupteingange des ersten Stockwerks, den ein Balcon zierte.“

„Ehe wir das Fort *Wilhelm Friedrich* erreichten, sahen wir die Kasernen in einiger Entfernung rückwärts von der Landstrafse, und mufsten nunmehr einen dahin führenden schmalen Weg einschlagen, der gleichfalls auf jeder Seite einen Graben hatte. Die Nacht, welche in diesen Gegenden gleich nach Sonnenuntergang einbricht, war sehr finster und es hielt schwer, den Weg nicht zu verfehlen, der überdiefs äusserst kothig und schlüpfrig war. Dazu kamen die ungeheuern

Digitized by Google

Schwärme von Leuchtkäfern, welche rings um uns her funkelten und unsere Aufmerksamkeit so an sich zogen, dafs einer von uns bis an den Hals in den Graben fiel, aus dem wir ihn nur mit der gröfsten Mühe wieder herausziehen konnten.“

Da sich in den Kasernen keine Unterkunft für die Nacht fand, so mufsten unsere Reisenden mitten in der Finsternifs nach Stabroek zurückkehren und in einem Gasthofe übernachten. Bald kamen zwei Neger in das Speisezimmer, jeder mit einem Bündel auf dem Arm, welches sie auf den Boden legten. Es waren drei reinliche Hangematten von weifsem Baumwollenzeuge. Nachdem sie an der Decke des Zimmers mittelst eiserner Ringe befestigt waren, kam der Wirth, ein gutgelaunter vierschrötiger Holländer, untersuchte die Hangematten, ob sie in der Ordnung wären und wünschte dann seinen Gästen gute Nacht.

„Wir fanden es,“ — erzählt *St. Clair* weiter — „bei der grofsen Hitze für gut, die Fenster offen zu lassen. Aber kaum hatten wir es uns in unsern Hangematten bequem gemacht, als die Stille unsrer ersten Nacht an der amerikanischen Küste plötzlich durch das furchtbarste Geräusch unterbrochen wurde, das ich jemals gehört hatte. Millionen ungeheurer Kröten, manche so gross wie ein Teller, streckten die Köpfe aus ihren Löchern im Erdboden, oder auch wohl aus dem Wasser hervor und stiefsen aus ihren Gurgeln die abscheulichsten Töne, die man sich nur

Digitized by Google

denken kann. Einer von uns sprang aus der Hangematte und fiel dergestalt auf den Boden, daß das ganze Haus in seinen bölzernen Grundfesten erschüttert wurde. Wir ändern richteten uns auf und vernahmen erstaunt den furchtbaren Lärm. Jetzt kamen Quadrillionen hungriger Muskiten und bohrten ihre Rüssel in unser Fleisch. Das ärgerliche Gesumme, mit dem sie unsere Köpfe umschwärmten, und die fortwährende Aufregung, in der sie uns erhielten, brachten sicherlich Anwandlungen hervor. Endlich brach der Tag an und jetzt erst gelang es uns, von Anstrengungen und Aergerniß ermüdet, den wohlthätigen Schlaf zu finden, der uns die erste Nacht in der Neuen Welt so grausam verweigert worden war.“ Am nächsten Vormittag erfolgte die Vorstellung der Neuangekommenen beim Obersten Nicholson, der ihnen Wohnungen in den Kasernen anweisen ließ.

Während seines hiesigen Aufenthalts brachte St. Clair folgende Bemerkungen zu Papiere.

„Die drei Niederlassungen *Essequibo*, *Demerara* und *Berbice* ergaben sich der britischen Flagge, unter den Befehlen des Generals *Wale*, am 23. April 1796.

Die Mündung des Demerara-Flusses liegt unter 6° 49′ nördlicher Breite und 57° 45′ westl. Länge (von Greenwich), sie ist ungefähr 2 engl. Meilen breit. Am östlichen Ufer, ein wenig oberhalb der Mündung, steht das kleine Fort *William Frederick*, aus Erde und Faschinen erbaut und

aus zwei Platteformen gebildet, aber so niedrig, dafs bei hohem Wasser eine Fregatte gerade hinein feuern könnte. Die Besatzung bestand damals aus 1 Bataillon königlicher Truppen aus England und einem Detachement Schwarzer vom 4. Westindischen Regiment.

Von diesem Fort erstreckt sich die Stadt oder Niederlassung beträchtlich weit am Flusse aufwärts, aus einer langen Reihe von zerstreuten Häusern bestehend, die durch Gräben und Kanäle, oder durch Eindeichungen von einander getrennt werden, so dafs das Ganze, verbunden mit der niedrigen flachen Beschaffenheit des Bodens, vollkommen an Holland erinnert. Der älteste Theil der Stadt, das eigentliche *Stabroek*, erstreckt sich hinter dem Flusse gegen die Waldungen; seine beiden Häuserreihen sind eine englische Meile lang. Während der heifsen Jahreszeit sind die Kanäle, worein aller Unrath aus den Häusern geführt wird, eine grofse Plage für die Einwohner. Die Strafsen und Wege sind überall mit zerkleinerten Backsteinen beschüttet, welche bald eine feste Masse bilden und selbst bei Regenwetter einen trocknen Fufspfad darbieten.

In dieser Strafse liegt das kleine, der Würde eines brittischen Statthalters keineswegs angemessene Regierungs-Gebäude, und gegenüber von demselben die von den Holländern sogenannte Barracke oder das Gefängnifs, welches leider zu allen Zeiten nur zu sehr angefüllt ist. Hinter demselben befindet sich ein finsterer Schuppen, worin die

Digitized by Google

Neger-Verbrecher aufbewahrt werden. Hier sitzt mancher Jahre lang, des Lichts und der frischen Luft beraubt, obwohl sein Verbrechen offenkundig ist; aber nach den in diesen Colonien noch immer gültigen holländischen Gesetzen, darf kein Verbrecher hingerichtet werden, so lange er sein Vergehen nicht selbst eingestanden hat. Es ist daher kein Wunder, dafs eine Menge Unglücklicher jährlich in diesem engen Behältnifs auf die elendeste Weise ums Leben kommt. Aber so grofs ist die Furcht vor dem Tode durch Henkershand, dafs der Verbrecher lieber diese langsamen Qualen erduldet, als dafs er sich durch ein offenes Geständnifs augenblicklich davon befreien sollte.

Das Gerichtsgebäude, ein altes baufälliges Haus, auf Pfählen errichtet, liegt nahe am Flusse und besteht aus zwei Stockwerken; das obere dient zu den Gerichtsverhandlungen, das untere zum Gottesdienste, welcher hier jeden Sonntag, zuerst von einem holländischen und dann von einem englischen Geistlichen gehalten wird.

Der *Demerara* ist für Lastschiffe eine beträchtliche Strecke weit von der Mündung aufwärts fahrbar, und seine Ufer waren ehemals wohl auf mehr als 100 englische Meilen ins Innere des Landes angebaut. Die Pflanzer haben aber späterhin die untern Gegenden am Flusse zum Anbaue der Baumwolle, des Zuckers und des Kaffehs geeigneter befunden und daher die

Digitized by Google

obern Theile verlafsen, um sich näher am Meere anzusiedeln.

Da, mit Ausnahme des innern Landes, auf viele Meilen weit von der Seeküste keine Quellen angetroffen werden, so ist jedes Haus mit Dachrinnen und Cisternen versehen, um das Regenwasser aufzufangen. Dieses reicht aber während der trocknen Jahreszeit keineswegs für die Bedürfnisse der Familien hin, und man ist alsdann genöthigt, aus beträchtlicher Entfernung und mit grofsem Kostenaufwand Quellwasser herbeizuschaffen, welches aber eine Menge pflanzlichen Stoffes von gelblicher Farbe enthält und jedem Menschen, der nicht daran gewöhnt ist, grofse Magenbeschwerden verursacht.

Die Einwohner, besonders die Holländer, schlafen in Hangematten, die an der Decke des Zimmers befestigt werden und über welchen man einen dünnen Musselin-Vorhang zur Abhaltung der Muskiten anbringt. Die Sklaven beiderlei Geschlechts liegen in Decken eingehüllt auf der Hausflur oder auf den Treppen.

Die Handlungsgewölbe und Kramläden werden alle vier oder fünf Monate durch die Ankunft von Kauffahrteischiffen ziemlich wohl mit englischen Waaren versehen. Der Verkauf geschieht zu ungeheuern Preisen, so dafs an manchen Artikeln 100 Prozent verdient werden. Frisches Fleisch und Gemüse sind selten, da nur ein einziges Mal in der Woche, nämlich am Sonntage, Markt gehalten wird, welcher in der Regel ein

Digitized by Google

Feiertag für die Neger auf den Pflanzungen ist, die nur kleine Quantitäten von Geflügel, Küchengewächsen und Obst nach der Stadt bringen. Okros (eine Gattung schleimiger Beeren), Yams und Erbsen sind die einzigen Gewächse, die sie anbauen und mit denen sie oft aus einer Entfernung von 8 bis 10 englischen Meilen nach der Stadt kommen, bloß um etwas Tabak, den sie leidenschaftlich lieben, oder irgend einen wohlfeilen Putz für ihre Schönen einkaufen zu können.

Die Truppen der Garnison werden regelmäßig zwei Mal in der Woche mit frischem Rindfleisch versorgt, für dessen Lieferung Contrakte bestehen. Es ist aber oft so schlecht, daß es die Soldaten nicht genießen mögen. Die Lieferanten beziehen das Vieh aus Nord-Amerika. Es kommt abgemattet, krank und halbverhungert an und wird gewöhnlich gleich nach der Ankunft geschlachtet.

Das einheimische Rindfleisch kommt von einer Rasse, die im Innern des Landes mit vieler Sorgfalt gezogen wird. Es ist fett und zart, aber schwer zu bekommen, da nur eine kleine Anzahl wohlhabender Pflanzer sich mit der Zucht dieser Thiere, und bloß für den Bedarf ihrer eigenen Tafel, beschäftigt. Auch das einheimische, wie das Rindvieh aus Europa bisher gekommene, Schaf liefert ein vortreffliches Fleisch. Es wird aber ebenfalls nur in geringer Menge gezogen. Die Viehzucht ist überhaupt für die meisten Pflanzer zu wenig einträglich, denn sie suchen, so wie

die Kaufleute, nur so schnell als möglich Geld zu verdienen, und bringen zu dem Ende die schönsten Jahre ihres Lebens in ungesunden Gegenden, elenden Wohnungen und unter dem Drucke der gröfsten Mühseligkeiten und Entbehrungen zu, blofs durch die Aussicht getröstet, in späterer Zeit mit einem ansehnlichen Vermögen ins Vaterland zurückkehren zu können.

Der neu angekommene Europäer ist zur Besorgung seines Hauswesens genöthigt, eine Sklavinn zu kaufen, die entweder eine Negerinn, Mulattinn oder Mestizinn ist und nach Verhältnifs 100 bis 150 Pfd. St. kostet. Manche können sogar lesen und schreiben. Die meisten sind aufserordentlich putzsüchtig, alle aber ihrem Gebieter sehr ergeben und für die Ordnung und Reinlichkeit des Hauswesens im höchsten Grade besorgt.

Die hiesigen Ehefrauen werden bei dem häufigen ausschweifenden Leben ihrer Gatten sehr zeitig Wittwen, und säumen dann nicht, sich so schnell als möglich wieder zu verheurathen. Eine Frau, die vier Männer begraben hat, ist eben keine Seltenheit; wohl aber trifft man nur äufserst wenige Männer, die eine Frau überlebt hätten.

Die Niederlassung *Demerara*, nach dem gleichnamigen Flusse so benannt, wird östlich von dem Bache *Albany* begränzt, welcher aus dem Innern des Landes kommt, seinen Lauf nordwärts richtet und unmittelbar in das Atlantische Meer fällt. Die westliche Gränze macht der kleine Bach *Bon-*

Digitized by Google

noniqué; ehemals wurde sie durch den Bach *Boccary* gebildet, welche Bestimmung aber 1806 durch den Gouverneur *Bentinck* aufgehoben wurde. Die südliche Gränze ist unbestimmt, denn hier breiten sich im Innern des Landes ungeheure fast undurchdringliche Urwälder aus, nur von einer geringen Zahl wilder Eingebornen bewohnt und von zahllosen kleinen Flüssen und Bächen durchschlängelt, welche sich beinahe sämmtlich mit den größern Strömen, dem *Essequibo*, *Demerara*, *Berbice*, *Corantine* und *Surinam* vereinigen. Alle diese Gewässer laufen mit großer Geschwindigkeit, besonders während der tropischen Regenergüsse, dem Meere zu, wo auf eine erstaunlich weite Strecke hinaus die Spur ihrer Strömung an der veränderten Farbe des Wassers zu erkennen ist. Durch diese Strömung wird entsteht in der Regel sechs oder sieben Meilen weit queer vor der Einfahrt eine Barre oder Schlammbank, welche die Schifffahrt für alle, die mit diesen Gegenden nicht bekannt sind, sehr schwierig macht. Die Barre des Demerara hat bei niedrigem Wasser 11 Fuss Höhe, steigt aber bis 18. Bei der weichen Beschaffenheit des Bodens leiden die Schiffe, welche öfters darauf sitzen bleiben und die Fluth abwarten, keinen Schaden.

An die Colonie Demerara gränzt in Westen die Niederlassung *Essequibo*, unter demselben Statthalter. Der kleine Fluss *Moroco* macht die Gränze mit dem columbischen Guyana.

Ausser den oben erwähnten großen Strömen

giebt es eine Menge kleinere Flüsse, von den Engländern *Creeks* (*Kriks*) genannt, welche in Europa zum Theil für sehr ansehnlich würden gehalten werden. Der vornehmste darunter ist der *Mahaica*, etwa 20 Meilen windwärts (östlich) vom Demerara, zwischen diesem und dem Albany. An der Einfahrt des Mahaica steht ein kleiner Militärposten mit zwei Kanonen. Da er bei seiner offenen Lage den Passatwinden mehr als jeder andere Platz dieser Colonien ausgesetzt ist, so hält man ihn für den gesundesten, und alle Genesende aus den Spitälern der Besatzungen von Demerara und wohl auch Berbice, werden mit dem besten Erfolge hieher geschickt.

Unser Fähndrich wurde der Besatzung von *Berbice* zugetheilt und machte sich am 9. Jäner 1806 in Begleitung des Obersten Nicholson dahin auf den Weg. Da in diesen Gegenden keine Wirthshäuser an den Strafsen bestehen, so mufsten die Reisenden Unterkunft bei den Pflanzern suchen, welche sie auch überall sehr gastfreundlich aufnahmen. Auf der Pflanzung des Herrn *Heathcot* mufsten sie des heftigen Regenwetters halber drei ganzer Tage verweilen, die ihnen aber sehr angenehm verkürzt wurden. Da das Zuckerrohr an der Seeküste nicht gedeiht, so war die Pflanzung einige Meilen aufwärts am Bache errichtet und zu diesem Behuf eine sehr grofse Strecke Waldes gelichtet worden. Das, wie überall hier zu Lande, auf Pfosten über dem Boden erhöhte Haus enthielt im ersten Stockwerk das Speisezim-

Digitized by Google

mer, ein Gesellschaftszimmer und das Wohnzimmer des Eigenthümers; Alles in Verbindung mit einem Gange, welcher mitten durch das Gebäude von dem Haupteingange bis zur Hinterthüre führte. Das zweite Stockwerk enthielt sechs kleine Schlafzimmer. Aus der Hinterthüre führte eine Treppe in den Hof, an drei Seiten mit hölzernen Gebäuden umgeben war. Die eine Seite war für die Geschäftsstuben, die Küche und einige Neger, die zweite für die Stallungen, die dritte für Niederlagen bestimmt.

Als St. Clair, nachdem der Regen etwas nachgelassen, sich mit dem Sohne des Pflanzers auf die Jagd begab, mußte er an mehren Reihen kleiner Hütten vorüber, welche von Negern bewohnt waren. Einige sahen ganz abgemagert, krank und blaß aus; man konnte wirklich unter ihrer schwarzen Haut eine krankhafte weiße Farbe wahrnehmen. Auch eine Anzahl hübscher Kinder tummelten sich lustig der Straße herum, liefen aber, als sie den Fremden erblickten, schen davon und versteckten sich. Einige Pflanzen vollendeten die Schönheit dieser ländlichen Gegend, indem sie theilweise mit ihrem üppigen Laubwerk die Dächer der einfachen Hütten bedeckten, welche aus Blättern der Manicolo-Palme recht kunstreich und geschmackvoll zusammengefügt waren.

Der *Pisang* wird acht bis sechzehn Fuß hoch und breitet am Gipfel des Stammes die Blätter wie einen Schirm aus. Diese haben, so lange sie frisch sind, eine glänzend meergrüne Farbe, wel-

ken aber bald und hängen dann am Stamm herab, um den neu hervorbrechenden Platz zu machen. Aus dem Mittelpunkte der Blätterkrone treibt ein starker Blüthenstengel ungefähr drei Fufs hoch empor, der sich aber bald unter dem Gewicht seines Purpurhauptes niederbeugt. Die Früchte (*Pisangs* oder *Paradiesfeigen*), ungefähr hundert an der Zahl, sehen aus wie Gurken und bilden eine ungeheure Traube. Jeder Baum trägt nur Einen solchen Fruchtstengel, und erst, wenn die Pisangs reif geworden, treibt ein neuer hervor. Die Frucht hat im halbreifen Zustande unter der grünen Schale einen blafsgelben mehlichten Stoff, welcher, gekocht oder geröstet, den Negern statt des Brodes dient. Der Geschmack ist angenehm und der Genufs heilsam. Wenn die Frucht ganz reif ist, so wird das Innere dunkelgelb und weich und kann roh genossen werden, kommt aber dann nur als Nachtisch auf die Tafel.

Die *Banane*, eine andere Gattung von Pisang, hat eine kleinere und mehr eirunde Frucht. Sie wird nur im vollkommen reifen Zustande gegessen, wo sie einen moschusähnlichen Geruch hat und dem eigentlichen Pisang vorgezogen wird.

In einem Schweinstalle bei einer Negerhütte sah St. Clair ein von den dortigen Pflanzern so genanntes *Mexicanisches Schwein* oder *Pekari* (*Bisamschwein*, auch *Tajassu* genannt). Es ist in Guyana einheimisch und vermischt sich weder mit dem gewöhnlichen wilden noch mit dem zahmen Schweine. Merkwürdig ist die off-

se Drüse, welche es am Ende des Rückens, über dem Kreuzbeine, hat und aus welcher eine übelriechende Feuchtigkeit hervorkommt. Man vergleicht sie zwar mit Moschus, aber sie macht eines so widrigen Eindruck auf die Geruchsnerven, daß die Eingebornen gleich nachdem sie das Thier getödtet haben, die Drüse ausschneiden und wegwerfen, weil sonst das Fleisch ganz ungenießbar sein würde. Die Länge des Pekari ist im ausgewachsnen Zustande ungefähr drei (engl.) Fuß. Es hat keinen eigentlichen Schwanz, sondern statt dessen einen zungenähnlichen Lappen, äußerst zarte Gliedmaßen, kurze Hauzähne und weißgraue Borsten, welche auf dem Rücken sehr lang, an den Seiten und am Bauche aber nur kurz und dünn vertheilt sind. Von jeder Schulter zieht sich ein lichter Streifen bis auf die Brust, beinahe wie ein Pferdekummet aussehend. Man trifft diese Thiere beordenweise an den Flüssern, wo sie, wenn sie gereizt werden, sich in hohem Grade bösartig bezeigen. Ihr unangenehmes Grunzen hört man sehr weit.

Entfernter von den Negerhütten, die größtentheils offen und leer waren, da die Bewohner auf den Pflanzungen arbeiteten, sah man ganze Waldchen von Fruchtbäumen, hauptsächlich von Pisangs und Bananen, und zu beiden Seiten der Straßen standen *Schaddocks*, *Grenadillen*, *Marrhbirnen* (Marrow-pears) u. s. w.

Der *Schaddock* ist ein Baum, den ein gewisser Capitän *Schaddock* aus Guinea nach Amerika verpflanzt haben soll, daher er in ganz Westindien

diesen Namen führt. Die Frucht hat grofse Aehnlichkeit mit einer Pomeranze und wird ebenso wie diese durch zarte Häute innerlich in verschiedene Abtheilungen getrennt; sie wird aber so grofs wie eine Melone und hat einen sehr angenehmen, süfssäuerlichen Geschmack. Die äufsere Schale ist sehr dick, von bitterlichem Geschmack und citrongelber Farbe. Es giebt zwei Gattungen von Schaddocks. Bei der einen ist das Innere weifs, bei der andern schön blafsroth. Die letztere wird für die gesundeste gehalten. Der Schaddock ist nebst der Pomeranze die einzige Frucht, welche ein neu angekommener Europäer ohne Schaden für seine Gesundheit in reichlichem Maafse geniefsen kann. Mit dem Schaddock verwandt ist die *Verbotene Frucht (Forbidden fruit)*; sie ist kleiner und zarter, hat auch eine dünnere Schale. Der Saft und das Fleisch sind während der heifsen Jahreszeit eine köstliche Erfrischung. St. Clair sagt nicht, woher die Frucht ihren Namen erhalten habe.

Ebenfalls eine herrliche Frucht ist die *Grenadilla* (das spanische Verkleinerungswort von *Grenada*, *Granate*, gleichsam *Granätchen*). Die Blüthe gleicht einer grofsen Passionsblume; die Frucht hat eine grüne weiche Schale und wird so grofs wie eine kleine Melone. Das Innere enthält einen süfsen, höchst angenehmen Saft, in dessen Mitte sich die Samenkerne befinden. Man schneidet die Enden der Frucht ab, und vermischt den Saft mit Madeira-Wein und Zucker, welches ein dem Magen sehr heilsames Getränk giebt.

Die Ehre der Gottheit wird dadurch nicht gemindert, wenn Gott Dinge, die Gott selbst sind, Dingen beilegt, die nicht Gott sind, wie wenn Gregor von Nazianz sagt, der Geist sei Quelle, Strom und Fluß, Gregor von Nyssa, der Geist sei Kraft, Macht und Tugend, Basilius, der Geist sei Leben, Licht und Heiligkeit, Ambrosius, der Geist sei Gabe, Pfand und Siegel, Augustin, der Geist sei Liebe, Gnade und Geschenk, Hilarius, der Geist sei Freiheit, Wahrheit und Weisheit, Athanasius, der Geist sei Gnade, Gabe und Mitteilung, Cyrill, der Geist sei Gnade, Gabe und Mitteilung, Cyrill, der Geist sei Gnade, Gabe und Mitteilung, Cyrill

die Pflege der Zuckerfelder in diesen Colonien beschwerlicher als anderwärts macht, sind die Menge von wilden Thieren, welche aus den umliegenden Wäldern hervorbrechen, so dafs oft alle Neger aufgeboten werden müssen, um die Pflanzungen vor ihren Verwüstungen zu schützen.

Die Strafse vom *Demerara* nach *Berbice* läuft in geringer Entfernung von der Meeresküste, längs den Pflanzungen hin, deren Eigenthümer dafür zu sorgen haben, dafs sie stets in gutem Stande erhalten wird. Von Zeit zu Zeit macht der Fiscal eine Untersuchungsreise, und die Nachlässigen müssen eine Geldstrafe entrichten, von welcher ein Drittel in seine Tasche fällt. Bei trockner Witterung kann es in keinem andern Lande schönere Strafsen geben; sie sind dann so eben und glatt, wie ein Rasenplatz; nirgends sieht man einen Stein oder eine Erhöhung. Aber zur Regenzeit waren sie damals nicht zu passiren und die Pferde sanken bei jedem Schritte bis an die Knie in den Koth. Indessen erfuhr St. Clair vor Kurzem (1833), dafs alle diese Strafsen, gleich denen in Stabroek, gegenwärtig mit Backsteinen gepflastert sind.

Die Landschaft bot auf diesem ganzen Wege nach Berbice, der an 80 engl. Meilen betrug, nicht die mindeste Abwechslung dar. Man sah nichts als eine ununterbrochene Reihe von Baumwollenpflanzungen, hier und da ein steifes hölzernes Haus, grün und weifs angestrichen, und nur

Digitized by Google

im Hintergrunde gaben die Waldungen der Landschaft einiges Relief.

Die Baumwollen-Staude wurde an dieser Küste um das J. 1735 angepflanzt, doch erweiterte sich ihr Anbau erst bis zum J. 1752. Von den verschiednen Gattungen dieses Gewächses hat man hier nur eine einzige, welche 3 bis 6 oder 8 Fufs hoch wird, schon in den ersten zwölf Monaten Früchte bringt und jährlich zwei Aerndten liefert. Die Blätter haben viel Aehnlichkeit mit Weinblättern und sind von glänzend grüner Farbe. Die Blüthe hat ein zartes Gelb. Dieses Gewächs ist ohne grofse Beschwerlichkeit und mit geringen Kosten zu cultiviren. Nur übermäfsig starkes Regenwetter schadet ihr. Eine gute Pflanzung liefert jede Aerndte 25000 Pfund Baumwolle, welche zu 8 Pence bis 2 Schillinge das Pfund verkauft wird, je nachdem die Witterung der Aerndte günstig oder ungünstig war. Die eingebornen Frauen (Indianerinnen) und die Negersklavinnen verfertigen mittelst des Rockens und der Spindel Garn aus der Baumwolle, sind aber nicht im Stande, aus dem Garn Gewebe, z. B. Hemden, Tisch- oder Betttücher etc. zu machen. Indessen bereiten sie doch, vermittelst einiger rohen Vorrichtungen, hübsche Hangematten, welche sie zu hohen Preisen verkaufen.

Noch am ersten Tage der Reise wurden unsere Offiziere von einem alten Neger auf einem grofsen Boote über die Bäche (Creeks) *Mahaica* und *Abary* geführt. Diese kleinen Gewässer sind

ungewöhnlich tief und haben eine dunkelbraune, fast schwarze Farbe, die von einer Menge Baumblättern und andern pflanzlichen Stoffen herrührt. Der *Abary* macht die Gränze der Demerara-Niederlassung. Ueber den Flufs *Berbice* wurden die Reisenden am 15. Jäner gesetzt, wo sie sich in das am rechten Ufer desselben befindliche *Fort St. Andrews* begaben. Am linken Ufer, diesem gegenüber, liegt die kleine *York-Redoute*, welche zur Vertheidigung der linken Einfahrt des Flusses bestimmt ist. Der Kanal, zur Rechten der *Krabben-Insel* (*Crab Island*), ist die Haupteinfahrt für Lastschiffe und steht unter dem Schutze des Forts. Auf der Redoute ist ein Signalposten zur Verbindung mit Demerara, längs der Küste, wo bei den Pflanzungen in kleinen Strecken von einander Artilleristen aufgestellt sind.

Am folgenden Morgen beorderte der Oberst das Garnisonsboot, die neuangekommnen Offiziere nach der Niederlassung *Neu-Amsterdam* zu führen, wo sie dem Gouverneur ihre Aufwartung zu machen hatten. Die Bootsleute waren sechs starke Neger, welche die Ruder taktmäfsig bewegten und dazu sangen. Den Tag darauf wurde eine Jagdpartie nach der Krabbeninsel gemacht. Es giebt hier einen Ueberflufs an gemeinen grüngelben Papagaien, welche mit Pfeffer zubereitet ein gutes Essen sind. Die Jagd war bei dem schlammigen Boden der Insel, der grofsen Hitze und den ungeheuern Muskitenschwärmen ein sehr mühseliges Geschäft. Ueberdiefs mufste man sich durch lauter Waldun-

Digitized by

gen Bahn machen, die aus hohen und starken Bäumen bestanden, deren Holz aber ganz schwammig und unbrauchbar ist. Die Bäume sind von unglaublicher Höhe. Capitän *Yates* feuerte auf einen Papagai, der auf einem Aste am Gipfel safs; aber der Vogel blieb unerreicht, sah verwunderungsvoll herab, was es da unten gebe, und fing dann an, sein Gefieder zu putzen, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Ein anderer Vogel dieser Insel ist der schneeweifse *Silberreiher*, dessen zarte und schöne Brustfedern einen bekannten Hauptschmuck der Damen ausmachen. Er ist kleiner als der gemeine Reiher, gleicht ihm aber an Gestalt und hat einen schwarzen Schnabel. Diese Silberreiher waren in so ungemeiner Fülle hier vorhanden und so leicht zu schiefsen, dafs die Jagd derselben zuletzt ermüdete.

Die Stille des Waldes wurde häufig durch das Klopfen der Spechte unterbrochen, welches so stark war, dafs man kaum glauben konnte, es rühre von dem Schnabel eines Vogels her. Man hörte es zu allen Stunden des Tages. Es giebt verschiedne Gattungen dieser Vögel, von der Gröfse einer Taube bis zu der eines Zaunkönigs. Alle aber sind sehr schön und einige haben einen Schopf auf dem Haupte, den sie nach Gefallen bewegen können. Die Einwohner beschuldigen den Specht, dafs er die kostbaren Bäume der Colonie, welche Färbehölzer liefern, verderbe; er nützt ihnen aber vielmehr, indem er eine Menge schädlicher Insekten vertilgt.

„Der Nashornkäfer“ — sagt St. Clair — „überraschte mich unter allen Insekten dieses Landes vielleicht am meisten. Tausend wirkliche Messerschleifer“ (*Knife-grinders*, welchen Namen im Englischen dieser Käfer führt) „können, wenn sie alle zu gleicher Zeit arbeiten, kaum einen solchen Lärm machen, als diese Insekten. Ich hörte sie zuerst auf der Krabbeninsel und werde das Erstaunen darüber nie vergessen. Sie sind ungefähr zwei Zoll lang und leben heerdenweise beisammen. Mit ihrem Horn am Kopfe und einem kleinern darunter packen sie, wie mit einer Zange, junge Baumzweige, geben sich mittelst der Flügel eine kreisförmig drehende Bewegung und fahren damit so lange fort, bis der Zweig völlig abgesägt ist. Das Geräusch dabei gleicht vollkommen demjenigen, welches der Schleifer macht, wenn er das Messer an den Schleifstein hält.“

Einer von den Offizieren in Fort St. Andrews, Capitän *Yates*, ging auch zur Abwechslung bisweilen auf den Rattenfang aus, deren es an den Wassergräben eine Menge giebt, wo sie sich in den Erdlöchern verbergen. Er hatte an zwanzig kleine Dachshunde, welche, sobald der Capitän mit dem Stock die Erde vor den Löchern wegräumte, sogleich die Oeffnung immer weiter aufkratzten, bis er mit der Hand in das Loch langen konnte. Er brachte oft aus einem solchen Neste zwei bis drei grofse Ratten heraus. Wenn er dann ungefähr ein Dutzend beisammen hatte, so begab er sich mit seinen Hunden auf den Exercier-Platz, wo die Offiziere ver-

Digitized by Google

sammelt waren, und liefs eine Ratte nach der andern los, auf welche nunmehr die Hunde, zur grofsen Belustigung aller Zuschauer, Jagd machten.

St. Andrews ist wie das Fort William Frederick am Demerara, eine kleine niedrige Veste, aus vier Bastionen bestehend, mit einem Graben umgeben und 18 Zwölfpfündern besetzt. Es liegt etwa 4 Meilen von der Mündung des Berbice, und 2 Meilen von der Ansiedlung Neu-Amsterdam. Hinter dem Fort breitet sich eine weite Savannah (oder Sumpfwiese) aus, welche unausgesetzt vom Passatwinde bestrichen wird. Dieser bringt zu gewissen Jahreszeiten eine Menge fauliger und ungesunder Dünste mit, die unter den Einwirkungen der Sonnenstrahlen entstehen und unter der Garnison sehr häufig gefährliche Fieber erzeugen. Die Letztere bestand damals aus 4 Compagnien königlicher (europäischer) Truppen und 4 Compagnien des 4. westindischen Regiments.

Die Stadt Neu-Amsterdam wird vom Fort durch den Bach (Creek) *Kanje* getrennt, der sich in den Berbice ergiefst. Die Südgränze dieser Colonie ist, wie überall in Guyana, unbestimmt, übrigens auch von keiner Wichtigkeit, da die Europäer am liebsten in der Nähe der Seeküste wohnen und keine Lust haben, sich im Innern des Landes gegen die Bosheit der Indier oder die Rache ihrer schwarzen Sklaven zu vertheidigen. Man behauptet ohnehin allgemein, dafs das beste Land zum Anbau der Colonial-Produkte nicht weiter als 100 Meilen landeinwärts von der Küste reiche. Die west-

liche Gränze wird vom Creek *Abary* gebildet, der diese Colonie von Demerara trennt. Nach Osten erstreckt sich die Colonie bis zum Flusse *Corantine*. Das holländische Gouvernement Surinam machte Ansprüche auf die Meeresküste bis zum *Teufelsbach* (*Devils Creek*), die Hälfte Weges zwischen den Flüssen Corantine und Berbice. Eine seit dieser Zeit vorgenommene Untersuchung dieses Gegenstandes ist zu Gunsten der Britten ausgefallen. Die Entfernung der Seeküste vom Abary bis zum Corantine ist ungefähr 80 Meilen.

Der Boden aller drei brittischen Niederlassungen ist wesentlich verschieden. Einige Gegenden sind mehr zum Anbau des Zuckerrohrs, andere zur Cultur des Kaffees geeignet. Das Land nächst der Küste dient, wie schon gesagt, vorzugsweise zu Baumwollen-Pflanzungen.

Berbice liegt unter 6° 25′ nördl. Breite. Die Hitze ist, ungeachtet der Nähe des Aequators, nicht übertrieben grofs, da sich in der Regel jeden Morgen um 10 Uhr der Seewind erhebt und die Luft bis Nachmittags um 4 Uhr abkühlt, wo er aufhört und nun allerdings die Hitze eine Zeit lang lästig wird. Aber schon mit Sonnenuntergang tritt abermals Seewind ein und weht die ganze Nacht hindurch. St. Clairs (Fahrenheitsches) Thermometer, das in einem schattigen Zimmer hing, stand früh auf 76° bis 77° (= $19\frac{5}{9}$ bis 20° Reaum.) und erhob sich Mittags nur auf 82° bis 84° (= $22\frac{2}{9}$ bis $23\frac{1}{9}$°).

Der Jahreszeiten sind vier, zwei regnerische

und zwei trockne. Die erste Regenzeit beginnt mit Ende November und dauert bis Mitte Februar, wo die erste Trockenzeit anfängt. Diese ist die angenehmste und gesündeste Zeit im ganzen Jahre, währt aber nur bis zum Mai; denn hier beginnt die zweite Regenzeit, welche bis zum August anhält, worauf die zweite Trockenzeit beginnt. Vom Juli bis zum September ist das hiesige Klima höchst ungesund; in den übrigen Monaten aber erträglich. Das gelbe Fieber, welches in Nord-Amerika und auf den westindischen Inseln so häufig erscheint und grofse Verheerungen anrichtet, ist in diesem Theile von Süd-Amerika sehr selten. Dagegen sind Durchfall, Ruhr, Kolik, Fieber und Leberbeschwerden die herrschenden Krankheiten der Colonien. Die englische Besatzung ist im Ganzen bei guter Gesundheit. Blofs diejenigen, welche sich dem Trunk, namentlich dem Genusse des Rums, ergeben, ziehen sich einen frühen Tod zu.

Der *Kanje*, ein Nebenflufs des Berbice, entspringt äufserst weit von hier, im Innern des Landes und verfolgt in beträchtlichen Krümmungen seinen Lauf zwischen dem Corantine und Berbice. Seine Ufer sind nur etwa 12 Meilen weit aufwärts von der Mündung angebaut. Man kennt den Ort seines Ursprungs nicht genau. Die Indier behaupten, er komme aus einem grofsen See. Eben so wenig ist die Quelle des *Berbice* bekannt. Dieser Letztere ist schiffbar für Fahrzeuge, die 14 bis 15 Fufs tief ins Wasser gehen; sie

können hier das ganze Jahr hindurch sicher ankern, da diese Colonien nie von Orkanen heimgesucht werden und eine aufserordentlich günstige Lage für den Handel haben. Dieser Handel besteht in Baumwolle, Kaffeh und Zucker. Am häufigsten werden die beiden ersten Artikel erzeugt. Die Kaffeepflanzungen sind gewöhnlich längs den Flüssen, die Baumwollen-Felder an der Seeküste angelegt. Zuckerrohr könnte in gröfserer Menge gewonnen werden, da noch ein Ueberflufs von Ländereien vorhanden ist, die sich zum Anbau desselben eignen.

Eine grofse Plage für diese Colonien sind eine Gattung kleiner rother Ameisen. St. Clair hatte eines Abends die Haut einer Klapperschlange vor dem Fenster seines Schlafzimmers zum Trocknen aufgehängt, aber nicht bemerkt, dafs der Schwanz derselben den Erdboden berührte. Etwa um Mitternacht wurde er durch heftige Schmerzen am ganzen Leibe aus dem Schlafe geweckt. Als auf seinen Angstruf der Bediente mit Licht herbeikam, sahe man, dafs die Haut über und über mit jenen rothen Ameisen bedeckt war. Es brauchte eine halbe Stunde, bevor er sich gänzlich von diesen Insekten befreien konnte. Aber welch' ein Anblick bot sich ihm dar, als er wieder in sein Schlafzimmer trat! Der Fufsboden und ein Theil der Wände waren eine einzige Masse von Ameisen. Von allen Geräthschaften, Efswaaren, Kleidungstücken u. s. w. hatten sie Besitz genommen. Nur das blofse Hemd, das

Digitized by Google

St. Clair auf dem Leibe hatte, war frei von diesen Thieren. Er liefs sogleich ganze Kessel voll heifsen Wassers aus der Kaserne zusammenbringen, alle Dienstleute im Hause eilten herbei, und es gelang ihren vereinigten Anstrengungen, die verderblichen Gäste theils zu tödten, theils zu vertreiben. Es zeigte sich nachher, dass die Ameisen mittelst der Schlangenhaut ins Zimmer gekommen waren. Als St. Clair am andern Morgen seine zinnerne Zuckerbüchse öffnete, war sie ganz leer; die Ameisen waren durchs Schlüsselloch hineingekommen.

Während der holländischen Herrschaft war kein Zollhaus in Berbice. Die Schiffe, welche mit der Colonie Handel trieben, kamen von Amsterdam, nachdem sie vor ihrer Abfahrt die Zölle dort entrichtet hatten, und kehrten dann mit ihren Ladungen ohne weitere Abgaben dahin zurück. Seitdem aber die Niederlassung englisch geworden, hat man ein Zollhaus errichtet. Vor dem Jahre 1795 durfte kein fremdes Schiff mit diesen Colonien Handel treiben; alle Bedürfnisse derselben kamen aus Holland, wohin auch ihre Erzeugnisse ausgeführt wurden. Da jedoch Stabholz, eingesalzne Fische und manche andere nothwendige Artikel von den Holländern nicht in gehöriger Menge geliefert werden konnten: so erlaubte man zuweilen amerikanischen Handelsschiffen, ihre Ladungen in Berbice abzusetzen; diese wurden aber theils baar, theils in Wechseln bezahlt, denn die Ausfuhr hiesiger Waaren durch Fremde

blieb fortwährend streng verboten. Erst als um die oben erwähnte Zeit der englische Handel mit Holland fast ganz abgebrochen war, ertheilten die General-Staaten neutralen Schiffen die Erlaubnifs, mit der Colonie in Verkehr zu treten und die Produkte derselben als Rückfracht mitzunehmen.

Die Oertlichkeit der Colonie verhindert jeden ungesetzlichen Handel, da alle in den Flufs einfahrenden Schiffe unter den Kanonen der verschiedenen Forts vorüberziehen müssen. Die Barre vor der Mündung kann von keiner Fregatte passirt werden; das Wasser hat für keine andern Kriegsschiffe als Sloops die gehörige Tiefe. Man sieht, wie mächtig diese Seichtigkeit der Einfahrt in Kriegszeiten zur Sicherheit der Niederlassung beiträgt.

Das einzige natürliche (nicht cultivirte) Erzeugnifs ist Stammholz, woran der gröfste Ueberflufs vorhanden ist, besonders im innern gebirgigen Theile des Landes. Es giebt keine Fabriken noch Manufakturen in der Colonie, ausgenommen Schiffswerften für kleine Fahrzeuge und Zimmer-Werkstätten, da die hiesigen Gebäude alle von Holz aufgeführt werden.

Zwei Behörden sind mit der bürgerlichen Verwaltung beauftragt. Zuerst der *Polizei-* und *Criminal-Gerichtshof*, dessen Präsident der Gouverneur ist, und worin alle Angelegenheiten durch Stimmenmehrheit entschieden werden; es sind ohne den Präsidenten noch sechs Mitglieder bei demselben angestellt. Wenn ein Mitglied fehlt, und die

Stimmen auf beiden Seiten gleich sind, so zählt die Stimme des Präsidenten für zwei. Bei Erledigung einer Stelle werden von den Räthen zwei Candidaten in Vorschlag gebracht, von welchen der Präsident einen wählt.

Die zweite Behörde ist der *Civil-Gerichtshof*. Er entscheidet über alle Streitigkeiten, in Betreff des Eigenthums. In manchen Fällen kann, wenn der Gegenstand mehr als 600 holl. Gulden an Werth beträgt, von hier an das Criminal-Gericht, als die Oberbehörde, appellirt werden.

Die vornehmsten *Civil-Beamten* sind der Fiscal, der Sekretär, der General-Einnehmer und der Buchhalter. Das Haupteinkommen des Fiskals besteht in Strafgeldern oder Antheilen derselben, das des Sekretärs in verschiednen Sporteln und Taxen. Der Einnehmer bezieht nebst einer fixen Besoldung $2\frac{1}{2}$ Prozent von allen in seine Kasse fliefsenden Taxen und Gebühren.

Während des spanischen Successions-Krieges, der 1713 durch den Utrechter Frieden beendigt wurde, war die Colonie Berbice das Privateigenthum einer Familie in der Provinz Seeland, Namens *Van de Peire*. Am 8. Nov. 1712 wurde sie von dem Baron *de Morrans*, der einige Fahrzeuge französischer Kaper unter den Befehlen des *Jaques Cosard* commandirte, angegriffen und überwältigt, später aber mit 300000 (holl.) Gulden losgekauft, von welchen 118024 in Produkten und 281976 in sechs auf die Eigenthümer in Seeland gezognen Wechseln bezahlt werden sollten. Die

Letztern aber wurden nicht honorirt, und die Colonie blieb daher mittelst eines Vertrags vom 13. Sept. 1713 in den Händen der französischen Eigenthümer des Geschwaders, obgleich die französischen Bevollmächtigten beim Friedenscongrefs hartnäckig darauf bestanden, dafs die Wechsel bezahlt werden sollten. Dieses Letztere geschah indessen am 22. Okt. 1714 durch vier Amsterdamer Kaufleute: *Nikolas van Hoom*, *Hendricke van Hoom*, *Amald Dix* und *Petro Schurman*.

So lange die Colonie im Besitze der französischen Privatleute gewesen war, hatte sich ihre Regierung eben so wenig ein Souverainetätsrecht über dieselbe angemafst, als diefs früher von Seiten der holländischen Regierung geschehen war. Die Colonie war daher nunmehr das Eigenthum der erwähnten Amsterdamer Kaufleute, welche es räthlich fanden, zur bessern Emporbringung der Niederlassung und einer höhern Cultur der Ländereien eine Anleihe zu machen. Diese wurde im J. 1720 durch einen Verein zu Stande gebracht, welcher aus 1600 Unterzeichnern bestand. Die Niederlassung wurde dadurch das Privat-Eigenthum aller Glieder dieses Vereins, welche aus ihrer Mitte einen Directions-Ausschufs wählten.

Da sich die wohlthätigen Folgen dieser Mafsregel durch ein fortdauerndes Zunehmen des Flors der Colonie zu erkennen gaben: so fanden es die Direktoren ihrem Interesse gemäfs, die Schifffahrt dahin der ganzen holländischen Republik frei zu geben; auch theilten sie unter gewissen Bedingun-

Digitized by Google

gen Ländereien an solche Personen aus, welche Lust hatten, sich hier anzusiedeln. Die Colonie stieg dadurch sehr im Werthe und die Zahl der Pflanzungen vermehrte sich mit reifsender Schnelligkeit. Jetzt begannen die Eigenthümer einzusehen, dafs es nothwendig sei, die Colonie unter den Schutz der General-Staaten zu stellen, und dafs die Direktoren ermächtigt werden müfsten, zum Behuf einer regelmäfsigen Verwaltung und Regierung gewisse Steuern zu erheben. Sie wandten sich daher an die General-Staaten und erhielten von denselben im J. 1732 einen Freibrief auf unbestimmte Zeit, wodurch ihnen das Recht eingeräumt wurde, im Namen der Souverainetät solche Verfügungen zu treffen, als sie zum Besten der Colonie für nöthig erachten würden.

Die, wie es scheint, noch bestehenden Abgaben, welche die die Souverainetät vorstellenden Direktoren einführten, waren das *Hoofgeld*, das *Waaggeld* und das *Lastgeld*.

Das *Hoofgeld* ist eine Kopfsteuer von 2 Fl. 10 Stüber, welche jährlich sowohl von jeder freien Person als von jedem Sklaven, über 10 Jahre alt, entrichtet werden mufs. Von Kindern zwischen 3 und 10 Jahren zählen 2 Köpfe für einen. Kinder unter 3 Jahren sind ganz steuerfrei. Das *Waaggeld* ist eine Gebühr von $2\frac{1}{2}$ Prozent, die von dem Werthe der aus der Colonie verschifften Produkte und von dem Erlös aller durch öffentliche Feilbietung verkauften Waaren erhoben wird. Das *Lastgeld* besteht in einer Abgabe von 3 Fl. von

Digitized by Google

jeder Schiffslast, die alle mit der Colonie in Verkehr stehenden Schiffe bezahlen müssen. Selbst die holländischen Schiffe waren dieser Abgabe unterworfen. Späterhin ist unter der brittischen Herrschaft noch das s. g. *Kirchengeld* eingeführt worden, welches in 1 Stüber von jedem engl. Acre Landes besteht. Auch wird von eingeführten geistigen Getränken eine besondere kleine Abgabe erhoben.

Ein allgemeiner Negeraufstand im J. 1762 brachte die Colonie an den Rand des Verderbens. Eine Menge Einwohner wurden von den Schwarzen auf die grausamste Weise ermordet und alle Pflanzungen verbrannt und verwüstet. Sobald die Nachricht davon in Holland eintraf, wurde ein Regiment Infanterie nebst einigen Kriegsschiffen abgeschickt, um den Aufstand zu beendigen, welches auch glücklicherweise schon in einem Monate nach der Ankunft der Truppen gelang. Die Rädelsführer wurden mit dem Tode bestraft, die übrigen Neger aber erhielten Verzeihung und kehrten bald zu den Arbeiten auf den Pflanzungen zurück, welche bei der Betriebsamkeit und Beharrlichkeit der Eigenthümer in wenig Jahren die erlittnen Verluste wieder ersetzten.

Aufser dem von Holland geschickten Marine-Corps waren auch einige Truppen aus der Nachbarschaft hieher befehligt worden, um den Aufstand unterdrücken zu helfen. Ein Offizier mit 70 Mann aus der Colonie Surinam war an den Ufern des Corantine aufgestellt, und hatte eine

Digitized by Google

Abtheilung Indier bei sich, welche, obschon natürliche Freunde der Neger, doch auf der Seite der Europäer standen. Sie hatten eines Tages in einem Scharmützel die Empörer geschlagen, mehrere getödtet oder verwundet, und ihnen ungefähr für 20 Pfund Sterling Sachen abgenommen, die sie bei der Plünderung der benachbarten Güter erbeutet hatten. Der erwähnte Offizier vertheilte diese Gegenstände ganz unter die Indier, ohne seinen eignen Soldaten irgend einen Antheil davon zu geben. Diefs erregte den Unwillen der Letztern. Sie desertirten von ihrem Posten am Corantine, und beschlossen, sich westlich in die dem spanischen Guyana zunächst liegenden Bezirke zu begeben. Aber die Armen hatten bald Ursache, ihr Unternehmen schmerzlich zu bereuen. Sie mufsten sich nicht nur aufs mühsamste ihren Weg durch fast undurchdringliche, von tiefen und reifsenden Bächen und Flüssen unterbrochne, von Raubthieren, Schlangen und Insekten bewohnte Urwälder bahnen, sondern geriethen auch schon am dritten Tage in die Gewalt einer überlegnen Anzahl rebellischer Neger, welche ebenfalls einen Zufluchtsort in diesen Wäldern gesucht hatten und sich mit den Waffen gegen ihre Verfolger zu schützen wufsten. Diese mifstrauischen Neger umringten sogleich die flüchtigen Soldaten von allen Seiten. Vergebens betheuerten diese, dafs sie ohne böse Absicht hieher gekommen seien, und dafs sie nur Deserteurs wären; vergebens baten sie, man möchte sie ungehindert ihren Weg verfolgen lassen. Die Neger

bestanden darauf, sie seien Kundschafter und zwangen sie, die Waffen niederzulegen und sich ihnen gefangen zu geben. Gegen 50 wurden sogleich abgeschlachtet und nur 10 oder 12 liefs man am Leben, in der Absicht, dafs sie die Verwundeten und Kranken pflegen, ihre Waffen ausbessern und Schiefspulver machen sollten. Die Neger bildeten sich nämlich ein, jeder Weifse besitze die Geschicklichkeit, sich dasselbe für seinen Gebrauch zu bereiten, waren aber sehr erstaunt, als sie sich in dieser Hinsicht getäuscht sahen. Es läfst sich denken, dafs das Loos dieser am Leben gebliebnen Soldaten ein sehr trauriges war. Die meisten starben in Folge der harten Behandlung schon nach einigen Monaten.

Als sich endlich die empörten Schwarzen den Colonisten wieder unterwarfen, wurden die wenigen Soldaten, die noch am Leben waren, sogleich gefesselt und auf ihr Geständnifs, dafs sie zur Besatzung von Surinam gehört hätten, dahin geschickt, wo sie in Paramaribo den Tod durch Henkershand starben. Die Rädelsführer der Neger wurden zu ganzen halben Dutzenden lebendig verbrannt.

Das gänzliche Aufhören aller Arbeiten auf den Pflanzungen während dieses Aufstandes hatte eine so grofse Verminderung des öffentlichen Einkommens zur Folge, dafs die Direktoren die Ausgaben der Regierung nicht bestreiten konnten. Um keine Schulden machen zu dürfen, die man nur schwer hätte wieder bezahlen können, ergriffen die Direktoren das einzige ihnen zu Gebote stehende Mit-

Digitized by Google

tel, eine Verdoppelung der Zölle und Abgaben anzuordnen. Zwar sträubten sich die Colonisten Anfangs gegen diese Mafsregel, indem sie vorstellten, dafs die Direktoren nicht berechtigt wären, die von den General-Staaten festgesetzten Abgaben zu erhöhen. Indessen wurden diese Mifshelligkeiten bald beigelegt und die Colonisten verstanden sich zu einer jährlichen Verdopplung der bisherigen Abgaben, wozu sie noch 1250 Fl. jährlich unter dem Namèn *Plantagen-Geld* bewilligten, welche mittelst einer Kopfsteuer auf die zu den Pflanzungen gehörigen Sklaven erhoben werden sollten, jedoch unter der Bedingung, dafs, wofern diese Doppelsteuer die Summe von 173000 Fl. im Jahre überstiege, der Zuschufs allmählich bis zu dem ursprünglichen Betrage vermindert werden sollte.

Unter der holländischen Regierung wurden die Besoldungen der Beamten in Anweisungen an die Direktoren bezahlt, dergleichen noch jetzt in Umlauf und in vollem Werthe sind, indem die Engländer bei der Uebernahme der Colonie diese Papiere für vollgiltig anerkannt haben. Alle öffentlichen Bedürfnisse der Colonie an Lebensmitteln, Baumaterialien etc., die sonst vom Direktorium aus Holland hergeschickt wurden, kauft jetzt der General-Einnehmer, auf Befehl des Gouverneurs, im Lande selbst ein. Die Ausgaben der Regierung betrugen damals, als *St. Clair* hier war, jährlich 2500 Pf. St., und die Offiziere der Besatzung erhielten aufser ihrer regelmäfsigen Besoldung, zu-

Digitized by Google

sammen eine jährliche Zulage von 500 Pf. St. — Die Colonie wird noch immer nach holländischen Gesetzen regiert und die der Association gehörigen Güter werden durch eigne von ihr besoldete Agenten verwaltet, die ihre Wohnsitze hier haben.

Wir übergehen, was der Verfasser über die Sklaveneinfuhr berichtet, die zu seiner Zeit hier noch lebhaft war. Er gehört unter diejenigen, welche der Negersklaverei das Wort reden und das Loos der Afrikaner unter *menschenfreundlichen* Herren für glücklicher halten, als den freien Zustand in den Wildnissen ihres Vaterlandes. Die Holländer werden übrigens als grausame Gebieter ihrer Sklaven geschildert. St. Clair wohnte in Neu-Amsterdam einer Bestrafung bei, die an einem Neger vollzogen wurde, welcher einen weifsen Mann geschlagen hatte. Hinter dem Gouvernements-Hause war eine kleine Bühne errichtet. Ein Sergeant mit einigen Soldaten ward abgeschickt, um den Neger aus dem Gefängnisse zu holen. Dieser bestieg die Bühne, wo der Fiscal mit dem Henker an der Seite neben einem hölzernen Blocke stand. Wohl an tausend Schwarze und zwar, wie in Europa gewöhnlich bei öffentlichen Hinrichtungen, gröfstentheils Weibspersonen, waren rings um die Bühne versammelt, als der Vollzieher des Gesetzes vortrat und laut ausrief, dafs dieser Sklave, des abscheulichen und rebellischen Verbrechens überführt, einen weifsen Mann geschlagen zu haben, verurtheilt worden sei, die rechte Hand zu verlieren. Er wandte

Digitized by Google

sich hierauf zu dem Neger und befahl ihm, die Hand auf den Block zu legen. Kaum war dieſs geschehen, so lag sie auch schon auf dem Boden. Der Unglückliche stieg dann von der Bühne herab, ein Wundarzt verband ihm den Arm und führte ihn ins Hospital. Während dieſs geschah, näherte sich ihm St. Clair, und drückte ihm mit den Worten: „Ich bedaure dich“ ein Goldstück in die linke Hand. Der arme Bursche sah das Geschenk an, Thränen stürzten ihm aus den Augen, und er rief aus: „Ei, Massa! (Herr!) Ein gut Mann seyn!“

Ein anderer Neger, der wegen seiner ungemeinen Körperstärke den Namen *Sampson* erhalten hatte, war der Sklave eines holländischen Gutsbesitzers am Flusse Essequibo. Er war zwei Mal in die Wälder entflohen und unser Verfasser sah ihn fünf Monate nach dem zweiten Wiedereinfangen mit Ketten belastet. Das erste Mal entlief er, weil er für nachlässiges Arbeiten mit einer Strafe belegt werden sollte. Einige Tage darauf aber kehrte er heimlich des Nachts zurück, um seine Geliebte zu sehen, die in einer Negerhütte wohnte, hielt sich aber zu lange auf und wurde, als er sich wieder entfernte, von einem andern Sklaven entdeckt, der den Herrn davon benachrichtigte. Man traf nun Anstalten, seiner beim nächsten Besuche in der Negerhütte habhaft zu werden, welches auch mittelst vier andrer starker Neger gelang. Am folgenden Morgen wurde Sampson mit einer ledernen Karbatsche tüchtig be-

straft. Seine Augen strahlten vor Wuth und er schwor seinen Peinigern Rache. Kaum war sein wunder Rücken wieder heil geworden, als er eine zweite Gelegenheit benutzte, in die Wälder zu entfliehen. Jetzt verging ein ganzes Jahr, ohne dafs man etwas von ihm erfuhr, und man glaubte allgemein, er sei ins spanische Guyana geflüchtet. Eines Tages aber begab sich eine Abtheilung von 20 Negern mit ihrem Oberaufseher in die Wälder, um Stammholz zur Ausbesserung der Schleufsen zu holen. Die Streiche ihrer Aexte tönten weithin durch den Wald. Sampson, der sich hier aufhielt, ward aufmerksam und näherte sich endlich vorsichtig der Stelle, wo der Schall herkam. Er legte sich flach auf die Erde und wand sich wie eine Schlange langsam vorwärts. Vom Gesträuch gedeckt, kam er unbemerkt zu zwei Negern, welche von den übrigen abgesondert, einen Baum fällten. Wie klopfte sein Herz vor Entzücken, als er in ihnen seine vertrautesten Freunde, *Julius* und *Quaco*, erblickte. Schnell sprang er aus seinem Versteck und umarmte sie. Aber unglücklicherweise kam gerade auch der Oberaufseher zu dieser Stelle. Er erblickte Sampson und legte sogleich seine Muskete auf ihn an. Dieser sprang jedoch mit Blitzesschnelle auf den Weifsen, schlug das Gewehr in die Höhe, so dafs der Schufs in die Luft ging, packte ihn darauf an der Kehle und warf ihn zu Boden. In diesem Augenblicke kam der zweite Aufseher, ein starker Neger, herbei, schlang seine Peitschenschnur dem mit sei-

Digitized by Google

nem Schlachtopfer beschäftigten Sampson einige Mal um den Hals und trat ihn mit dem Fufse auf den Kopf, so dafs dieser den Oberaufseher loslassen mufste und ihm die Hände auf den Rücken gebunden werden konnten. In diesem Zustande brachte man ihn nach der Pflanzung zurück, wo der Herr ihn vor allen Dingen tüchtig auspeitschen und hierauf einen eisernen Ring um seinen Hals befestigen liefs, aus welchen drei eiserne Stangen mit Haken an den Enden nach verschiednen Seiten bis an zwei Fufs hinausragten, so dafs es dem Sklaven unmöglich war, wieder in die dicht verschlungnen Wälder zu entfliehen. Ausserdem wurde an seinem linken Fufse noch ein ungeheurer hölzerner Klotz befestigt, welchen er, wenn er gehen wollte, über die Schulter werfen mufste. Trotz diesem gefesselten Zustande mufste er jeden Tag, wie alle übrigen Neger, in den Pflanzungen arbeiten.

Es ist jetzt kein Streit mehr darüber, dafs die Neger an geistigen Fähigkeiten und kraftvollen Empfindungen dem Europäer nicht nachstehen. *St. Clair* erzählt in dieser Hinsicht ein auffallendes Beispiel von einem Neger, Namens *Louis*, auf der französischen Insel *Martinique*. Dieser war noch unter der Regierung Ludwigs XVI. getauft worden und bezeigte, als die ersten Spuren der französischen Revolution auch in Westindien sich zu offenbaren begannen, den gröfsten Abscheu vor den Grundsätzen der Republikaner und Jakobiner, so dafs er beschlofs, die französischen Besitzungen zu verlassen und seinen Lebensunterhalt anderswo zu su-

chen. Es glückte ihm, nach *New-York* zu kommen, wo er eine Barbierstube errichtete und bald eine Menge Kunden erhielt. Unterdessen hatte er den Gang der Dinge in Frankreich aufmerksam beobachtet und sein Zorn erreichte den höchsten Grad, als er die Hinrichtung des unglücklichen Königs erfuhr, dessen Name ihm in der Taufe beigelegt worden war. Er nahm seinen Hut vom Kopfe und that einen feierlichen Schwur, ihn nicht eher wieder aufzusetzen, als bis die Bourbons wieder den französischen Thron bestiegen haben würden. Viele Jahre lang sah man ihn, den Hut unter dem Arme, wie ein Hof-Cavalier, in den Strafsen New-Yorks herumgehen und sein Haar war allmählich weifs wie Schnee geworden. Endlich kam 1814 ein französisches Schiff nach New-York, mit der weifsen Flagge und der Nachricht, dafs die Bourbons zurückgekehrt seien und Ludwig XVIII. den Thron seiner Väter wieder bestiegen habe. Die Neuigkeit verbreitete sich wie ein Lauffeuer und unser schwarze Louis, der eben in seiner Stube beschäftigt war, einem Herrn die Haare zu schneiden,*) gerieth in ein so freudiges Erstaunen, dafs ihm Scheere und Kamm aus den Händen fielen. Kaum aber hatte er sich erholt, als er seinen alten Hut, den er länger als zwanzig Jahre unter dem Arme getragen, ergriff und spornstreichs nach dem Hafen rannte. Aber noch

*) Die französischen Barbiere sind bekanntermafsen zugleich Haarkräusler.

setzte er ihn nicht auf, obwohl er die weifse Flagge erblickte. Er mufste ganz vollkommen überzeugt seyn und ging daher an Bord des Schiffes, wo er von dem Koche alles Mögliche erfuhr, was er nur wünschen konnte. Nun schwang er den Hut drei Mal in der Luft, rief ein dreimaliges freudiges Huzzah aus und setzte ihn dann wieder auf den Kopf. Es ist die Frage, ob Ludwig XVIII. selbst, als er zum ersten Mal wieder auf dem Throne safs, mehr Stolz und Entzücken gefühlt habe, als sein schwarzer Namensvetter in diesem Augenblicke empfand.

St. Clair wurde im Juni, wo die ungesunde Jahreszeit beginnt, gleich mehren andern seiner Kameraden vom Fieber befallen und es war ihm nach seiner Genesung sehr willkommen, eine Einladung nach der benachbarten Pflanzung *Geanes* an der Ostküste zu erhalten, welche Herr *Fraser* verwaltete. St. Clair wurde hier sehr gastfrei aufgenommen und belustigte sich vornehmlich mit der Jagd. Es gab auf dieser Pflanzung aufserordentlich viel *Geier*, welche von den Einwohnern des Landes sehr geschont werden, weil sie die eigentlichen Gassenreiniger (Scavengers) dieser Colonien sind. Sie hatten daher auch nicht die mindeste Furcht vor unserm Verfasser und seiner Flinte, sondern flogen oft so dicht an seinem Kopfe vorüber, dafs er mehrmals versucht war, Feuer auf sie zu geben. St. Clair beobachtete häufig, wie so ein Geier lange Zeit ganz ruhig auf einem hohen Baume safs und die zahllosen Vögel um

ihn her und zu seinen Füfsen gar nicht beachtete; denn lebendige Vögel oder andere Thiere sind keine Speise für ihn. Erst wenn er Aas wittert, fängt er an, aufmerksam zu werden; seine Augen funkeln; er schwingt sich mit halb geöffneten Flügeln auf seinem Aste hin und her, streckt dann den kahlen Hals vorwärts und schiefst hinaus in die Lüfte, nach der Gegend hin, von welcher ihm der bekannte Wohlgeruch entgegen duftet. Weit hinauf in die höhern Gebiete der Atmosphäre erhebt er sich, bis er an die Stelle kommt, wo sich der von der Sonne zersetzte Leichnam befindet; hier schwebt er ein Weilchen in ruhiger Stellung und schiefst dann pfeilschnell auf seinen Leckerbissen herunter.

Die *Löffelgänse* halten sich in so grofser Menge an den Ufern der Gewässer auf, dafs St. Clair oft ein Regiment Soldaten von weitem zu erblicken glaubte, welches in Reihe und Glied aufgestellt zu seyn schien. Der *Kurriekurrie* oder der *rothe Brachvogel (Curlew)* von *Guyana*, ist sowohl was die Farbe als die Gestalt betrifft, einer der schönsten Vögel. Der Hals, die Flügel und der Leib sind glänzend scharlachroth, die vier gröfsten Schwungfedern aber mit schwarzen Punkten besetzt. Die Füfse sind hoch und schlank. Der Vogel ist gröfser als der gemeine Brachvogel und gewährt, wenn er jung ist, eine köstliche Speise; er hat dann eine schwarze Farbe, die erst nach einem Jahre ins Rothe übergeht. Der *Hammiehammie* ist ein grofser Reiher, der in

Digitized by Google

aufrechter Stellung vom Kopfe bis zu den Füfsen sechs Fufs Länge hat. Der Schnabel ist lang und gerade, und geht in eine fleischfarbne Spitze aus. Der obere Theil des Kopfes ist schwarz und trägt einen kleinen Schopf. Der Hals ist lang und weifs, die Flügel sind braun und schwarz gedupft. Den Rücken zieren lange haarähnliche Federn.

Die *Viscissy-Ente* (*Viscissy-Duck*) ist kleiner als unsre Hausente, aber an Gestalt und Farbe viel schöner. Der Schnabel, die Schenkel und die Füfse sind orangenfarbig, die Federn auf dem Obertheile des Kopfs braun, aber mit lichten wallnufsgrünen Streifen untermischt. Die Brust hat eine äufserst dunkle Mahagony-Farbe. Diese Vögel besuchen die Savannen, wo sie brüten, und begeben sich in grofsen Heerden an die Meeresküsten, indem sie dabei ein feines Pfeifen hören lassen, welches von dem Geschnatter unserer europäischen Enten ganz verschieden ist. Sie sind äufserst furchtsam, so dafs sie oft, wenn auf sie geschossen wird, dem Anscheine nach todt zu Boden fallen, ohne dafs der Schufs sie wirklich getroffen hat. Wenn sie nicht tödtlich verwundet worden, wissen sie sich so geschickt im Grase zu verbergen, dafs man sie kaum entdecken kann. Das Fleisch ist sehr zart und wohlschmeckend. Aufser dieser Entengattung giebt es auch zahlreiche Schwärme von Moschus-Enten, deren Fleisch aber hart ist und einen Fischgeschmack hat.

Noch viele andere efsbare Vögel hausen an

der Meeresküste, wo sie von kleinen Fischen leben. Ein Pflanzer, der einen Neger täglich auf die Jagd schickt, darf nie um einen gut besetzten Tisch verlegen seyn. Auch Fische, und darunter viele vom trefflichsten Geschmack, werden häufig gefangen. Selbst die Wassergräben enthalten eine Fülle guter Meeräschen (*Mullets*), so dafs ein geschickter Negerkoch oft eine so köstliche Tafel herrichten kann, als man sie nur immer in Paris finden mag.

Am 13. Juni war eine zahlreiche Gesellschaft von Freunden zum Mittagsessen auf der Pflanzung *Geanes* versammelt, und darunter ein gewisser Doktor *Gordon*, der von Berbice gekommen war, eine Parthie den Fluss Corantine hinauf zu machen. Er hatte vor, die unbekannten Krümmungen desselben zu erforschen und eine Niederlassung teutscher Missionäre zu besuchen, welche vor vielen Jahren in diese Wildnisse gekommen waren, um die herumschweifenden Indier zum Christenthum zu bekehren. Doktor Gordon wünschte Gefährten zu dieser Reise und unser St. Clair schlofs sich nebst fünf andern Waghälsen an ihn an.

Man schiffte sich auf dem Schooner der Colonie ein, welcher mit hinlänglichen Lebensmitteln und allerlei Kleinigkeiten, als Geschenke für die Indier, versehen wurde, und ging am 15. unter Segel nach der Mündung des Corantine. Der Strand war so reichlich mit Schlammbänken besetzt, dafs die Fahrt sehr aufgehalten wurde.

Digitized by

Man übernachtete in einem Hause unweit der Mündung, die hier sehr breit und mit dicht bewaldeten Inseln besäet ist. Am nächsten Morgen sah man hier Tausende der schönsten Kolibris. Es gewährte ein eignes Vergnügen diesen Vogel zu beobachten. Mit Blitzesschnelle durchschneidet er die Luft; in diesem Augenblicke berührt er beinahe das Gesicht des Zuschauers und im nächsten ist er schon in der weitesten Ferne. Er nippt, wie eine Biene von Blume zu Blume fliegend, den Silberthau von ihren Blättern und entfaltet, von den Strahlen der Sonne beschienen, alle Farben des Regenbogens. Es ist unmöglich, eine genügende Beschreibung von diesem geflügelten Edelsteine zu geben.

Auf der Fahrt den Flufs aufwärts kam man an vielen Inseln vorüber, die reichlich mit Palmen besetzt waren. Die erste Nacht auf dem Flusse wurde sehr unruhig zugebracht. Es regnete unaufhörlich und die ganze Gesellschaft war genöthigt, in der engen Kajüte zuzubringen, wo sie von der Hitze und den Ausdünstungen ihrer Vorräthe viel zu erdulden hatten. Am folgenden Morgen bekam man einige *Hutus* zu Gesichte, prachtvolle Vögel vom Geschlecht der Fasanen, die diesen Namen von ihrem lauten aber melancholischen Geschrei: Hutu! Hutu! erhalten haben. Sie leben entfernt von Pflanzungen und Menschen in dichten und dunkeln Wäldern. Das Frühstück ward an einer Insel eingenommen, wo die Neger mit ihren Aexten in der Geschwindigkeit einige

Bäume fällten und einen Lagerplatz bereiteten. So üppig und mannichfaltig der Pflanzenwuchs hier war, so wurde doch St. Clair durch die Wahrnehmung überrascht, dafs alle Bäume einen sehr kleinen und dünnen Wuchs hatten. Nach einem kleinen Streifzug setzte man sich zu dem von den Negern bereiteten s. g. *Pfeffertopf (Pepper-pot)* nieder. Diefs ist eine diesem Lande eigenthümliche und sehr wohlschmeckende Speise. Der Hauptbestandtheil ist der Saft der Cassava-Wurzel, welcher mit irgend einem Stück Fleisch, Fisch oder auch Gemüse langsam gekocht und mit einer Handvoll kleinen rothen Cayenne-Pfeffers gewürzt wird. Den Europäern will es Anfangs nicht gleich munden, aber in kurzer Zeit wird es ein Lieblingsgericht. Nach diesem Frühstück wurden einige *Kohlpalmen (Cockarito)* gefällt, um den efsbaren Theil dieses Baumes mit an Bord zu nehmen. Diese Palme erreicht eine Höhe von 50 Fufs und liefert den s. g. *Palmenkohl.* Es ist diefs eine am Gipfel des Stammes, wo der Blüthenstengel emportreibt, enthaltene, von einer grünen Hülle umgebene Masse; diese Hülle wird schichtenweise abgeschält und es erscheinen nun lange, dünne und weifse Streifen, welche einen Geschmack wie Nufskerne haben. Das innerste Herz ist das beste Stück und wird gewöhnlich als Salat gegessen. Die äufsere Schale wird gekocht und mit Butter und Salz genossen.

Auf diesem Baume lebt der *Grogro*, die Larve eines schwarzen Käfers, welche an 4 Zoll

Stadt und auf dem Lande, in Gemeinden, Kreis- und Provinzialverbänden, sowie in Vereinen, Gesellschaften und Stiftungen.

Die Kaiserin Maria Leopoldine, Prinzessin von Sachsen-Coburg, Gemahlin des Kaisers Franz I. von Österreich, Tochter des Herzogs Franz Josias von Sachsen-Coburg-Saalfeld, wurde am 22. Januar 1797 geboren. Sie war eine Schwester des Prinzen Albert, des Gemahls der Königin Victoria von England, und eine Nichte des Königs Leopold von Belgien. Sie starb am 7. Dezember 1826 in Wien. Ihr Sohn Ferdinand, der jetzige Kaiser von Österreich, ist am 19. April 1793 geboren.

Die Kaiserin Elisabeth Christine, Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, Gemahlin des Kaisers Karl VI., war eine Mutter Theresias. Geboren am 28. August 1691, starb sie am 21. Dezember 1750 in Wien. Ihr Sohn Joseph II. ist am 13. März 1741 geboren. Ihr Gemahl Karl VI. war ein Sohn des Kaisers Leopold I. und der Kaiserin Eleonore Magdalene Theresia, Prinzessin von Pfalz-Neuburg. Er ist am 1. Oktober 1685 geboren und starb am 20. Oktober 1740 in Wien.

Auf dem unteren Rand verschwenderisch dargestellte Blumen und Früchte.

Stamme der *Arrawakas*, nebst einigen Hunden. Alle schrien: „Sopie! Sopie!“ d. h. einen Schluck Branntwein. Der Mann hatte ein Halsband von einer Gattung brauner und süfslich riechender Samenkörner, welches St. Clair für eine Flasche Rum an sich kaufte. Die Weiber waren ausnehmend häfslich.

Von 10 Uhr Vormittags an hört in Folge der steigenden Hitze der furchtbare Lärm, welchen die Affen und Vögel dieser Waldungen vom frühesten Morgen an machen, allmählich auf und es herrscht von 11 Uhr bis 3 oder 4 Uhr Nachmittags eine wahre Mitternachtsstille. Die Fahrt stromaufwärts wurde immer schwieriger, da der Flufs durch die den Tag vorher gefallnen häufigen Regengüsse aufserordentlich angeschwollen war. Einige von der Gesellschaft wünschten zurückzukehren, aber die Mehrzahl beschlofs die Reise muthig fortzusetzen. Was dem Fahrzeuge immer wieder forthalf, war die Fluth, die von der Küste aus noch eine lange Strecke landeinwärts zu bemerken war. Von andern Indiern, die gleichfalls den Strom herabkamen, erfuhren sie, dafs man mit der nächsten Fluth bequem bis zur Mission würde gelangen können. Sogleich entschlossen sich Dr. *Gordon* und Hr. *Fraser*, in einem kleinen Boote allein voraus zu fahren und dann Canoes zurückzuschicken, um die Uebrigen nachzuholen.

Am Abende trafen diese wieder mit einigen Indiern zusammen, welche auf der Krabbenjagd gewesen waren, die zu dieser Jahreszeit, wo die

Digitized by Google

Krabben sich nach dem Meere begeben, am ergiebigsten ist. Die Landkrabbe, welche die Indier *Abenura* nennen, ist so grofs wie eine Mannshand; der Leib ist viereckig und von lebhaft blauer Farbe. An jeder Seite sind vier Füfse mit langen borstenähnlichen Haaren. Der Hintertheil ist fleischfarbig. Diese Thiere wühlen sich nächst der Meeresküste und den Flufsufern in die Erde, wo sie von den Indiern, die das Fleisch derselben gern essen, ausgegraben werden. Auch die Weifsen finden es sehr schmackhaft. Es wird aus der Schale genommen, geschmort, stark mit Cayenne-Pfeffer gewürzt, und dann in der Schale, statt einer Schüssel, aufgetragen. Man schätzt diese Krabben eben so hoch wie die Schildkröten. Die Indier kochen sie blofs oder rösten sie in heifser Asche, wo sie aber, für den Europäer wenigstens, unschmackhaft sein sollen. In den Gebirgen giebt es eine andere Gattung, deren Fleisch man für noch besser erklärt, als das der Abenura. Auf ihrem Wege nach dem Meere marschiren sie in gerader Linie und in ungeheuerer Anzahl, wo dann der Fang der Indier sehr einträglich ausfällt.

Am nächsten Morgen erwachte St. Clair, als eben die Sonne aufging. Der Anblick der ganzen Gegend rings umher war paradiesisch. Der Flufs war weit hinauf mit lieblichen Eilanden angefüllt und an den Ufern erhoben sich Bäume und Sträuche der verschiedensten Art, deren Laub und Blüthen das herrlichste Gemisch von Grün, Pur-

pur, Gelb und Braun darboten. An einzelnen Stellen zogen sich die scharlachrothen Blumen einer Schlingpflanze, von den Indiern *Karakara* genannt, wie Guirlanden von einem Aste zum andern, während allerlei Palmen ihre zart gefiederten Kronen über diese Massen von Laubwerk hoch in die Lüfte emporstreckten. Unser Verfasser glaubte sich in das Reich der Feen versetzt. Nur der Anblick eines alten Mora-Baumes, dessen saftlose Zweige in melancholischer Verwirrung über den rauschenden Strom hinabhingen und den Augenblick zu erwarten schienen, wo die Fluthen den alten Stamm mit sich fortreifsen würden, erinnerte ihn, dafs er sich noch im Reiche der Vergänglichkeit befinde.

Im Verlauf dieses Tages erreichte die Gesellschaft das Fahrzeug, welches ihnen von der teutschen Mission entgegengeschickt worden war, wo man aber erst Abends um 11 Uhr eintraf. Die Missionäre empfingen die Fremden recht gastfreundlich und stellten sie ihren drei Frauen vor, die unterdessen ein gutes Abendessen bereitet hatten. Die Wohnung lag nahe am Wasser und längs dem Ufer war vor derselben eine Reihe Orangenbäume gepflanzt. Das Haus hatte blofs ein Stockwerk, und bestand aus einem Wohnzimmer und vier Schlafzimmern, welche letztere zu beiden Seiten des Wohnzimmers vertheilt waren, und überall der frischen Luft hinlänglichen Zutritt verschafften. Ueberall herrschte die gröfste Reinlichkeit. Die Missionsgesellschaft bestand aus 4 Männern und 3

Digitized by Google

Thiere, abgesehen von den Insecten, wie die Fische, Amphibien, Reptilien, Vögel und Säugethiere, sind in ihrer Entwickelung an eine Zeitdauer gebunden, welche nicht nur in jeder Thierclasse, sondern auch in jeder Thierart eine bestimmte ist. Diese Zeitdauer ist für die Thierart eine ebenso feststehende, wie die Zeitdauer, welche die Pflanze zu ihrer Entwickelung braucht. Wie die Pflanze, so kann auch das Thier nicht früher zur Reife gelangen, wenn man es auch künstlich dazu treiben will, als bis die Zeit seiner Entwickelung vollendet ist. Wie die Pflanze, so kann auch das Thier nicht länger leben, als bis die Zeit seiner Entwickelung vollendet ist. Wie die Pflanze, so kann auch das Thier nicht früher zur Reife gelangen, wenn man es auch künstlich dazu treiben will, als bis die Zeit seiner Entwickelung vollendet ist. Wie die Pflanze, so kann auch das Thier nicht länger leben, als bis die Zeit seiner Entwickelung vollendet ist. Wie die Pflanze, so kann auch das Thier nicht früher zur Reife gelangen, wenn man es auch künstlich dazu treiben will, als bis die Zeit seiner Entwickelung vollendet ist. Wie die Pflanze, so kann auch das Thier nicht länger leben, als bis die Zeit seiner Entwickelung vollendet ist. Wie die Pflanze, so kann auch das Thier nicht früher zur Reife gelangen, wenn man es auch künstlich dazu treiben will, als bis die Zeit seiner Entwickelung vollendet ist. Wie die Pflanze, so kann auch das Thier nicht länger leben, als bis die Zeit seiner Entwickelung vollendet ist. Wie die Pflanze, so kann auch das Thier nicht früher zur Reife gelangen, wenn man es auch künstlich dazu treiben will, als bis die Zeit seiner Entwickelung vollendet ist. Wie die Pflanze, so kann auch das Thier nicht länger leben, als bis die Zeit seiner Entwickelung vollendet ist.

zeugen und dem Mangel an Maschinen, höchst beschwerlich und langsam ist. Die Missionäre treiben mit dergleichen Hangematten, welche selbst von den Bewohnern der untern Niederlassungen sehr geschätzt werden, einen nicht unbeträchtlichen Handel, und schicken sie bis *Surinam* und *Berbice*, wo sie das Stück zu 17 bis 19 Pf. St. verkauft werden.

Auf einem Spaziergange in der Umgebung dieser Mission, welche durch Anpflanzung von Orangenbäumen verschönert war, kam *St. Clair* zum Begräbnifsplatze, auf welchem die zum Christenthume bekehrten Indier beerdigt wurden. Die Einrichtung desselben erinnerte an den schönen Gottesacker in Herrnhut. Die Gräber waren reihenweise angelegt. Ueber jedem stand ein Tamarinden- oder Orangenbaum, und darunter lag auf dem Grabe, statt eines Steines, ein hölzerner Block, auf welchem der Name und der Todestag des Verstorbnen zu lesen war.

Als die Engländer ihre Fahrt stromaufwärts fortsetzten, kamen sie zur Wohnung der s. g. *Posthalter* (Post-holders), wo sie mit Kokusnüssen bewirthet wurden. Diese Posthalter sind Indier, welche von den Statthaltern der Colonien aufgestellt werden, um die Stämme in ihrer Nachbarschaft zu beobachten, und von etwanigen feindseligen Bewegungen derselben sogleich Nachrichten an die Colonie einzuschicken. In der Nähe war ein indisches Dorf, wohin sich die Engländer in Begleitung des jüngsten Missionärs, Namens *Burg*, begaben.

Digitized by

Die Sphäre ist ein Kreis, der durch seine Mitte gezogen wird. Sphäre, Kugel, Globus, Himmel, Weltall.

war um das Handgelenk mit einer baumwollnen Schnur befestigt. Der Häuptling, ein ältlicher Mann, trug einen Hauptschmuck von allerlei glänzenden bunten Federn, einen Mantel, ebenfalls aus Federn zusammengesetzt, und rings um die Hand- und Fufsgelenke Bänder von demselben Stoffe. Nach den vorläufigen Begrüfsungen fragte er die Fremden, was sie hieher geführt habe. Der Missionär machte den Dolmetscher. Dr. *Gordon* trat vor und antwortete, dafs die Schönheit des Landes und der Wunsch, ein so glückliches Volk wie die *Arrawakas* zu sehen, der einzige Beweggrund ihrer Reise sei; und dafs sie einige kostbare Geschenke mitgebracht hätten, um ihnen ihre Liebe und Achtung zu bezeigen. Zugleich bat er den Häuptling, diese Geschenke nach seinem Gutbefinden zu vertheilen. Als die letzten Worte vom Dolmetscher übersetzt wurden, entstand in der ganzen Versammlung grofse Freude. Ein Neger brachte jetzt ein grofses Packet herbei und band es zu den Füfsen des Häuptlings auf. Das Erste, was dieser erblickte, war ein kleines Stück Scharlachtuch; er nahm es sogleich für sich selbst. Dann kam ein Papier mit Fischangeln und einer Menge Glas-Corallen, zuletzt aber das Beste, nämlich eine steinerne Flasche Rum. Die Versammlung wollte närrisch werden vor Freude. Sie klatschten mit den Händen, sprangen und tanzten vor Entzücken. Selbst der Häuptling stand auf und schüttelte jedem Fremden dankbar die Hand.

Die *Arrawaka*-Indier sind von mittlerem

Digitized by Google

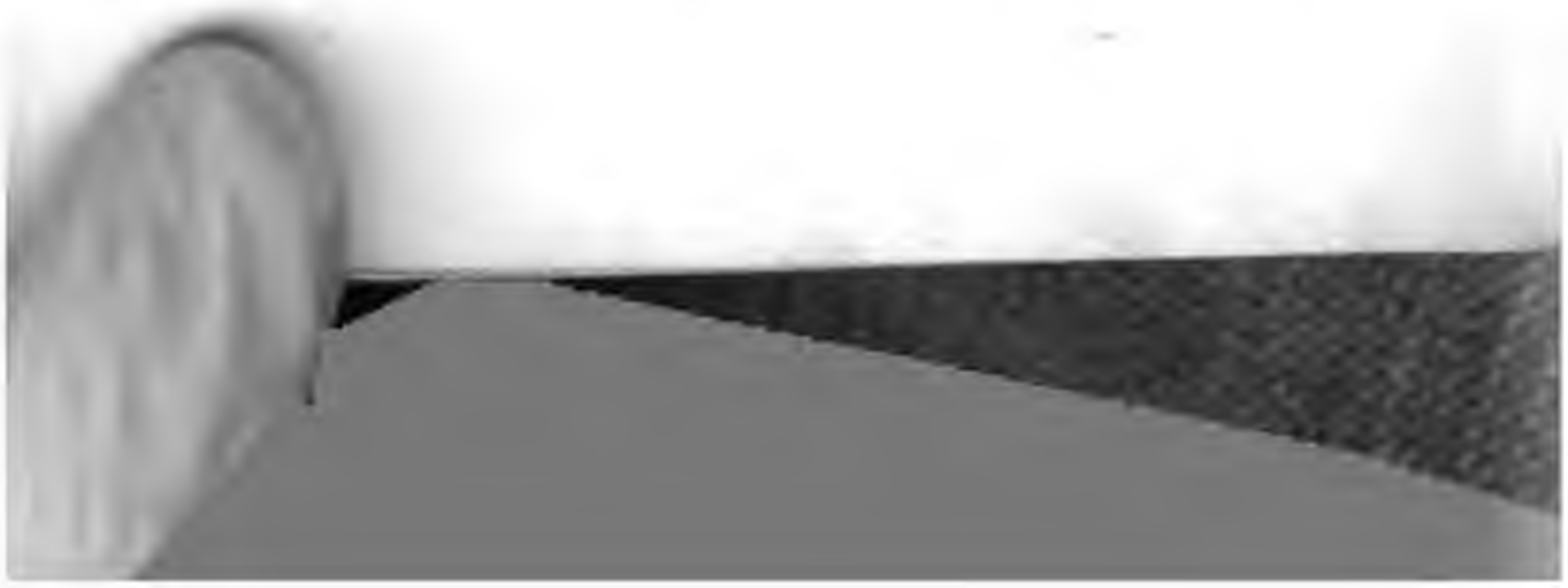
Wales, and the Duke of Cornwall, and the Duke of Clarence, and the Duke of Gloucester, and the Duke of Suffolk, and the Duke of Norfolk, and the Earl of Arundel, and the Earl of Warwick, and the Earl of Oxford, and the Earl of Northumberland, and the Earl of Westmoreland, and the Earl of Stafford, and the Earl of Huntingdon, and the Earl of Shrewsbury, and the Earl of Kent, and the Earl of Salisbury, and the Earl of Derby, and the Earl of Nottingham, and the Earl of Rutland, and the Earl of Somerset, and the Earl of Worcester, and the Earl of Essex, and the Earl of Southampton, and the Earl of Pembroke, and the Earl of Hertford, and the Earl of Dorset, and the Earl of Bedford, and the Earl of Leicester, and the Earl of Lincoln, and the Earl of Cumberland, and the Earl of Sussex, and the Earl of Hunsdon, and the Earl of Cobham, and the Earl of Nassau, and the Earl of Bergen, and the Earl of Hohenlo, and the Earl of Embden, and the Earl of Meurs, and the Earl of Culemburg, and the Earl of Gelderland, and the Earl of Zutphen, and the Earl of Overyssel, and the Earl of Friesland, and the Earl of Groningen, and the Earl of Utrecht, and the Earl of Holland, and the Earl of Zeeland, and the Earl of Brabant, and the Earl of Flanders, and the Earl of Artois, and the Earl of Burgundy, and the Earl of Tirol, and the Earl of Barcelona, and the Earl of Arragon, and the Earl of Castile, and the Earl of Leon, and the Earl of Granada, and the Earl of Portugal, and the Earl of Navarre, and the Earl of Naples, and the Earl of Jerusalem, and the Earl of Hungary, and the Earl of Bohemia, and the Earl of Dalmatia, and the Earl of Croatia, and the Earl of Lesser Asia, and the Earl of Greece, and the Earl of Epire, and the Earl of Russia, and the Earl of Moldavia, and the Earl of Muscovy, and the Earl of Crim Tartary, and the Earl of Prester John, and the Earl of Cathay, and the Earl of Tremisen, and the Earl of Fez, and the Earl of Morocco, and the Earl of Algiers, and the Earl of Tunis, and the Earl of Alexandria, and the Earl of Egypt, and the Earl of Ethiopia, and the Earl of Barbary, and the Earl of Libya, and the Earl of Guinea, and the Earl of Nubia, and the Earl of Congo, and the Earl of Manicongo, and the Earl of Angola, and the Earl of Monomotapa, and the Earl of Abyssinia, and the Earl of Zanzibar, and the Earl of Melinda, and the Earl of Mombaza, and the Earl of Quiloa, and the Earl of Sofala, and the Earl of Madagascar, and the Earl of Zocotora, and the Earl of Arabia Felix, and the Earl of Arabia Deserta, and the Earl of Arabia Petræa, and the Earl of Persia, and the Earl of Media, and the Earl of Parthia, and the Earl of Hyrcania, and the Earl of Assyria, and the Earl of Armenia, and the Earl of Anatolia, and the Earl of Natolia, and the Earl of Turcomania, and the Earl of Aleppo, and the Earl of Damascus, and the Earl of Judea, and the Earl of Galilee, and the Earl of Samaria, and the Earl of Phœnicia, and the Earl of Tyre, and the Earl of Sidon, and the Earl of Cyprus, and the Earl of Rhodes, and the Earl of Candia, and the Earl of Sicily, and the Earl of Corsica, and the Earl of Sardinia, and the Earl of Majorca, and the Earl of Minorca, and the Earl of Ivica, and the Earl of Formentera, and the Earl of Malta, and the Earl of Gozo, and the Earl of Comino, and the Earl of Lampadosa, and the Earl of Pantalaria, and the Earl of Lipari, and the Earl of Stromboli, and the Earl of Vulcano, and the Earl of Ustica, and the Earl of Alicudi, and the Earl of Filicudi, and the Earl of Maretimo, and the Earl of Favignana, and the Earl of Levanzo, and the Earl of Marittimo, and the Earl of Capri, and the Earl of Ischia, and the Earl of Procida, and the Earl of Nisita, and the Earl of Ponza, and the Earl of Palmarola, and the Earl of Zante, and the Earl of Cephalonia, and the Earl of Ithaca, and the Earl of Corfu, and the Earl of Paxo, and the Earl of Santa Maura, and the Earl of Dulichium, and the Earl of Samos, and the Earl of Nicaria, and the Earl of Patmos, and the Earl of Lango, and the Earl of Rhodes, and the Earl of Calymnia, and the Earl of Carpathia, and the Earl of Saxonia, and the Earl of Bavaria, and the Earl of Austria, and the Earl of Tyrol, and the Earl of Carinthia, and the Earl of Carniola, and the Earl of Wirtemburg, and the Earl of Franconia, and the Earl of Suevia, and the Earl of Westphalia, and the Earl of Misnia, and the Earl of Thuringia, and the Earl of Hassia, and the Earl of Marchia, and the Earl of Pomerania, and the Earl of Lusatia, and the Earl of Silesia, and the Earl of Wallachia, and the Earl of Transylvania, and the Earl of Moldavia, and the Earl of Bessarabia, and the Earl of Podolia, and the Earl of Red Russia, and the Earl of Lithuania, and the Earl of Samogitia, and the Earl of Livonia, and the Earl of Old Prussia, and the Earl of Courland, and the Earl of Finland, and the Earl of Lapland, and the Earl of Biarmia, and the Earl of Nova Zembla, and the Earl of Spitzbergen, and the Earl of Greenland, and the Earl of Iceland, and the Earl of Shetland, and the Earl of Orkney, and the Earl of Ireland, and the Earl of Hibernia, and the Earl of Britain, and the Earl of Albania, and the Earl of Caledonia, and the Earl of Scotland, and the Earl of Picardy, and the Earl of Normandy, and the Earl of Britany, and the Earl of Gascony, and the Earl of Guienne, and the Earl of Languedoc, and the Earl of Provence, and the Earl of Dauphiny, and the Earl of Savoy, and the Earl of Piedmont, and the Earl of Montferrat, and the Earl of Milan, and the Earl of Mantua, and the Earl of Parma, and the Earl of Modena, and the Earl of Bologna, and the Earl of Romagna, and the Earl of Ancona, and the Earl of Tuscany, and the Earl of Florence, and the Earl of Pisa, and the Earl of Lucca, and the Earl of Genoa

Muthes. Aufserdem sind beide Geschlechter sehr für Glaskorallen eingenommen, welche sie sich von den Europäern verschaffen und womit sie in grofser Menge den Hals, die Arme und die Schenkel bedecken. Sie verstehen sogar aus solchen Glaskorallen, die durch farbige Baumwollenfäden verbunden werden, einen schmalen, nicht übel aussehenden, bunten Schurz zu verfertigen, welchen sie rund um die Hüften befestigen. Den kleinen Mädchen wird um das Bein, zwischen dem Knie und den Knöcheln, ein Baumwollenfaden so fest gebunden, dafs er für immer daran bleibt und mit zunehmendem Alter des Mädchens das Fleisch darüber hinauswächst.

Bei Festlichkeiten und andern Lustbarkeiten bedecken sich die Männer mit Vogelfedern von allerlei lebhaften Farben. Eben so malen sie sich mit der Anatto- und Launa-Wurzel verschiedne fantastische Bilder auf den Leib. Jene giebt ein glänzendes Roth, diese ein schönes Blau.

Die Hausgeräthschaften sind in allen Hütten die nämlichen. An der Decke sieht man die Hangematten, auf dem Boden liegt das Kochgeschirr und einige Körbe, die aus Rohrstreifen recht artig geflochten werden. In manchen Hütten fand St. Clair die Frauen und Mädchen eifrig mit häuslichen Arbeiten beschäftigt, indem sie aus der Cassava-Wurzel Brod und ein unter dem Namen *Piwarrie* bekanntes Getränk bereiteten.

Diese *Cassava-Wurzel* kommt von einem etwa 4 Fufs hohen und mit einer aschgrauen Rinde



Digitized by Google

Lending Bank of Victoria v. Grange, Gillies & Co.

Appeal from a decision of the Supreme Court, Victoria, dismissing a bill filed by the appellants, the Lending Bank of Victoria, against the respondents, Grange, Gillies & Co., and others, for the purpose of having it declared that a certain mortgage executed by the respondents to the appellants was a valid security for the sum of £20,000 and interest, and that the respondents might be ordered to pay the same, and in default that the property comprised in the mortgage might be sold, and the proceeds applied in payment of the amount due to the appellants. The mortgage was executed on the 20th of December, 1865, and was duly registered. The property was sold by the mortgagors, and the purchase-money was paid to the mortgagees. The latter in turn paid the money to the mortgagors, who, however, failed to pay it over to the appellants. The mortgagors were indebted to the appellants in the sum of £20,000 and interest, and the appellants claimed to be entitled to the amount from the respondents. The respondents, Grange, Gillies & Co., were the solicitors of the mortgagors. In the Supreme Court it was held that the mortgage was void as against the respondents, Grange, Gillies & Co., because it was executed by the mortgagors in favour of the appellants, who were the solicitors of the mortgagors, and who had not proved that the mortgagors had received independent advice before executing the mortgage. The appellants appealed to the Privy Council.

auch gewifs sehr wenig nährend; am besten schmeckt es noch, wenn es mit frischer Butter genossen wird.

Aus diesem Cassava-Brode macht man auch das oben erwähnte Getränk *Piwarrie*. Es wird gekaut, dann in einen grofsen Krug gethan und Wasser darauf gegossen. Nach einiger Zeit geräth es in Gährung und liefert ein kräftiges, hitziges Getränk.

Die Arrawakas bauen ihre Hütten nahe an Flüssen und Bächen. Die Arbeit dabei ist sehr einfach. Vier gabelförmige Pfähle werden in die Erde getrieben, so dafs sie gewöhnlich ein Viereck von etwa zwanzig Fufs bilden. In die Gabeln werden dann vier andere Pfähle gelegt und über denselben das Dach aufgerichtet, welches mit den Blättern der Manicol-Palme gedeckt wird. Die Verbindung der Pfähle und der Dachbedeckung geschieht durch die Schlingpflanze *Nebe*. Das Dach ist so dicht und fest, dafs der heftigste Regen nicht durchdringen kann. Die Seiten des Gebäudes läfst man, um frische Luft zu geniefsen, gewöhnlich offen, so dafs eine Familie die andere sehen kann. Die Ortschaften sind klein, höchstens aus 10 oder 12 Häusern bestehend, von welchen einige auch zwei Familien enthalten.

Um jede Hütte wird ein Raum von etwa zwei engl. Acres Waldung gelichtet, auf welchen man hauptsächlich Cassava, nebst einigen Papayas (Melonenbäumen), Ananas, etwas Seidengras und Cayenne-Pfeffer anbaut. Kühe, Pferde, Schafe, Ziegen und Esel sind den Indiern unbekannt. Das einzige Hausthier ist eine Spielart von Hunden,

Digitized by

wieder von der Bühne herab, und fühlte mich, als ich mich in meine Loge setzte, so ermüdet, daß ich mich kaum aufrecht halten konnte. Ich lehnte mich in den Sopha zurück, und schlief ein. Ich erwachte, als ich meine Loge öffnen hörte, und sah, daß es Herr Hofrath Reichard war, der mich besuchen wollte. Ich bat ihn, mich ruhig schlafen zu lassen, und schlief wieder ein. Ich erwachte, als ich meine Loge wieder öffnen hörte, und sah, daß es Herr Reichard wieder

Indiern unerschöpflich ist, und nach langen Anstrengungen, aber ohne alle körperliche Züchtigung, bringt man es endlich doch dahin, aus dem ungelenken und furchtsamen Schüler einen guten Jagdhund zu machen.

Gewöhnlich fährt der Jäger auf seinem Kahne längs dem Ufer des Flusses oder Baches hin, während die Hunde den Wald durchstreifen. Sobald sie ein Stück Wild ansichtig werden, geben sie durch Bellen ein Zeichen und suchen das erschrockene Thier nach dem Wasser hin zu treiben. Sogleich nimmt der Jäger Bogen und Pfeile zur Hand, rudert ganz still nach der Gegend hin, wo er die Stimme der Hunde vernimmt, und erlegt das Wild, so wie es ins Wasser springt.

Wenn die Indier keine Fischangeln haben, was bei den meisten der Fall ist, so bedienen sie sich zum Fischfangen der Pfeile, mit welchen sie sehr geschickt umzugehen wissen. Auch vergiften sie, um eine grofse Menge Fische auf Einmal zu fangen, das Wasser mittelst der Pflanzen *Nako* und *Nebe*. Diese Pflanzen bringen auf die Fische mehre Minuten lang eine betäubende Wirkung hervor, so dafs sie schaarenweise gefangen werden können. Der *Nako* ist ein strauchartiges Gewächs von etwa 4 Fufs Höhe, mit Blättern wie der Lorbeer, und trägt eine weifse glockenförmige Blume. Die Wurzel wird zu einem Brei gerieben und in das Wasser geworfen. Einige Augenblicke nachher kommen die betäubten Fische an die Oberfläche und schwimmen wie todt her-

Wirtschaft, Wirtschaftsgeschichte, Wirtschaftsgeographie, Wirtschaftsstatistik, Wirtschaftsrecht, Wirtschaftspolitik, Wirtschaftsethik, Wirtschaftspsychologie, Wirtschaftssoziologie, Wirtschaftsphilosophie, Wirtschaftsmathematik, Wirtschaftsbiologie, Wirtschaftsmedizin, Wirtschaftsmetaphysik, Wirtschaftsmystik, Wirtschaftsdichtung, Wirtschaftsmalerei, Wirtschaftsmusik, Wirtschaftsreligion, Wirtschaftsmythologie, Wirtschaftsmag

Diese Schale wird aus einem grofsen Flaschenkürbifs gemacht, ist buntscheckig bemalt und hat drei oder vier hineingeschnittne Spalten. Inwendig befinden sich verschiedne kleine Kieselsteine und gewisse rothe Samenkörner, von einer Gröfse, dafs sie nicht durch die Spalten herausfallen können. Oben und unten sind Löcher, durch welche ein Stab gesteckt wird, so dafs seine beiden Enden hervorragen. Das untere Ende wird, als Handhabe, mit Baumwollengarn umwickelt, das obere aber mit allerlei bunten Federn geschmückt. Ungefähr Abends um 10 Uhr müssen alle Personen, bis auf den Arzt und den Kranken, die Hütte verlassen, und nun beginnt die Beschwörung. Der Peii dreht die Zauberschale schnell und anhaltend herum, und begleitet das Gerassel der Steine und Körner darin mit einem singenden Gebete an den bösen Geist. Diefs dauert bis Mitternacht. Dann fängt der Peii an mit dem Geiste zu reden und die vor der Hütte Stehenden glauben deutlich die Stimme des Letztern zu vernehmen. Bei unbedeutenden Krankheiten wird die Hülfe des Peii nicht in Anspruch genommen. Man bedient sich gewisser Pflanzen und gemeiniglich mit dem besten Erfolg. Zuweilen wendet man auch ganz seltsame Mittel an. St. Clair besuchte einen Mann, der an heftigen Schmerzen in den Eingeweiden litt. Man zündete ein Feuer unter der Hangematte an, worin er lag, und er liefs sich geduldig räuchern und braten, bis die Krankheit vorüber war.

Digitized by

Die Sprache der Arrawakas ist besonders weich und wohlklingend. Sie reden aber aufserordentlich schnell, so dafs es dem Europäer schwer fällt, sie zu verstehen. St. Clair machte sich folgenden kleinen Auszug aus einem Wörterbuche, welches der Missionär *Burg* seit einigen Jahren zusammengetragen hatte.

Abboloi, Wodile	Mann oder Mensch.
Bahi	Haus.
Kuluira	Kleiner Kahn.
Abuyuka	Grofser Kahn.
Abbunikurrawahi	Pflanzen.
Abbatikabu	Fünf.
Abbeatima	Sechs.
Abbolughou	Zwanzig.
Abbonuboin	Einige.
Abbani	Ein Einzelner.
Abbanussabbe	Noch mehr.
Abba	Mit, Von, Bei, Vor.
Hali quaba?	Wie befindest Du Dich?
Hali quoha?	Wie befindet ihr euch?
Issa quada	Ich befinde mich wohl.
Hama abbu kabu?	Was hast du da?
Xinime abba mada	Ich habe einen Fisch.
Carrabubanda?	Hast du einige Krabben?
Buttalika?	Willst du trinken?
Itschu	Ich will.
Builiare?	Bist du da?
Dialiou	Ich bin da.
Hama bukri?	Was ist dein Name?
Bad habudi?	Wirst du mich besuchen?

Hallowari ribonda?	Wo kommst du her?
Semeri boniadonda	Ich komme von Semeri.
Dohani bureii	Ich will eben gehen.
Hama banibu?	Was willst du thun?
Aballodin	Ich gehe auf die Jagd.
Wuni abbu	Während des Regens.
Abuyou	Etwas zu essen.

St. Clair theilt noch Einiges über die Sitten und Gebräuche dieser Indier mit.

Wenn ein junger Bursche das funfzehnte und ein Mädchen das zwölfte Jahr erreicht hat, so sorgen die Aeltern schon dafür, dafs sie sich verheurathen. Die jungen Leute haben aber dabei keine freie Wahl, soudern müssen dem Willen ihrer Aeltern folgen. Die beiderseitigen Verwandten, (gewöhnlich die gesammte Bevölkerung des Dorfs), werden zur Hochzeit eingeladen. Die Männer bringen gleich Baumaterialien mit, und errichten eine Hütte für das junge Ehepaar, und die Weiber beschenken sie mit Fischen, Früchten, Cassava-Brod und Piwarrie. Hierauf wird der Bräutigam von den Männern und die Braut von den Weibern mit verschiedenen Liedern angesungen, deren Inhalt aber ziemlich unanständig ist. Die eheliche Verbindung geschieht übrigens ohne alle weitere Feierlichkeiten. Indessen hält der Mann streng auf die Treue seiner Gattinn, und der Ehebruch wird im Allgemeinen für etwas Schändliches gehalten. Auch hat der beleidigte Gatte das Recht, die Schuldige auf der Stelle zu tödten. Den Männern ist zwar die Vielweiberei gestattet,

Digitized by

sich gerade, als ich eintrat, mit dem Rücken gegen die Thüre gewendet, und ich sah, daß sie mit Jemand sprach, der mir gegenüber stand. Ich konnte nicht sehen, wer es war, denn sie stand vor ihm. Ich hörte nur, daß sie sagte: „Ich habe Ihnen Alles gesagt, was ich weiß, Herr Graf, und ich bitte Sie, mich jetzt zu verlassen.

ten endigen gewöhnlich mit gänzlicher Berauschung und Sinnlosigkeit.

Ihre Geräthschaften bestehen aus dem, was sie zur Bereitung ihrer Nahrung, Kleidung, zur Jagd etc. unumgänglich nothwendig haben. Ihre Töpfe werden aus einem äufserst feinen Thone gemacht, mit dem Safte gewisser Pflanzen schwarz gefärbt und dann gebrannt. Sie sind sehr dauerhaft und werden selbst von Weifsen gern gekauft. Eben so verfertigen diese Indier aus demselben Thone Krüge zur Bereitung und Aufbewahrung des Piwarrie, und Kürbifsflaschen (Kalebassen) von verschiedner Gröfse, welche sie auswendig recht artig mit allerlei schwarzen Figuren und Mustern zu bemalen wissen. Auch bereiten sie aus den Schalen der Flaschenkürbisse Schüsseln, Teller und Löffel.

Ein der Aloe ähnliches Gewächs, von den Indiern *Kurra* genannt, liefert ihnen Fasern, aus welchen sie Schnuren und Stricke verfertigen, die sehr elastisch und dauerhaft sind.

Aufser Bogen und Pfeilen haben sie grofse schwere Keulen, welche aus Eisen- und Schlangenholz gemacht werden und auf mancherlei Weise verziert sind. Die Bogen sind 5 bis 6 Fufs lang; die Pfeile bestehen aus geraden Rohrstängeln, ohne Knoten, und sind etwa 4 Fufs lang. Am dünnern Ende wird ein Stück hartes Holz befestigt mit einem Stachel von Bein oder Kieselstein, je nach dem Gebrauche, zu welchem er bestimmt ist. Für den Krieg haben die Arrawakas besondere

Digitized by Google

Pfeile, *(Kabitschterre)*, blofs aus zugespitzten harten Holzstäben bestehend, deren Spitzen nach Umständen mit Widerhaken versehen oder auch in Gift getaucht werden. Der *Marna*, zur Erlegung kleiner Vögel bestimmt, hat ein stumpfes Ende. Der *Serrapa* oder Fischerpfeil gleicht dem neptunischen Dreizack, denn er hat drei Spitzen, jede aus Knochen bestehend. Die Pfeile für grofse Fische haben einen Widerhaken, an dem mittelst einer Schnur ein kleines Stück Holz so locker befestigt ist, dafs es sich, wenn der getroffne Fisch untertaucht, leicht losmacht und oben auf dem Wasser schwimmt; der Fischer wird dadurch in den Stand gesetzt, den Fisch in seinen Kahn herauf zu ziehen. Der *Kotinera*, oder der Pfeil zum Jagen der wilden Schweine, hat viel Aehnliches mit dem Serrapa, unterscheidet sich aber durch ein besonderes starkes Stück Holz, welches sich in dem Gebüsche, wohin sich das getroffne Thier flüchtet, so verwickelt, dafs dieses dadurch festgehalten wird.

Mit dem Serrapa machen die Arrawakas auch Jagd auf den *Manati* oder die Seekuh, welche aus dem Meere eine Strecke flufsaufwärts geht. Sie lauern diesem Thiere gewöhnlich bei Mondschein, oder auch am frühen Morgen auf, wo es längs den Ufern allerlei Laubwerk aufsucht. Der Jäger rudert ganz still in seine Nähe und schiefst dann seinen Pfeil ab. Sogleich taucht der Manati unter, kommt aber, durch die Schmerzen genöthigt, welche ihm die Wunde verursacht, bald wieder

an die Oberfläche. Nun schiefst der Jäger einen zweiten Pfeil auf ihn ab und bläst zugleich in eine Muschel. Der Schall verbreitet sich weithin durch die Wälder, so dafs das Thier erschrickt und abermals untertaucht. Der Indier folgt ihm nach, durch die Spur geleitet, welche das Blut des verwundeten Manati auf der Oberfläche des Wassers zurückläfst. So wie das Thier sich wieder sehen läfst, stöfst er von neuem in seine Muschel und setzt dieses Spiel so lange fort, bis das erschöpfte Thier nicht mehr untertauchen kann und nun die Beute seines Verfolgers wird.

Bekanntlich hat der Manati die Fabel von den s. g. *Seejungfern* oder *Meerweibchen* veranlafst. Die vordern Finnen sehen zwei Armen ähnlich und das Thier bedient sich ihrer beim Fressen; auch drückt das Weibchen die Jungen damit an die Brüste, welche den menschlichen ebenfalls sehr ähnlich sind. Die Colonisten in Berbice versichern, dafs die Manatis zuweilen sanfte und melodische Töne von sich geben, welche man Gesang nennen könne. Das Fleisch ist fett und schmeckt, wenn es gut zugerichtet wird, wie Schweinfleisch.

Zu den unentbehrlichen Geräthschaften der Arrawakas gehört auch der *Kahn*, welchen sie recht geschickt aus einem grofsen Baumstamme zu verfertigen wissen. Freilich ist dieſs eine sehr mühsame und langwierige Arbeit, aber eben defshalb steht auch ein solcher Kahn in sehr hohem Preise. Er ist so geräumig, dafs der Indier, wenn

Digitized by Google

zu einer Bedingung, die Bedingung, unter der, zu einer Bedingung, unter der, Bedingung, unter der, Bedingung, unter der,

Demerara zurück, wo er einige Zeit nach seiner Ankunft einer Expedition nach dem *Essequibo-Flusse* zugetheilt wurde.

Dieser Flufs befindet sich etwa 12 engl. Meilen windwärts vom Demerara. Die Colonie Essequibo beginnt bei dem *Bonesique-Creek* und wird in Westen durch das spanische Guyana begränzt. Der Essequibo hat an seiner Mündung mehr als 20 Meilen Breite und ist der schönste Flufs in diesem Theile der englischen auswärtigen Besitzungen.

Der Anbau längs der Küste erstreckt sich bis ein wenig windwärts vom *Pomeron*-Flusse und an seinen Ufern liegt, nicht weit vom Meere, ein starker militärischer Posten mit einem Blockhause. Dieses Fort wird von den spanischen (columbischen) Besitzungen am Orenoko durch eine weit ausgedehnte wüste Landstrecke getrennt; dennoch machen die Einwohner der Letztern häufige Einfälle in die brittischen Niederlassungen am westlichen Ufer des Essequibo. Sie kommen längs der Seeküste mit zahlreichen kleinen Booten und Kähnen, welche mit Negern, Indiern und entlaufnen Sklaven bemannt sind. Die Letztern machen die Wegweiser zu den Besitzungen ihrer ehemaligen Herren, welche die Räuber ausplündern und mit ihrer Beute wieder nach dem Orenoko zurückkehren.

In der Mündung des Essequibo liegen vier gut angebaute Inseln: *Walkiman*, *Liguan*, *Vakin* und die *Tiger-Insel*, welche die schönsten Baumwollen- und Zucker-Aernten liefern. *Liguan* war ehemals das einzige Eigenthum eines

Bl. Bernhard von Clairvaux, † 20. August 1153.

Bernhard von Clairvaux, der große Heilige des 12. Jahrhunderts, der Mann, der wie kaum ein zweiter seine Zeit beherrschte, der Ratgeber der Päpste, der Prediger des Kreuzzuges, der Gegner Abälards, der Verfasser zahlreicher Schriften, der Mystiker, der Marienverehrer, der Mann, der Tausenden den Weg ins Kloster wies, der Mann, der Tausenden den Weg zu Gott zeigte, der Mann, der Tausenden den Weg zu Maria wies, der Mann, der Tausenden den Weg zum Himmel wies, der Mann, der Tausenden den Weg zum Himmel wies, der Mann, der Tausenden den Weg zum Himmel

befehl des Gouverneur-Lieutenants von Demerara. Die Gerichtssitzungen für die Colonie Essequibo werden im Fort gehalten und der Commandant hat den Vorsitz.

Im November 1807 verbreitete sich ein starker Verdacht in der Colonie, dafs die Indier im Innern des Landes einen Angriff auf die weifsen Einwohner vorhätten. Man hatte grofse Abtheilungen dieser wilden Stämme verschiedene Flüsse, welche in den Essequibo führen, übersetzen sehen, und es hiefs, dafs auch s. g. spanische Indier (aus Columbien) sich mit ihnen vereinigt hätten und die ruhigen Arrawakas zu Feindseligkeiten gegen die europäischen Ansiedler aufwiegelten. Eben so wurde von den Posthaltern am *Demerara* berichtet, dafs die dortigen Indier alle ihre Wigwams oder Hütten an den Ufern dieses Flusses verlassen hätten und sich in grofsen Haufen mit ihren Familien gegen den Essequibo wendeten. Auch liefen schon Nachrichten ein, dafs ein Posthalter am Demerara und die Einwohner von ein paar Niederlassungen überfallen und ermordet worden seien. Diese Botschaft verbreitete unter allen Pflanzern einen unbeschreiblichen Schrecken und besonders fürchtete man einen Angriff auf das *Fort-Island*, welches damals ohne alle Besatzung, Geschütz und Vorräthe war.

Obschon die Ursache dieser feindseligen Stimmung der wilden Eingebornen, welche sich bisher immer friedlich gegen die Weifsen betragen hatten, ein grofses Räthsel war, so wurden doch die

Digitized by Google

Nachrichten immer vielfältiger und die Besorgnisse von Tag zu Tag gröfser, so dafs der Vice-Gouverneur sich genöthigt sah, zur Vertheidigung des *Fort-Island* eine Militär-Abtheilung und zugleich hinlängliche Vorräthe an Gewehren und Schiefsbedarf zur Bewaffnung der weifsen Einwohner abzuschicken.

St. Clair befand sich bei dieser Truppensendung. Wohl vierzehn Tage lang standen sie in Bereitschaft, die Indier zu empfangen, als die Botschaft einlief, dafs sie sich wieder ins Innere des Landes begeben hätten. Wie man später erfuhr, war ihr feindseliges Benehmen dadurch entstanden, dafs die freien Farbigen, welche an den Ufern des Essequibo wohnen, die Indier im Handel betrogen und ihre Kinder als Sklaven zurückbehalten hatten. Da dieses Benehmen der freien Farbigen den Gesetzen der Colonie zuwider lief, deren Vortheil es mit sich bringt, die Indier stets bei guten Gesinnungen zu erhalten: so beschlofs Oberst *Nicholson* persönlich den Flufs hinauf zu reisen, die verschiednen Ansiedlungen zu besuchen, die Schuldigen auszuforschen und den beleidigten Indiern Genugthuung zu geben.

Am 22. Nov. wurde die Reise angetreten und zuerst in *Perica*, am östlichen Ufer des Essequibo, Nachtlager gemacht. Diefs ist eine Zukkerpflanzung, welche den in diesem Theile des Festlandes nur seltnen Vortheil geniefst, einen mitten durch die Pflanzung strömenden Bach frischen Wassers zu haben, an welchem eine Mühle

Digitized by Google

zum Auspressen des Zuckerrohrs angelegt ist. Die Menge des dadurch in zehn Stunden gewonnenen Saftes ist so grofs, dafs während der Aerntezeit kaum so viel Rohr herbeigeschafft werden kann, als zur Beschäftigung der Mühle nöthig ist, während dagegen die Wind- oder Ochsenmühlen der andern Pflanzungen nur mit Mühe das tägliche Erzeugnifs der Felder aufarbeiten können.

Der folgende Tag wurde auf dieser Pflanzung zugebracht. *St. Clair* begab sich, wie gewöhnlich, auf die Jagd und schofs eine Menge schöner Vögel, mit welchen die Bäume im eigentlichen Sinne bedeckt waren. „Man erstaunt Anfangs“ — sagt unser Verfasser — „über die Vorliebe, mit welcher sich so viele Gattungen gefiederter Thierchen dieser Länder in der Nähe der menschlichen Wohnungen aufhalten. Aber die Vorsehung hat sie gelehrt, dafs der Boden durch den Fleifs des Menschen verbessert wird und seinem Fleifse alle Bedürfnisse des Lebens gewährt. Zu Tausenden versammeln sie sich daher um seine Wohnung, langen ohne Umstände zu, wo sie eine so reich besetzte Tafel finden, und fühlen sich um so sicherer, je mehr sie in seiner Nähe leben.“ Auch der *Spottvogel* befand sich unter dieser Zahl. Er ist etwas gröfser als der Staar, von schwarzer und gelber Farbe, und hat einen schwefelgelben Schnabel. Aber obschon er sich gern in der Nähe des Menschen aufhält, so verschmäht er es doch, von ihm Nahrung zu empfangen, sondern er fliegt, wenn ihn hungert, in

Digitized by

den benachbarten Wald, wo er von Samenkörnern und Früchten lebt. Dann kehrt er wieder zu den menschlichen Wohnungen zurück und vergilt den Schutz und die Ruhe, welche er hier genieſst, durch seinen angenehmen Gesang und sein kurzweiliges Benehmen. Man hört ihn aber nur selten anhaltend bei seinen eignen Melodien, welche in sanften und kurz abgestoſsnen Tönen bestehen, verweilen. Denn sobald ein Schaf in der Nähe blökt, ein Hahn kräht oder ein anderer Vogel seinen Gesang vernehmen läſst, so hält er inne, horcht einige Augenblicke und beginnt darauf die fremden Töne äuſserst täuschend nachzuahmen. Beobachtet man sein Benehmen dabei, so muſs man wirklich glauben, daſs er ein Vergnügen an diesem Scherze findet. Man sieht an den Bäumen um die Wohnungen der Pflanzer zahlreiche Nester dieser Vögel, welche hier durch die das Haus umgebenden Wälder vor heftigen Winden geschützt sind.

St. Clair sah auch bei der Pflanzung Perica viele *angebaute* Kohlpalmen, welche sich von den wilden Palmen dieser Art (den oben beschriebenen *Cockaritos*) sehr unterscheiden. Sie sind ursprünglich aus Afrika hieher gekommen. Der Stamm hat eine sonderbare Form; er ist in der Mitte aufgeschwollen und bis zur Hälfte der Höhe von brauner Farbe. Hier scheint es, als ob ein anderer, hellgrüner, Stamm aufgesetzt wäre, aus dessen oberem Ende regelmäſsige Palmenblätter hervorbrechen und sich ringsum wie

Straufsenfedern ausbreiten. An den Enden dieser Blätter hangen unzählbare Vogelnester.

Am 24. November schiffte sich St. Clair, sein Oberst und dessen Bedienter auf einem kleinen Schooner ein und steuerten aufwärts, am rechten Ufer des Essequibo, nach dem *Fort Island*, wo sie in wenig Stunden eintrafen. Diese kleine Niederlassung besteht aus einer geringen Zahl zerstreuter hölzerner Häuser, an der östlichen Seite der Insel, mit einigen Negerhütten untermischt. Zur Rechten des Landungsplatzes liegt das *Fort Zelandia*, ein kleines regelmäfsiges Werk, mit einem grofsen Gebäude in der Mitte, einer Art Blockhaus von Backsteinen, welches die Holländer 1766 als Zufluchtsort auf den Fall einer Negerempörung oder eines Angriffs von Seiten der Eingebornen, errichtet haben. Seit 1803 ist dieses Fort entwaffnet und gegenwärtig fast ganz verfallen. Die Kirche, das vornehmste Gebäude der Insel, sieht aus wie eine alte englische Scheuer. Sonntags wird Gottesdienst darin gehalten, und an den Wochentagen dient sie als Gerichtshof oder Kaufhaus. Das Acker- und Gartenland bei dieser Niederlassung war das unfruchtbarste, welches *St. Clair* bis dahin in diesem Lande gesehen hatte. Doch fehlte es nicht an Waldbäumen und auch einige Palmen erhoben ihre gefiederten Häupter.

Am 25. lichtete die kleine Flotte, welche nunmehr aus 3 Schoonern und 4 Kähnen zusammen mit 50 Personen bestand, die Anker, um mit einem leichten Winde die Fahrt stromauf-

Digitized by

wärts fortzusetzen. Während Mittags Halt gemacht wurde, begaben sich einige von den Herren auf die Jagd, mufsten aber bald, des dicken Unterholzes und der vielen stacheligen Bäume wegen, zurückkehren. Besonders merkwürdig ist unter den Letztern der *Aquiero*, eine Palmengattung, deren Stamm und Hauptäste mit ungeheuern Dornen besetzt sind, welche eine Länge von wenigstens 6 Zoll und eine schwarze, glänzende Farbe, wie Ebenholz, haben. Dieser Baum trägt auch eine Frucht, der Wallnufs ähnlich, aus einem schleimigen Stoffe bestehend. Der Stein dieser Frucht gleicht an Gestalt und Härte, freilich nicht an Gröfse, einer kleinen Kokusnufs. Die Indier schneiden Ringe daraus für ihre Weiber und Kinder und geben ihnen eine schöne Politur. Die äufsere Schale der Frucht hat, wenn man sie kaut, einen angenehmen, süfsen Geschmack und wird von Menschen und Thieren gern gegessen.

Am Abende, wo in einigen offnen, leer stehenden Hütten übernachtet werden mufste, war man sehr in Furcht vor den gleich nach Sonnenuntergang schaarenweise zum Vorschein kommenden *Vampyren*. Die Neger zündeten aber rings um die Hütte in einiger Entfernung eine Menge Feuer an, wodurch die blutdürstigen Thiere glücklich abgehalten wurden. Nur ein Neger und ein Bedienter waren, wie sich am andern Morgen zeigte, angegriffen worden, und zwar der Neger so stark, dafs er in Folge des Blutverlustes kaum auf den Füfsen stehen konnte. Der Vampyr mifst

mit ausgebreiteten Flügeln in der Breite 26 bis 33 Zoll. Er hält sich gern in hohlen Bäumen und alten verlassenen Hütten auf; zuweilen aber sieht man diese Thiere auch in dichten Klumpen beisammen, die Köpfe abwärts, mit den Füfsen an Baumästen hangen. Es giebt hier zu Lande zwei Gattungen. Die gröfsere macht sich an Menschen und vierfüfsige Thiere, die kleinere vornehmlich an Vögel. Sie leben jedoch nicht blofs von Blut, sondern auch von Früchten.

Ein sehr sonderbarer, hier ebenfalls einheimischer Vogel ist der *Tucan*, von den Eingebornen nach seinem Geschrei *Piapoco* genannt. Es ist schwer zu errathen, wozu ihm die Natur einen so ungeheuern Schnabel gegeben hat. Als Waffe zum Angriff anderer Thiere kann er nicht dienen, da der Vogel blofs von Früchten und Samen lebt, die in diesen Wäldern das ganze Jahr in Ueberfluſs vorhanden sind. Eben so wenig scheint der Schnabel eine Vertheidigungswaffe zu seyn, da der dünne Stoff, aus dem er besteht, gar nicht geeignet ist, Schläge damit auszutheilen. Beim Fliegen mufs er dem Vogel überdiefs höchst lästig fallen, da er durch sein Gewicht den Kopf zur Erde herabzieht. Nur die schönen Farben, mit welchen er geschmückt ist, entschädigen für den abscheulichen Anblick, den die plumpe Gestalt dieses Körpertheils gewährt. Streifen vom glänzendsten Gelb und Schwarz auf scharlachrothem Grunde erfüllen den Beobachter mit Staunen und Bewunderung. Eben so entfal-

Digitized by

ten die kahlen Stellen um das Auge und das Gefieder am ganzen Körper das herrlichste Farbenspiel. Er fliegt ruckweise (*by jerks*) wie unsere Elstern und hat eine grofse Scheu vor Menschen. Einige Indier nennen ihn auch *Buradi*, welches „Nase" bedeutet.

Ein Paar junge Indier, die St. Clair zufällig traf, führten unsern Verf. und einen seiner Begleiter in das Dickicht des Waldes, um Pekkaris aufzusuchen. Unglücklicherweise wurden sie, da die Europäer mit den Wilden nicht Schritt hielten, von diesen getrennt und befanden sich, da der Rückweg nicht mehr zu erkennen war, eine kurze Zeit in einer angstvollen Lage. Bald aber kamen die Indier zurück und führten sie glücklich wieder zur Gesellschaft. „Es ist zum Erstaunen" — bemerkt *St. Clair* — „mit welcher Schnelligkeit und Sicherheit dieses Volk durch die ungeheuern Wälder dieser Gegend wandert. Wenn sie eine solche Wanderung antreten, so brechen sie bei jedem zweiten Schritte einen Baumzweig ab und sind auf diese Weise sicher, den Rückweg zu derselben Stelle zu finden, von welcher sie ausgegangen sind. Sollten sie zufällig die erste Richtung verlieren, so suchen sie die Nordseite der Bäume auf, oder diejenige, welche stets mit einer Gattung kleinen Mooses bedeckt ist. Auch ihr Scharfsinn, mit welchem sie die Spur der Thiere entdecken und selbst die Gattung derselben anzugeben wissen, ist höchst bewundernswerth. Wo der Europäer nicht das mindeste von der

Fährte eines Wildes gewahr wird, weifs es der Indier, dem die Jagd seinen vorzüglichsten Lebensunterhalt verschafft, bis in die gröfste Entfernung zu verfolgen, und erkennt zugleich, ob die Fährte alt oder neu ist. Selbst die Stellung oder die Lage der Baumblätter ist oft für diesen Zweck hinreichend."

Weiter aufwärts erblickten die Reisenden drei kleine Inseln, die *drei Brüder* genannt, wegen der grofsen Aehnlichkeit, die jede mit der andern hat. Nahe bei diesen Inseln ragt ein kahler Felsen, das *Neger-Kap* genannt, etwa sechs Fufs über das Wasser empor, in Bezug auf welchen die Eingebornen einen sonderbaren Aberglauben haben. Sie behaupten nämlich, dafs wenn Jemand diesen Felsen berührt, sogleich ein heftiger Sturm entstehe und ihn für seine Verwegenheit mit dem Fahrzeuge umwerfe. Wenn daher irgend ein Indier aus Unvorsichtigkeit an den Felsen stöfst, so rudert Alles so schnell als möglich ans Ufer und flüchtet sich in die Wälder.

Der *Masseruny*, der von der linken Seite in den Essequibo fällt, ist bei der Mündung fast zwei engl. Meilen breit. Hier änderte sich der Anblick der Landschaft. Der Hintergrund zeigte eine Mannichfaltigkeit von Bergen; grofse Felsen erhoben ihre zerstreuten Gipfel nach allen Richtungen längs den Ufern des Flusses, und die Bäume erschienen malerischer, weil sie weniger dicht zusammengedrängt waren. Die nächste Nacht wurde auf der Pflanzung *Mon Repos* des Herrn

de Grout zugebracht, welcher zur Reisegesellschaft gehörte. Vor den Vampyren war man zwar sicher, aber dafür störte das furchtbare Gequak der Frösche und grofsen Kröten, noch mehr aber das über alle Beschreibung lärmende Geschrei der Affen, namentlich der Babuns, die Ruhe der Schläfer.

Am folgenden Morgen gelangten die Reisenden zu der Stelle der ehemaligen ersten Niederlassung der Holländer, welche zugleich der Sitz der Regierung gewesen, aber späterhin wieder aufgegeben worden war. Die Natur, über die Kunst triumphirend, hatte wieder Besitz davon ergriffen und Alles bot jetzt den Anblick eines Urwaldes dar. Weiter hinauf sind zwei kleine Inseln mit Hütten für Negersklaven, welche sich hier des Holzfällens wegen aufhalten. Die Eigenthümer gewinnen sehr bedeutend bei diesem Geschäft. Das Holz wird den Strom hinab, nach *Fort-Island* geführt, von wo man es nach den zahlreichen Pflanzungen dieser Colonie absetzt. Es werden nicht blofs Fässer zur Verpackung des Zuckers oder der Baumwolle daraus gemacht, sondern man verwendet es auch zum Häuser- und Brückenbau und zu mehren andern Zwecken. Es giebt einzelne Ansiedler, die sich durch Errichtung eines solchen Holzschlages während eines Zeitraums von 20 oder 30 Jahren ein beträchtliches Vermögen erworben haben. — Unter den Bäumen dieser Gegend findet man auch den hohen *Wallaba*, dessen Holz wegen seiner Härte und Dauerhaftigkeit be-

kannt ist. An den äufsersten Zweigen hangen zahlreiche Nester der schönsten Tropenvögel.

Auch ein *Armadill* oder Gürtelthier wurde geschossen. Dieses hier zu Lande sehr gemeine Thier gräbt sich Löcher in die Sandhügel, wird aber von den Indiern, die sein für den Europäer eben nicht schmackhaftes Fleisch gern essen, geschickt herausgegraben. Wenn die Indier ein solches Loch finden, so suchen sie sich, um keine vergebliche Anstrengung zu machen, zuvörderst zu überzeugen, ob auch wirklich ein Armadill darin ist. Sie stecken zu dem Ende einen langen Grashalm oder einen kleinen Stock hinein. Wenn darauf eine Menge Muskiten herauskommen, so ist diefs ein sichres Zeichen, dafs ein Armadill im Loche ist. Geschieht das Gegentheil, so geben sie sich weiter keine Mühe nachzugraben.

Die *Vanille* ist in diesen Waldungen sehr häufig. Es ist eine Schlingpflanze, die sich an den Stämmen der Bäume 30 bis 40 Fufs hinaufrankt. Aber die Affen sind so erpicht auf die Samenkerne, dafs es schwer hielt, eine reife Schote zu finden. Diese Frucht hangt von dem Stengel in Gestalt einer kleinen Scheide herab und hat davon den spanischen Namen *Vanilla*, welcher „kleine Scheide" bedeutet, erhalten.

St. Clair und seine Begleiter hatten auf ihrem Ausfluge sich öfters einen Weg durch langes und starkes Gras bahnen müssen. Bei dieser Gelegenheit wurden ihre Schenkel und Füfse mit einer Gattung äufserst kleiner Insekten bedeckt, welche

man rothe Thiere (*Bêtes rouges*) nennt. Sie drangen durch die dünnen weifsen Beinkleider bis in die Haut und verursachten ein höchst schmerzhaftes Jucken. Als die Reisenden nach der Niederlassung zurückkamen, sahen sie sich genöthigt, die Hilfe der Indier in Anspruch zu nehmen, um sich von diesen lästigen Thierchen zu befreien. Zwei alte häfsliche Weiber gruben die Insekten mit der Spitze eines Stachels aus und rieben dann die Wunde mit Rum ein. Dieses Insekt ist eines der beschwerlichsten in Guyana. Es hat eine schöne Scharlachfarbe. Wenn es sich eingebissen hat, darf man nicht kratzen, weil sonst leicht Geschwüre entstehen, die in diesem heifsen Klima schwer zu heilen sind. Am häufigsten sind diese rothen Thierchen in der Regenzeit; sie halten sich in hohem Gras und niedrigem Gesträuch auf.

Die Niederlassung *Agitos* gehörte einer Familie von freien Farbigen, welche aus einer Mischung von Weifsen, Negern und Indiern hervorgegangen waren. Sie hatten auch wirklich von jeder dieser drei Rassen das Schlimmste an sich. Ihre Lebensweise gleicht der der Indier, von welchen eine Anzahl unter ihnen lebten. Aber in Folge des häufigen Verkehrs mit den Weifsen in den untern Ansiedlungen haben sie gelernt, ihre Blöfse mit Kleidern zu bedecken. Auch berauschen sie sich in Rum und andern kostspieligen Genüssen, welche sich die armen Indier nicht verschaffen können. Sie verfertigen grofse und hübsche Hangematten, welche sie den weifsen Ansiedlern

zu hohen Preisen verkaufen. Diese Ansiedlung glich einem kleinen Dorfe. Um sich vor den Angriffen der Indier zu schützen, mit welchen sie vor Kurzem bedroht waren, hatten die Einwohner auf einem hohen Sandhügel ein grofses Blockhaus errichtet, mit Schiefsscharten, um Pfeile daraus abschiefsen zu können. Sie versicherten, dafs es kugelfest sei, wurden aber jämmerlich enttäuscht, als einer unserer Engländer die Wand durch und durch schofs.

Einige junge Männer, die von einer Jagdpartie zurückkamen, setzten Alles in Bewegung durch die Nachricht, dafs sie die Spuren der *Aguaya*-Indier gesehen hätten. Dieses war der so gefürchtete Stamm, ein kriegerisches und entschlossenes Volk, welches, wie man glaubte, durch die gewöhnlichen Ausschweifungen der freien Farbigen und durch die Muthlosigkeit der Arrawakas gereizt worden war, den Letztern ihre Kinder zu stehlen und junge Leute beiderlei Geschlechts wegzufangen, die dann für Rum und andere Bedürfnisse an die weifsen Einwohner der untern Niederlassungen verkauft wurden, wo man natürlicherweise diese wohlfeilen Arbeiter lieber hat, als die theuern Neger.

Man schickte einige erfahrne Männer auf Kundschaft aus, um zu erfahren, was an dem Gerüchte sei. Die zurückgebliebnen Bewohner der farbigen Niederlassung brachten die Weiber und Kinder in das Blockhaus und rüsteten sich zum Kampfe. Auch die Engländer setzten einige Mann-

Digitized by

schaft aus dem Schooner ans Land und machten sich streitfertig. *St. Clair* sagt, diefs sei das erste Mal in seinem Leben gewesen, wo sein kriegerischer Muth auf die Probe gestellt werden sollte; denn früher habe er keine andern Kämpfe bestanden, als die mit seinen Schulkameraden in Edinburg, wo es höchstens einige blutige Köpfe und zerschlagene Fensterscheiben abgesetzt habe. Zu seinem grofsen Bedauern blieb es indefs bei der Zurüstung, denn die ausgesandten Männer kehrten in einigen Stunden zurück und beruhigten ihre Landsleute durch die Nachricht, dafs die *Aguayas*, aus den Spuren zu schliefsen, wieder stromaufwärts gegangen seien. St. Clair bemerkt, dafs, wie ihm einer von diesen Leuten erklärte, die Indier, um ihren Marsch zu verbergen, ganze Tage lang auf den Spitzen der Zehen gehen und dadurch eine Spur im Boden zurücklassen, welche der des Jaguars oder amerikanischen Tigers sehr ähnlich sieht.

Die Engländer schifften nun weiter hinauf, nach der Niederlassung *Patarima*, wohin der Koch vorausgeschickt worden, um das Essen zu bereiten. Auf der Tafel befand sich unter anderm auch ein junges *Lobba*, ein Thier von der Gröfse eines kleinen Schweines, dem es auch an Gestalt sehr ähnlich ist. Es hat einen grofsen Kopf mit kurzen Ohren und einer gespaltnen Oberlippe, wie bei den Hasen. Das Haar ist kurz, von nufsbrauner Farbe, mit weifsen Flecken. Das Fleisch kommt, wenn es gut zubereitet wird, dem Schwei-

nefleisch nahe, ist fett und weifs und von trefflichem Geschmack. Die Nacht wurde wieder in grofser Unruhe und Furcht vor Moskiten und Vampyren zugebracht. Am andern Morgen zeigte sichs, dafs ein solcher Blutsauger seine Kunst bei einem Bedienten des Lieut. Baillie ausgeübt und diesen eben so entkräftet hatte, wie ein anderer Vampyr vor wenig Tagen den Neger. Da der Bediente an den Füfsen mit dichten Schuhen und Strümpfen versehen war, so hatte sich der Vampyr an die Nase gemacht, ohne dafs der Schläfer aufgewacht wäre.

Der Essequibo ist bei der Niederlassung Patarima etwa eine Meile breit, und da er sich zugleich plötzlich nach Westen wendet, so glaubt man hier einen grofsen See zu erblicken. Eine Anzahl europäischer Pflanzer, welche einst auf Abenteuer nach diesen obern Gegenden des Landes ausgezogen waren, hatten sich durch diesen Anblick täuschen und zur Rückkehr verleiten lassen, indem sie glaubten, dafs dieser See der eigentliche Ursprung des Flusses sei. Auch war seit jener Zeit die Meinung unter den Europäern vorherrschend, dafs der Essequibo wirklich aus diesem angeblichen See hervorkomme.

Weiter aufwärts liegt die Niederlassung *Billstains*, aus zwei gröfsern mit einander verbundnen und einigen kleinern Hütten bestehend. Die Reisenden wurden überrascht, in dem Eigenthümer, der sie höflich empfing, einen Europäer zu finden, dessen Aeufseres ganz dem eines *Robinson Crusoe*

Digitized by

ähnlich war. Er trug einen grofsen Hut von Palmblättern, ein grobes Hemd und ein Paar kurze Beinkleider, ohne Schuhe und Strümpfe. Er war nach seiner Aussage ein Holländer, hatte mehre Jahre in *Stabroek* das Gewerbe eines Uhrmachers getrieben und sich ein kleines Vermögen erworben. Anstatt aber, wie seine Freunde der Meinung waren, damit nach Europa heimzukehren, hatte er den lange bei sich reiflich überlegten Entschlufs ausgeführt, sich in diese wilde Einsamkeit zurückzuziehen. Hier lebte er nun schon seit dreizehn Jahren mit einer jungen indischen Frau, die ihm einen äufserst hübschen Knaben geboren hatte. Die Wälder versorgten ihn reichlich mit Wildpret, der Flufs mit Fischen und der Boden um seine Wohnung her mit Früchten und Gemüsen. Seine Gesellschaft war die Familie seiner Frau, vom Stamme der Arrawakas, welche sich rings um ihn her angesiedelt hatte. Er schlofs seine Erzählung mit der Versicherung, dafs er jetzt 80 Jahre alt sei, aber den glücklichsten Theil seines Lebens in dieser kleinen Niederlassung zugebracht habe.

Auf die Erkundigungen der Engländer nach den Indiern antwortete *Billstain*, dafs sie sich alle oberhalb der Wasserfälle versammelt hätten und harmlose unschuldige Leute seien, welche, wenn sie ja Gewaltthätigkeiten verübt hätten, gewifs in hohem Grade dazu gereizt worden seyn müfsten. Er erbot sich zugleich, die Engländer bis zu ihnen zu begleiten und den Dolmetscher zu machen, wo-

mit diese höchlich zufrieden waren. In kurzer Zeit war sein von ihm selbst erbautes Fahrzeug ausgerüstet, welches die gesammte weifse Mannschaft aufnahm und von 12 indischen Ruderern geführt so rasch den Strom hinauffuhr, dafs man um 3 Uhr Nachmittags schon die Niederlassung *Kumaka Serima* erreichte. Hier wurde Mahlzeit gehalten und die Engländer afsen zum ersten Male den köstlichen Fisch *Paco*, der 2 Fufs lang, fast eben so breit, und 10 Pfund schwer ist. Er hat eine purpurröthliche Farbe mit schwarzen Flecken, und wird blofs in den felsigen Theilen des Essequibo gefunden, wo er sich von einer Gattung Pflanzen nährt, *Wuiya* genannt, die an den Steinen nahe am Wasser wächst. Das Fleisch ist hart, aber von trefflichem Geschmack, besonders wenn es als Pfeffertopf (s. oben) zugerichtet wird.

Kumaka Serima, oder *Kumaka Spitze* (*Koumaka Point*) ist die letzte Niederlassung freier Farbigen aufwärts am Flusse. Auf einer hohen Landspitze gelegen, die vom linken Ufer ausläuft, beherrscht es auf- und abwärts eine herrliche Aussicht über den Flufs, dessen Breite hier fast eine (engl.) Meile beträgt. Das Flufsbett wird hier so felsig, dafs kein gröfseres Fahrzeug als ein kleiner Kahn über die Stromschnellen gebracht werden kann.

Oberst *Nicholson*, der fest entschlossen war, die Indier aufzusuchen, die Ursache ihres Mifsvergnügens zu erforschen und die Zwiste beizulegen, nahm sich vor, hier zwei Tage zu ver-

Digitized by Google

weilen und die nöthigen Anstalten zur Uebersetzung der Fälle und Stromschnellen zu treffen. Man erfuhr von dem Posthalter, einem Eingebornen dieser Niederlassung, dafs die *Makuschi*-Indier, ein weiter landeinwärts wohnender Stamm, an den Gränzen der portugiesischen Besitzungen (Brasiliens) und am Amazonen-Strome sich vor Kurzem mit den Stämmen im englischen Gebiete vereinigt hätten, und dafs viele andere aus dem Innern Columbiens ihnen zu Hilfe gekommen seien. Es zeigte sich, dafs diefs die Niederlassung war, welche, nach den in Demerara eingelaufnen Nachrichten, von den Indiern angegriffen worden. Drei junge Männer waren getödtet und vier andere schwer verwundet worden.

St. Clair fand die Sitten und Gebräuche in dieser Niederlassung ganz so, wie in dem oben beschriebenen Dorfe der Arrawakas am *Corantine*. Er besuchte ein Gebäude, welches der grofsen Familie als Küche diente. Hier sah er einen ansehnlichen Vorrath von Fleisch, welches zum Räuchern aufgehängt war. Da hier zu Lande kein Salz vorhanden ist, so ist diefs der einzige Weg, das Fleisch auf längere Zeit vor dem Verderben zu schützen. Die Indier kannten aber den Werth des Salzes recht gut und waren so begierig danach, dafs die englischen Bedienten unablässig die Körbe bewachen mufsten, worin der Vorrath für die Reisenden enthalten war. Vom Mittelpunkte der Decke, gerade über der Feuerstelle, hing ein grofses Behältnifs von Flechtwerk herab, worin

die zerstückelten Leichname verschiedener Thiere lagen, einige noch mit den Köpfen versehen. Unter diesen war der vollständige Kopf eines Buschhundes (? *Bush-Dog*); er war so grofs wie der eines gemeinen Hundes, hatte kurze Ohren, eine Mopsnase und starke, scharfe und weifse Zähne. Auch der Kopf eines *Tapir* (oder *Maimpuri*, wie es die Indier nennen) war zu sehen. Aus der Gröfse desselben zu schliefsen, mufste das Thier selbst so grofs wie eine schottische Kuh gewesen seyn. Eigentlich gleicht es einem ungeheuer grofsen Schweine, ist mit weichen Haaren bedeckt, von der Farbe des englischen Maulwurfs, und hat einen kurzen Rüssel, dessen es sich, wie der Elephant, beim Ergreifen und Verzehren seiner Nahrung bedient. Der Tapir, das Lobba und der Hirsch besuchen die sumpfigen Niederungen dieses Landes, längs den Flüssen und Creeks, und liefern unter allen Thieren der hiesigen Wälder das zarteste und wohlschmeckendste Fleisch. Auf einer Jagdparthie in Gesellschaft einiger Indier, sah man die Fährte eines ausgewachsnen Tapirs; sie zeigte drei Zehen oder Klauen, und die Länge von der Ferse bis zur Spitze der gröfsten Zehe war $6\frac{1}{2}$ Zoll. Sobald die Hunde aus dem Kahne ans Land gesetzt waren, hörte man das rauschende Auffliegen eines Schwarmes von *Duraquares*. Dieser Vogel gleicht der Farbe nach ganz dem englischen Rebhuhn, ist aber nur halb so grofs. Auch unterscheidet er sich dadurch, dafs er, wenn er vom Boden auf-

Digitized by Google

fliegt, sich auf die Aeste der nächsten Bäume setzt, wo er leicht geschossen werden kann.

Hier und da bemerkte man im Walde auch grofse Ameisenhaufen, die wirklich in Erstaunen setzten. Sie sind aus Lehm gemacht und erreichen zuweilen eine Höhe von 8 bis 10 Fufs. Die Oberfläche ist so dicht, dafs kein Regen durchdringen kann und sie widerstehen den heftigsten Stürmen. Auf einer Insel im Essequibo entdeckte man eine *Salempanta*, welche auf dem Strunk eines alten abgestorbenen Baumes safs. Dieses Thier ist eine unbeschreiblich häfsliche und unförmlich gebaute Eidechse, welche von der Schwanzspitze bis zur Nase drei Fufs Länge, und eine bräunlich grüne Farbe mit gelben Flecken hat. Sie kann auch im Wasser leben und läuft auf dem Grunde der Flüsse und Bäche so leicht hin, wie auf dem trocknen Lande. Gewöhnlich nährt sie sich von Kräutern und kleinen Insekten und wird von den Eingebornen gegessen. Einer von den kleinen Jagdhunden packte das Thier, als er es erblickte, sogleich beim Rücken, aber es drehte sich schnell um, fafste ihn bei den Backen und hielt ihn so fest, dafs es einer von den Indiern mit dem Ruder fast in Stücken zerschlug, ehe es wieder losliefs.

Abends brachten die indischen Jäger der Niederlassung auch eine Gattung grofser wilder Schweine nach Hause, welche von den Arrawakas *Kikarune* und von den *Karabisch*-Indiern *Paingo* genannt werden. Sie haben viel Aehnlichkeit mit

den europäischen Wildschweinen und leben in grofsen Heerden von 100 bis 200 Stück beisammen. Es ist unterhaltend, sie über einen Flufs schwimmen zu sehen. Sie haben einen Anführer, einen starken alten Eber, wahrscheinlich der Stammvater der ganzen Heerde, welcher zuerst ins Wasser springt. Das nächst folgende Thier legt seine Vorderfüfse auf den Hintertheil des Ersten, so dafs der Kopf mit dem langen Rüssel über dem Wasser bleibt. Eben so machen es alle folgenden, und die ganze Heerde bildet eine ununterbrochene Linie. Wenn es den Indiern glückt, in dem Augenblicke, wo diese Thiere über das Wasser setzen, gerade bei der Hand zu seyn, so schlagen sie den Anführer mit einer tüchtigen Keule auf den Rüssel und alle übrigen werden nun ihre leichte Beute; denn was nicht erschlagen wird, ersäuft im Wasser und es müssen oft noch Kähne aus der Nachbarschaft geholt werden, um Alles wegzubringen, und auch in diesem Falle geht noch manches Thier für den Jäger verloren. Das Fleisch ist, gehörig zubereitet, so wohlschmeckend wie das der europäischen wilden Schweine.

Die Engländer hatten einige musikalische Instrumente, eine Geige, Guitarre, Flöte und Clarinette bei sich und gaben am Abend den Bewohnern der Niederlassung *Kumaka Serima* ein kleines Concert, welches ein so grofses Entzücken erregte, dafs sie vor Freuden laut aufschrien. Bei lebhaften Melodien fingen sie unwillkührlich

zu tanzen an und am Ende schien die ganze Familie, Alt und Jung, wie von Taranteln gestochen. Selbst wenn die Musiker ausruhten, dauerte der Tanz noch viele Minuten lang fort. Indessen bemerkte man an ihren Bewegungen nichts Unanständiges, wodurch sich sonst die Tänze roher Völker auszeichnen. Den Beschluſs machte ein ernster Gesang, welchem diese unverdorbnen Naturkinder ebenfalls mit Wohlgefallen und gröfster Stille zuhörten. — Die Nacht wurde, da die Niederlassung auf einer weit ins Wasser hinausragenden Landspitze lag, verhältnifsmäfsig sehr ruhig zugebracht.

Am nächsten Morgen ging die Reise in fünf Kähnen den Strom weiter aufwärts. Die Schooners liefs man einstweilen in Kumaka-Point zurück. Nach zwei Stunden erreichte man den ersten Fall, bei einer Insel im Strome, von den Eingebornen *Itaka* genannt. Die Reisenden stiegen ans Land und die Fahrzeuge wurden über die Bänke hinaufgezogen. Nicht weit davon war der zweite Fall, *Powanerie* genannt. Hier zog sich eine sehr malerische Gruppe von Felsenmassen queer über den Strom, welcher sich durch die zahllosen Oeffnungen zwischen denselben majestätisch hinabstürzte. Während der Regenzeit, wo diese Felsen mit Wasser bedeckt sind, ist die Fahrt über dieselben, sowohl auf- als abwärts, ganz unmöglich oder wenigstens sehr gefährlich. Die Landschaft wurde nun immer reizender. Der Anblick der Waldungen an beiden Ufern dieses

schönen Flusses, Hügel und Berge, die sich stufenweise hinter und über einander emporhoben, alle mit Bäumen von riesenmäfsiger Höhe und Stärke bedeckt, erfüllten die Reisenden mit Bewunderung und Entzücken. Hiezu kam das furchtbare Brausen der Wasserfälle, im erhabnen Contrast mit der Stille des Flusses in den untern Theilen seines Laufes bei *Fort Island.* Kühn emporstrebende Felsenmassen erhoben nach allen Richtungen ihre ehrwürdigen Häupter, von welchen mehre mit üppigem Gesträuch und mannichfaltigem Blumenflor überzogen waren. Trotz den zahlreichen Wirbeln und Strudeln, die das Wasser zwischen den Fällen verursachte, wurden die Engländer von den indischen Ruderern wohlbehalten über alle gefährliche Stellen weggebracht. Nur beim dritten Falle, *Towanerie*, fand sich blofs ein einziger sehr schmaler Kanal, der für die Kähne fast undurchdringlich schien. Die Europäer stiegen aus und umgingen die Fälle zu Lande, aber die freien Farbigen und Indier blieben in den Kähnen; einige stiegen auf die Felsen und zogen das Fahrzeug an einem Seile, während die andern schwimmend oder darin bleibend, glücklich über die Fälle hinauf kamen.

Beim vierten Falle, *Maranerie* genannt, erhob sich, mitten im Strome, ein einzelner Felsen wohl zu 20 Fufs Höhe. Nahe an seiner Spitze war an der veränderten Farbe des Gesteins sehr deutlich zu sehen, wie hoch das Wasser in der Regenzeit hinauf steigt. Ein Indier erzählte un-

serm Verfasser, sein Vater habe hier, vor etwa funfzig Jahren, einem portugiesischen Offizier das Leben gerettet. Dieser war von seinem Statthalter mit einem Geschenk an den holländischen Gouverneur in Surinam geschickt worden, welcher letztere die Mannschaft eines an der Küste von Surinam gescheiterten brasilischen Schiffes sehr menschlich behandelt hatte. Das Fahrzeug des Offiziers hatte das Unglück gehabt, an den Felsen dieses Wasserfalles zu stofsen und alle seine Begleiter waren ertrunken; nur er allein hatte sich auf dem Felsen gerettet.

Um zwei Uhr Nachmittags wurde der fünfte Fall, *Guyewag*, passirt, der aber nicht so reifsend war, als die vorhergehenden. Eben so verhielt sichs mit dem sechsten und letzten Falle, *Poremura* genannt, wo nur einige zerstreute Felsen im Wasser sichtbar waren, die die Fahrt nicht sonderlich erschwerten. Unmittelbar über demselben entdeckte man eine weit in den Strom hinausragende schöne Landspitze, wo Oberst *Nicholson* sogleich Nachtlager zu machen beschlofs.

In drei Stunden war ein geräumiger Platz gelichtet und von Eta-Bäumen eine bequeme Hütte für die Europäer gebaut, nebst zwei andern in der Nähe, welche für die weifsen Bedienten und die farbigen Begleiter und Ruderer bestimmt wurden. Die Dächer bestanden ebenfalls aus den Blättern des hier zahlreich wachsenden Eta-Baumes. Aber nicht lange hatte man von dieser improvisirten Niederlassung, welche die Indier *Eta-Bali*

(Etastadt) nannten, Besitz genommen, als sich der Himmel mit Wolken überzog und ferner Donner und Blitz ein heftiges Gewitter ankündigten. Um 7 Uhr entstand ein starker Sturm, dessen Brausen durch die Bäume des Waldes höchst furchtbare Empfindungen erregte. Aber noch schrecklicher war der Eindruck, den ein ganz eignes Rauschen machte, welches immer näher und näher kam und die Engländer aus ihrer Hütte trieb, um zu sehen, was vorgehe. Es waren ungeheure Regentropfen, welche auf die dürren Blätter der Bäume fielen und dieses den Ohren der Europäer ungewohnte Geräusch verursachten.

Der Schlaf der Reisenden wurde durch das Brüllen der Jaguare, das Zischen der Schlangen und das Geheul der Babuns jeden Augenblick gestört. Man zündete ein Feuer rings um die Hütten an und schützte sich dadurch vor den Angriffen der wilden Thiere. Am folgenden Morgen (1. Dezbr.) war der Himmel wieder vollkommen heiter und die Sonne stieg in nie gesehener Pracht am Himmel empor. *St. Clair* wurde versucht, sich durch ein Bad im Flusse zu stärken, aber eben als er ins Wasser springen wollte, erblickte er einen *Alligator* von wenigstens 15 Fufs Länge auf dem Grunde liegend. Voll Schrecken ergriff er Hemd und Beinkleider, und rannte den nächsten Weg durch das Gesträuch, von Stacheln und Dornen jämmerlich zerfleischt, zu seinen Gefährten zurück.

Der alte *Billstain* wurde jetzt vom Obersten,

Digitized by

nebst vier farbigen Ruderern, in einem Kahne den Flufs aufwärts geschickt, um die Indier von der Ankunft des Gouverneurs zu unterrichten. *St. Clair* erhielt Erlaubnifs, ihn auf dieser diplomatischen Mission zu begleiten. Die Fahrt war entzückend. Der Strom war hier nicht über eine Viertelmeile breit, und an beiden Ufern mit den herrlichsten Gewächsen besetzt. Nach einigen Stunden entdeckte man am linken Ufer, dicht am Wasser, einige Indier-Wohnungen. Sogleich fingen *Billstain* und *St. Clair*, um die Indier durch ihr plötzliches Erscheinen nicht zu erschrecken, ein Lied zu singen an, wie es der Augenblick eingab, ungefähr des Inhalts: „Wir kommen als Freunde; lauft nicht davon, denn wir wollen euch wohl! der grofse Mann ist in der Nähe; ihr braucht euch nicht vor ihm zu fürchten; erzählt ihm nur eure Geschichte.“ Die vier Ruderer wiederholten jede Strophe im lauten Chor, so dafs es weit durch die Wälder hin tönte. Die Hütten des Dorfes hatten ein hübsches und reinliches Ansehen, und schienen in vollkommen gutem Stande zu seyn; aber nicht ein menschliches Wesen liefs sich blicken. Unsere Abgesandten stiegen ans Land, wiederholten ihren Gesang von Zeit zu Zeit, und kamen auf die Vermuthung, dafs die Indier von hier aufgebrochen und weiter stromaufwärts gezogen seyn möchten. Jeder wohl bewaffnet, untersuchten sie jetzt einzelne Hütten und fanden sie völlig leer.

Unter den vielen merkwürdigen Pflanzen, die hier in gröfster Fülle wuchsen, befand sich auch

Digitized by Google

der *Kautschuk*-Baum, welcher zuerst durch die französischen Akademiker, nachdem sie 1736 die bekannte Gradmessung am Aequator in Amerika vollendet hatten, in Europa bekannt wurde. Diese Gelehrten waren nämlich nicht blofs mit ihrer mathematischen Aufgabe beschäftigt, sondern richteten ihre Aufmerksamkeit auch auf verschiedene Gegenstände der Naturgeschichte dieser Länder, welche bisher in dichtes Dunkel gehüllt gewesen war. Sie entdeckten unter anderm während ihres Aufenthaltes in Brasilien einen Baum, von den Eingebornen Hévé genannt, aus welchem ein milchichter Saft flofs, der, wenn er getrocknet war, das *Kautschuk* oder das elastische Harz *(Gummi elasticum)* lieferte. Die Eingebornen am Essequibo machen Kerzen daraus, welche zwar ein lebhaftes Licht geben, aber zugleich einen höchst unangenehmen Geruch verbreiten. Der Gebrauch, den man in unsern Tagen durch Auflösung des Kautschuks zum Ueberziehen von Leinwand, etc. gemacht hat, ist bekannt.

St. Clair und *Billstain* schifften sich, da sie keine Indier fanden, wieder ein, um nach ihrem Standlager Eta Bali zurückzukehren. Am nächsten Abend nach ihrer Rückkunft sagte ein alter Mulatte, Namens *Yan*, zu unserm Verfasser, er habe an der Stelle, wo ihn vor einigen Tagen der Alligator in Schrecken gesetzt hatte, eine Lockspeise angebracht, und hoffe das Thier bis zum folgenden Morgen gefangen zu haben. Der Mulatte hatte nämlich entdeckt, dafs der Alligator ein

Digitized by

Weibchen sei, welches Eier daselbst gelegt habe und unfehlbar wieder zu dieser Stelle kommen werde. Die Angel war sehr plump gearbeitet und bestand aus drei fingerdicken Haken oder Zacken, aus den Aesten eines Baumes von hartem Holz geschnitten und an den Enden scharf zugespitzt. Sie waren mit Seidengras zusammengebunden und an einem starken Strick von demselben Grase befestigt, welcher wieder um einen Baum gewickelt war. Ein todtes Lobba war der Köder.

St. Clair liefs sich ans Wasser führen, um zu sehen, wie die ganze Vorrichtung angebracht war. Der Mulatte beschwor ihn, nicht das mindeste Geräusch zu machen. Der Köder hing einige Zoll über dem Wasser, durch einen vorragenden Baumzweig unterstützt. Es war heller Mondschein und ein leichter Wind bewegte die Zweige der Bäume, so dafs der Köder bei dem Hin- und Herschwingen zuweilen die Oberfläche des Wassers berührte. „Massa," jubelte still der Mulatte, „jetzt ists gut!" ergriff den Engländer beim Arm, hiefs ihn nach Hause gehen und versprach, sobald der Alligator gefangen sei, ihn wieder zu rufen.

St. Clair legte sich unausgekleidet in seine Hangematte und mochte etwa drei Stunden geschlummert haben, als er vom Mulatten mit den Worten: „Massa, wir haben ihn!" heftig aufgeschüttelt wurde. Sogleich wurden auch alle übrigen Schläfer geweckt und die ganze Gesellschaft begab sich nach der bezeichneten Stelle.

Man fand die Angel mit dem Köder vom Baumzweige abgerissen und Beides unter dem Wasser verschwunden. Alles machte sich nun bereit, den gefangenen Alligator ans Land zu ziehen. Der Mulatte stellte fünf von seinen Landsleuten dicht am Wasser auf, mit dem Befehl, einen Pfeil abzuschiefsen, sobald sich das Thier an der Oberfläche zeigen würde. Fünf andere wurden rückwärts von diesen aufgestellt, um es bei seiner Ankunft am Lande zu bewillkommen, und noch drei Jndier hatten den Auftrag ihm mit ihren Keulen den Rest zu geben. Den Engländern gab er den Rath, nur dann Feuer zu geben, wenn das Thier den Strick abreifsen und zu entfliehen versuchen sollte.

Sechs junge starke Männer zogen nun an dem Stricke und sogleich erschien der Kopf des Alligators über dem Wasser, auf welchen die Brust und die Vorderfüfse folgten. Er strengte sich gewaltig an, von dem Stricke loszukommen und sein lautes Aechzen konnte man vielleicht auf eine englische Meile weit hören. Endlich kamen auch die Hinterfüfse und der Schwanz zum Vorschein, mit welchem er das Wasser so gewaltig peitschte, dafs die ganze Gesellschaft über und über bespritzt wurde. Jetzt schossen die fünf Farbigen ihre Pfeile auf den weichsten Theil des Thieres ab, welcher die Gegend um den Hals und Bauch ist. Das Aechzen dauerte fort, und wenn das Ungeheuer den weit geöffneten Rachen schlofs, war es, als ob eine Thüre zugeschlagen wurde.

Digitized by Google

Indessen brachte man es völlig ans Ufer und das Seil wurde noch ein Mal um den Baum gewunden, um den Alligator zu verhindern, auf irgend einen Menschen los zu gehen. Unterdessen erhielt er mehre Pfeile in die Flanken, und der Blutverlust wurde so stark, dafs ihm bald die Kräfte zu fernerem Widerstande mangelten. Nun zog man das Thier immer näher an den Baum, bis der Kopf den Stamm berührte und in demselben Augenblicke sprangen auch die drei Männer mit ihren Keulen hervor; zwei schlugen es auf den Kopf und der dritte auf den Rücken, dicht über dem Kreuze. In wenig Minuten war es todt. Es hatte von der Nasenspitze bis zum Schwanzende $15\frac{1}{2}$ Fufs. Der Rücken, welcher selbst für eine Flintenkugel undurchdringlich schien, war von dunkelgrüner Farbe. Die Bedeckung der Flanken und des Bauches war ziemlich dünn, so dafs sie nicht einmal einem Pfeile widerstehen konnte.

Der alte Yan liefs das todte Thier auf den Rücken legen, zog sein Messer aus dem Gürtel, schnitt ihm von oben bis unten den Bauch auf und nahm zwei niedliche Junge heraus, die etwa 3 Fufs lang waren. Eines derselben war beinahe todt, da es von einem Pfeile getroffen worden; aber das andere, obschon eine unzeitige Geburt, fafste den alten Yan beim Schenkel. Dieser schrie furchtbar um Hülfe, und sogleich sprang einer von seinen Söhnen herbei, welcher das Thier bei der Kehle fafste und es so kräftig zusammendrückte, dafs es den Rachen öffnete und in wenig

Minuten erstickte. Der Vater band sich einige Baumblätter auf seine Wunde und befahl den Söhnen, die jungen Krokodile mit nach Hause zu nehmen.

Auch die ganze übrige Gesellschaft kehrte nunmehr nach Eta Bali zurück und die Engländer bestiegen einige Kähne, um einer Fischerei mit dem *Hiare-Gift* beizuwohnen, welche der Gouverneur schon am Abend vorher zu veranstalten befohlen hatte. Die Stelle lag den Hütten gegenüber, am andern Ufer, wo ein starker Wasserfall, unterhalb desselben aber eine ruhige und seichte Stelle war, so dafs man bis auf den Grund sehen konnte. Hier pflegten stets eine Menge Fische durch die Gewalt des fallenden Wassers zusammengetrieben zu werden. An diese Stelle begab sich nun die ganze Gesellschaft. Jeder Kahn war statt eines Ankers mit einem grofsen Steine versehen, an welchem ein Strick befestigt und mit dem Steine über Bord geworfen wurde; auf diese Weise blieben die Kähne still liegen. Ein Kahn mit einigen stämmigen Burschen wurde über den Fall hinauf geschickt, wo sie das Hiare auf einem Felsen weich klopften. Als es zu einem Stoffe wie die Fasern einer Aloe zermalmt war, warfen sie alles zusammen in den Kahn, füllten diesen mit Wasser an und rührten die Masse tüchtig um, bis sie das Ansehen einer gelblichen Milch erhielt. Hierauf wurde ein Zeichen gegeben, dafs Alles bereit sei, und die Engländer nebst ihren farbigen Gesellschaftern in den Käh-

Digitized by Google

nen unterhalb des Falles griffen zu den Waffen. Die Farbigen in dem obern Kahne ruderten so nahe, als es ohne Gefahr geschehen konnte, an den Rand des Wasserfalles und schütteten die milchichte Masse schnell in den Flufs. Augenblicklich kamen von allen Seiten grofse und kleine Fische herbei, um die Lockspeise zu verschlingen. In wenig Minuten war die ganze Oberfläche des Wassers von ihnen bedeckt und unsere Engländer waren so thätig, dafs binnen einer kleinen Viertelstunde wohl an 200 Stück in den Kähnen aufgestapelt werden konnten, mit welchen man nun fröhlich nach dem Landungsplatze zurückfuhr.

Die gefangenen Fische gehörten gröfstentheils zu ganz unbekannten Arten und Geschlechtern. Der *Kibihi*, durch schöne Farben ausgezeichnet, hatte Aehnlichkeit mit der Makrele und war so grofs wie ein Lachs. Die Rückenflosse ist glänzend gelb, beinahe pomeranzenfarbig, die Kiemendeckel sind goldgelb, und den Bauch schmückt das schönste Grün. Der *Kurokuro* ist kleiner als der Kibihi, hat keine Schuppen, aber eine Rückenflosse, die vom Kopfe bis zur Schwanzflosse hinabläuft. Ein Süfswasserfisch von ungewöhnlicher Gröfse ist der *Watawata*, denn seine Länge beträgt an 7 Fufs. Der Rücken ist ganz mit grofsen Schuppen von der Gröfse eines halben Kronthalers bedeckt. Die Farbe ist grünlich braun; die Augen sind klein, aber aufserordentlich glänzend. Von den gefangenen Fischen wurde für die

ganze Gesellschaft, Weifse und Farbige, eine Mahlzeit bereitet, und der Ueberrest eingesalzen, um nach *Demerara* mitgenommen zu werden.

Obgleich das Hiare-Gewächs eine Giftpflanze ist, so können die Fische, welche den Saft genossen haben, doch ohne Schaden gegessen werden; denn die Wirkung beschränkt sich, wie schon oben gesagt worden, blofs darauf, die Fische zu betäuben, so dafs sie dem Anscheine nach leblos an die Oberfläche des Wassers kommen.

Am folgenden Morgen beschlofs Oberst Nicholson wieder den Flufs hinabzureisen. Zuvor aber liefs er die Häuptlinge von den Niederlassungen der freien Farbigen zu sich rufen und erklärte ihnen, dafs er jetzt die vollkommne Ueberzeugung habe, sie, die Farbigen, allein seien Schuld an der feindseligen Stimmung, welche sich bei einigen Indierstämmen gegen die Weifsen bemerkbar mache. Wenn er wieder in Erfahrung bringen sollte, dafs die Farbigen Gewaltthätigkeiten an den Indiern verübten, so werde er unverzüglich Truppen herschicken, um sie aus der Colonie zu vertreiben. Denn, wenn sie selbst die Gesetze überträten, so könnten sie auch keinen Schutz von den Gesetzen erwarten. Die Häuptlinge versprachen ihr Möglichstes zu thun, um ähnliche Zwiste in Zukunft zu vermeiden.

Am 3. Dezbr. machten sich die Engländer wieder auf den Rückweg stromabwärts. Die Fahrt über die obern Fälle hinab ging bei der Geschicklichkeit der indischen Ruderer ohne Gefahr vor

Digitized by Google

sich, ungeachtet man so schnell den Strom hinabschofs, als der Dampfwagen auf der Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester, d. h. 30 engl. Meilen in der Stunde. St. Clair blieb bei jedem Falle aufrecht sitzen, ungeachtet die Ruderer Jedermann riethen, sich flach auf den Boden des Kahnes zu legen. Erst beim dritten Falle, *Towanerie*, schien ihm die Sache so bedenklich, dafs er den Rath befolgte. Der Kahn tauchte mit dem Vordertheile ganz unter und wenig fehlte, dafs das ganze Fahrzeug gescheitert wäre. Aber der Steuermann, ein junger freier Farbiger, war seiner Kunst in einem so hohen Grade Meister, als es nur immer ein englischer seegeübter Bootsmann seyn konnte. Um 9 Uhr Morgens waren alle Fälle zurückgelegt und die Kähne landeten bei *Kumaka Serima*.

Am 4. Dezbr. zeitig früh gingen die Engländer an Bord ihrer drei Schooner, die sie früher hier zurückgelassen hatten, und nach zwei Stunden waren sie in *Billstains* Niederlassung. Der Oberst Nicholson beschenkte den wackern Alten mit einem Korb Madeira und einem halben Dutzend Flaschen Franzbranntwein, und von unserm Verfasser, so wie von einem andern Offizier erhielt er allen Vorrath an Pulver und Blei, den sie bei sich hatten. Man trennte sich beiderseits mit Thränen in den Augen. Aehnliche Geschenke wurden weiter abwärts dem Häuptlinge der Niederlassung *Agitos* gemacht.

Am 5. Dezbr. Morgens kamen die Reisenden

Digitized by Google

an den Flufs *Masseruny*, wo sie den ehemaligen Regierungssitz *Ampa* zu sehen beschlossen. Der Schooner ging dicht am Ufer vor Anker, aber das Unterholz, welches bis an den Rand des Wassers reichte, erschwerte die Landung aufserordentlich. Von den ehemaligen Gebäuden, die ganz von Holz errichtet gewesen, war keine Spur mehr zu finden. Nur die Reste einer alten Grundmauer von Backsteinen entdeckte man noch; hier hatte die erste christliche Kirche gestanden, welche in diesen Colonien erbaut worden war. Auch sah man noch einige von ihren Bewohnern verlassene Indier-Hütten oder Wigwams. Die Fahrt ging nun weiter stromabwärts nach *Fort Island*, von wo man am nächsten Abend glücklich wieder in *Demerara* anlangte.

„Während dieser Reise" — sagt unser Verf. — „war ich mehrmals erstaunt über die wundervolle Schnelligkeit, mit welcher sich alle Gattungen von Gewächsen hier zu Lande vermehren. Ich habe von einem Haberkorn in England gelesen, welches 32 Halme trieb, von denen man zusammen 5000 Körner gewann. *Sir Kenelm Digby* versichert, dafs die Väter der Christlichen Lehre zu Paris im J. 1660 eine Gerstenpflanze besafsen, die sie als eine Merkwürdigkeit zeigten. Sie bestand aus 249 Halmen, welche sämmtlich aus einem einzigen Gerstenkorn emporgewachsen waren, und zusammen an 18000 Körner lieferten. Aber alles diefs ist nichts im Vergleich mit der unzählbaren Menge von Saamenkörnern, welche in die-

sen Gegenden zu Boden fallen, ohne hinlänglichen Raum zu finden, wo sie Wurzel fassen könnten. Viele davon, welche zur Regenzeit durch Feuchte und Wärme begünstigt emporkeimen, verwelken aus Mangel an Nahrung in der trocknen Jahreszeit. Es leidet keinen Zweifel, dafs wenn man die gesammte Masse von Saamen, die ein einziger vollkommen ausgewachsener Baum dieser Wälder liefert, einzeln anpflanzen und mit den nächsten Aernten eben so verfahren könnte, nach wenig Jahren die ganze Erd-Oberfläche zur neuen Saat nicht hinreichen würde."

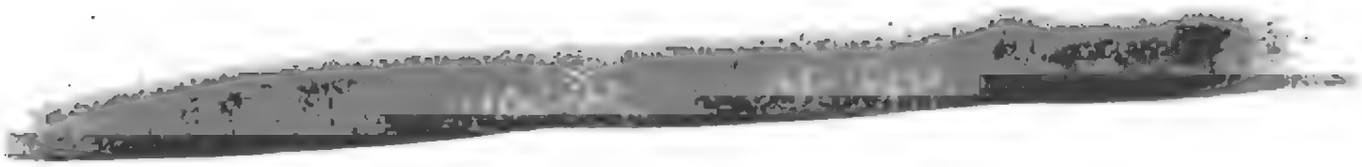
Bald nach *St. Clairs* Wiederankunft in Stabroek wurde dem Gouverneur am 23. Dezbr. von einem Plantagen-Aufseher der Ostküste die Anzeige gemacht, dafs am Weihnachts-Vorabend ein Neger-Aufstand ausbrechen solle, in der Art, dafs die Empörer in dem Augenblicke, wo die Engländer mit Festlichkeiten, Schmausereien und Lustbarkeiten beschäftigt wären, Stabroek überfallen und alle Weifsen umbringen wollten. Obschon der Statthalter die Sache nicht für so gefährlich hielt, so fand er doch nothwendig, Mafsregeln zu ergreifen. Eine starke Truppenabtheilung wurde nach der Ostküste geschickt, um die ihm bezeichneten Rädelsführer zu ergreifen, an den Strafsen wurden Piquets aufgestellt und das *Fort William Frederick* erhielt eine dreifache Besatzung. Die abgeschickten Truppen kamen bald mit ungefähr 20 gefangenen Negern zurück, von welchen 9 des Verraths überführt und hingerich-

tet wurden, womit die ganze Geschichte ein Ende hatte.

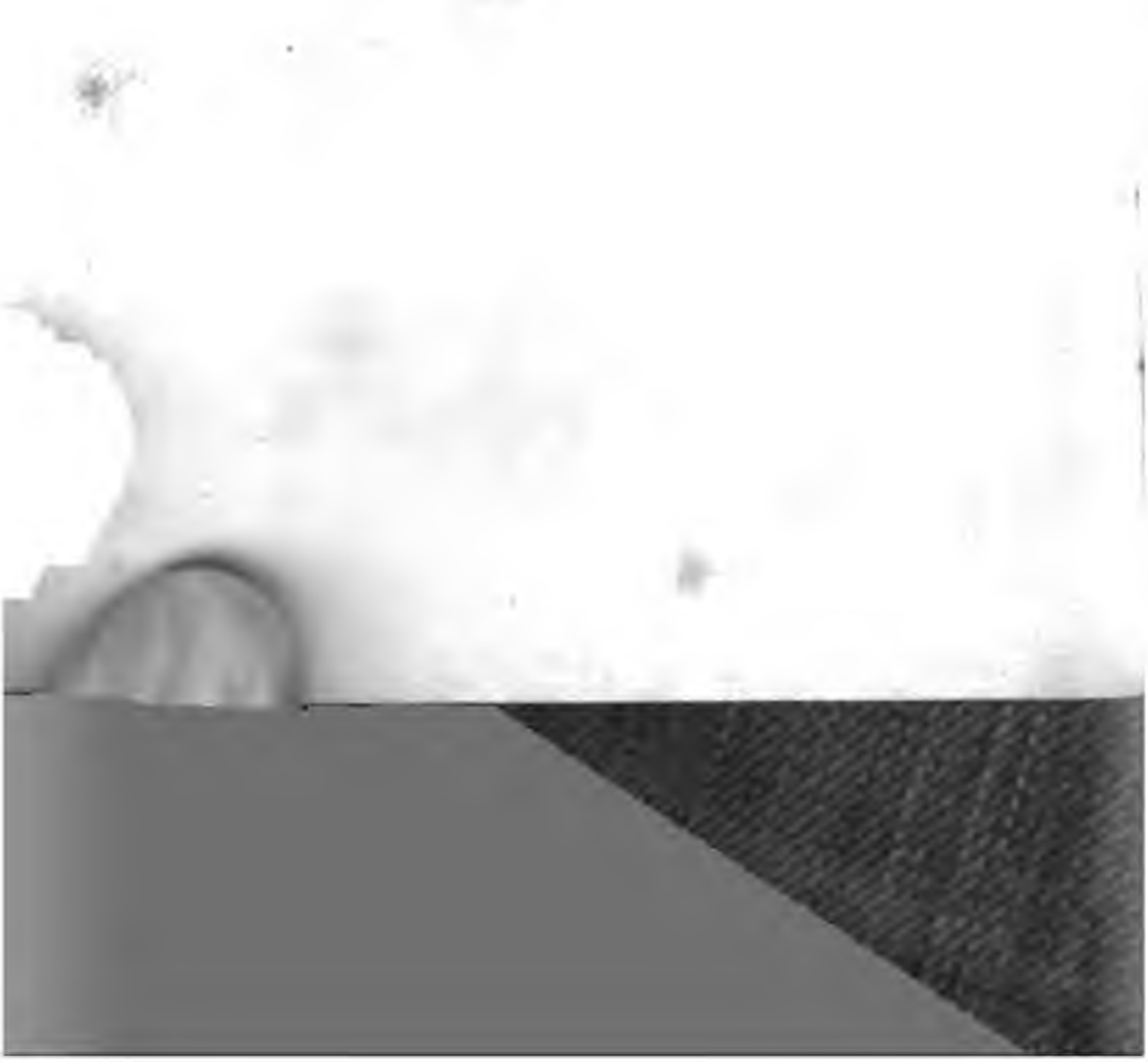
Im April des nächsten Jahres, 1808, beschlofs der Gouverneur eine Reise den Demerara-Flufs aufwärts zu machen, um einen alten Freund, Hrn. *Edmonstone*, zu besuchen, der daselbst auf seiner Holzschlag-Niederlassung am Mibiri-Creek lebte. Dieser Mann hatte bei verschiednen Gelegenheiten grofsen Muth gegen entflohene Sklaven, so wie eine genaue Bekanntschaft mit ihren Sitten und Gebräuchen bewiesen. Am 13. April wurde die Fahrt in dem mit einem Zelte bedeckten Boote des Gouverneurs, welchen unser Verf. begleitete, angetreten. Acht Neger waren die Bootsknechte. Um 3 Uhr Nachmittags kam man bei der einem alten Holländer gehörigen Pflanzung *Fredestein* an, wo Halt gemacht wurde. Die Landschaft zu beiden Seiten des Flusses, von Stabroek bis hieher, war keineswegs so wild, malerisch und romantisch, als die Gegenden am Corantine und Essequibo. Einförmige Pflanzungen bedeckten fast überall die Ufer des Demerara.

Der Eigenthümer der Pflanzung empfing die Fremden gleich beim Aussteigen mit grofser Artigkeit. Er war nach westindischer Art gekleidet, d. h. er trug ein Paar dünne weifse Strumpf-Beinkleider, ein Hemd, aber kein Halstuch, eine baumwollne Jacke und einen Strohhut mit einem sehr breiten Rande. Ihm folgten zwei junge Frauenspersonen, eine mit einem grofsen Kruge, die andere mit Gläsern, welche sogleich gefüllt

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

und auf gegenseitiges Wohlseyn geleert wurden. Das Getränk war der köstlichste Sangari, den St. Clair jemals gekostet hatte. Hierauf führte der Pflanzer die Gäste nach seinem Hause, um sie den Damen vorzustellen. Eine gerade, mit blühenden Gewächsen besetzte Allee ging bis zur Hauptthüre. Alles verrieth Wohlstand und Behaglichkeit, nicht blofs von aufsen, sondern auch im Innern des Gebäudes. Diese Niederlassung und das Haus des ehemaligen holländischen Gouverneurs in Rom, bei Stabroek, sind die einzigen Gebäude dieser Colonie, welche in Bauart und Einrichtung eine Aehnlichkeit mit echt europäischen Wohnsitzen verrathen. Im Gesellschaftszimmer fanden die Fremden vier europäische Damen, nämlich die Frau vom Hause, zwei junge hübsche Mädchen, ihre Töchter, und eine blühende junge Wittwe, ungefähr von gleichem Alter mit St. Clair, welche gut Englisch sprach und viel Witz und Verstand entwickelte. Der Tag und der Abend wurde fröhlich mit Essen und Trinken, Gespräch, Musik, Gesang und Tabakrauchen zugebracht.

Am nächsten Morgen brachte eine Sklavinn das Frühstück, St. Clair befragte sie über ihre Lage in diesem Hause, „O, hier ist Alles gut!“ antwortete sie; „die Frau ist gut, Mifs Katharine ist gut, Mifs Sophie ist gut, und die Neger sind glücklich.“ Bald darauf wurde ein Spaziergang in der Umgebung des Hauses gemacht. Die Niederlassung war gröfstentheils eine Kaffehpflanzung. An dem Wege, der zum Hauptgebäude

führte, standen zu beiden Seiten die Wohnungen des Aufsehers und des Buchhalters, nebst den Vorrathshäusern, weiterhin und rückwärts die Küche, die Ställe für Geflügel und Schweine. Entfernter lag ein viereckiger mit Orangen und Pisang bepflanzter Raum, auf der einen Seite die Negerhütten in zwei Reihen, mit Gärten hinter denselben, auf der andern das Quetschhaus, wo die Kaffehbeeren von den Schalen gereinigt werden, und rückwärts das Trockenhaus, mit einer Tenne von festem Lehm, wo man während der trocknen Jahreszeit die Kaffehbohnen, nachdem sie gewaschen worden, an der Sonne ausbreitet. Weiter davon lag das Spital für die kranken Neger, der Ochsen- und der Schafstall. Ueber den Kanal des Flusses, an dem das Ganze errichtet war, führte eine Brücke, welche bei der Nacht aufgezogen werden konnte. Einige von diesen Gebäuden hatten viel Geld gekostet, die Kaffehhäuser z. B. 5000 Pf. St. Die Kaffehfelder waren äufserst regelmäfsig angelegt; jedes enthielt ungefähr 2000 Sträuche 8 bis 10 Fufs von einander entfernt, so dafs beim Abpflücken der Beeren hinlänglicher Raum für die Neger vorhanden ist. Bei nasser Witterung werden die Bohnen im Trockenhause auf grofsen, flachen, hölzernen Mulden ausgebreitet und täglich mehrmals umgeschaufelt. Nach dem Trocknen kommen sie in grofse hölzerne Mörser, wo sie gestofsen werden, um die zarte Haut abzulösen, welche die beiden Kerne umgiebt, aus denen jede Bohne besteht. Dieses Stofsen ge-

Digitized by Google

schieht taktmäfsig und die Neger singen dabei eine einförmige Melodie im Chor. Zuletzt wird alle Spreu und die etwa zerbrochenen Bohnen, welche man im Hause selbst verbraucht, abgesondert und das Uebrige in Fässer verpackt.

Die zunehmende Hitze nöthigte unsere Spatziergänger sich ins Haus zu begeben, wo ein zweites Frühstück von Pfeffertopf, Fischen, Geflügel und Braten eingenommen und dann, trotz aller Nöthigungen der gastfreien Familie, Anstalt zur Abreise gemacht wurde, welche um 2 Uhr Nachmittags vor sich ging.

Am Abende wurde in der Pflanzung *Georgia* übernachtet, und der folgende Tag ging ohne besondere Abenteuer vorüber, aufser dafs eine grofse Schlange von 30 Fufs 5 Zoll Länge geschossen wurde. Ehe man vor Einbruch der Nacht die Niederlassung des Herrn *Edmonstone* erreichte, wurde Oberst Nicholson am Ufer vom *Alten Glen* bewillkommt, einem Sonderlinge der seltsamsten Art, dessen Geschichte sich unser Verfasser erzählen liefs. Er hatte keine andere Bekleidung als ein Hemd, das einmal weifs gewesen seyn mochte. Das graue Haar hing lang über die Schultern herab, und der schwache Körper stützte sich auf einen Stock. Er war aus *Glasgow* in Schottland gebürtig, und kam, als junger rüstiger Mann von zwanzig Jahren, voll Unternehmungsgeist als Gehilfe auf einem Kauffahrteischiffe nach der Colonie. Die Neuheit und Schönheit dieser paradiesischen Gegenden entzückte ihn, so dafs er be-

schlofs, sich hier niederzulassen. Nach verschiednen Besuchen der damals vorhandnen Pflanzungen, wandte er sich, da Holland noch keinen Statthalter ernannt hatte, an den Haupteigenthümer der Ansiedlungen und erhielt ein gutes Land angewiesen. Einige Neger waren bei den damaligen wohlfeilen Preisen bald angeschafft und in kurzer Zeit stand auf der gelichteten Waldstelle ein kleines Balkenhaus, während die übrigen geschlagnen Bäume verkauft wurden.

Nach Verlauf von sieben Jahren hatte sich *Glens* Pflanzung bedeutend vergröfsert, und nach zwanzig Jahren galt er für einen der reichsten Männer in der Colonie. Um diese Zeit begab er sich eines Tags zum Besuch auf ein am Flusse vor Anker liegendes holländisches Schiff und fand auf dem Tische des Kapitäns ein Buch des berühmten religiösen Schwärmers *Swedenborg*, welches seine Neugierde reizte, so dafs er den Kapitän bat, es mitnehmen zu dürfen. Dieses Buch war sein Unglück. Da er von Jugend auf keine sorgfältige Erziehung erhalten hatte, so war es kein Wunder, dafs seine wenigen religiösen Begriffe dadurch ganz verwirrt wurden.

Glen brütete Tag für Tag über den drei dikken Bänden dieses Werks. Seine Pflanzungen wurden vernachlässigt, die Neger blieben ohne Aufsicht, arbeiteten wenig und ein Theil derselben entfloh in die Wälder. Am Ende gerieth er in Schulden, mufste seine ehemals so blühenden, nun aber ganz herabgekommenen Pflanzungen für

ein Geringes an die Gläubiger abtreten, und begab sich, fast an den Bettelstab gebracht, nach *Stabroek*, wo er die Lehre Swedenborgs unter den Negern und den niedern Klassen der Europäer zu verbreiten suchte. Da es endlich nicht mehr gehen wollte, so wandte er sich nach *Berbice*, an den Commandanten des *Forts St. Andrews* und trat in die Dienste der Colonial-Truppen.

Während einer Meuterei unter den Negern, wo die Besatzung mit der gröfsten Aufmerksamkeit ihren Dienst versehen mufste, fand der die Runde machende Offizier eines Tags unsern lieben *Glen* auf seinem Wachtposten eingeschlafen. Er wurde zu Spiefsruthen verurtheilt, eine damals gewöhnliche Strafe bei den holländischen Truppen, welche er mit grofser Ergebung aushielt. Zugleich entliefs ihn der Commandant seiner militärischen Dienste und schickte ihn nach Stabroek zurück.

Einige Zeit nachher begegnete ihm hier Herr *Edmonstone*, sein ehemaliger Freund, der ihn vergebens von seiner Schwärmerei zu heilen gesucht hatte. Er redete dem alten *Glen* zu, mit ihm auf seine Niederlassung zu gehen und hier bei ihm zu leben. „Gut," war die Antwort; „ich will Ihnen folgen und in den Wäldern unter Ihrem Schutze leben, aber nicht in Ihrem Hause." So war er vor 15 Jahren hieher gekommen. Er hatte sich etwa 3 engl. Meilen von der Niederlassung mitten im Walde eine kleine Hütte gebaut und sie, wie die Indier, mit Palmblättern

gedeckt. Seine Lagerstätte war ein hartes Brett. Jeden Morgen begab er sich zum Flusse, um sich zu baden, und dann verrichtete er sein Gebet. Am Abende geschah das Nämliche. Uebrigens schilderte ihn Edmonstone als einen Mann, welcher, die religiöse Schwärmerei abgerechnet, in allen übrigen Angelegenheiten viel gesunden Verstand besafs. Besonders war er mit den Eigenschaften vieler heilsamen Gewächse bekannt, so dafs die Indier der ganzen Gegend in Krankheitsfällen ihre Zuflucht zu ihm nahmen.

St. Clair suchte am andern Morgen den alten *Glen* selbst in seiner Hütte auf. Er fand die Hütte leer, denn ihr Bewohner war noch nicht von seinem Bade zurückgekommen. Auf der Schlafstätte lag eine alte offne Bibel. Es waren die Sprüche Salomons aufgeschlagen, und zwar das 13. Kapitel, der 7. Vers: „Mancher ist arm bei grofsem Gut; und mancher ist reich bei seiner Armuth;“ dann der 11. Vers: „Reichthum wird wenig, wo man ihn vergeudet; was man aber zusammenhält, das wird grofs.“ Man sah es dem Blatte an, dafs der Alte diese Stellen oft gelesen hatte. Nach einigen Minuten kam er zurück und begrüfste unsern Verf. mit grofser Herzlichkeit. Als er vernahm, dafs dieser aus Schottland gebürtig sei, drückte er sein Bedauern aus, die väterliche Heimath vor seinem Ende nicht noch einmal sehen zu können. Bald kam das Gespräch auf seinen Lieblingsgegenstand, die Werke Swedenborgs, und es war sehr natürlich, dafs er sei-

Digitized by Google

nem jungen Landsmanne das Lesen derselben eifrig empfahl. St. Clair gab der Unterhaltung mit grofser Mühe eine andere Richtung, indem er den Alten über die Eingebornen dieser Gegend befragte. *Glen* beschrieb sie als das harmloseste und unschuldigste Volk des ganzen Erdbodens, und erzählte ihm von den vielen Kuren, die er an ihnen verrichtete, und wofür er gewöhnlich gut belohnt würde. Er zeigte ihm ein Halsband von Schaguar-Zähnen, welches ihm ein junger Häuptling, ein geschickter und muthiger Jäger, den er von einem bösartigen Geschwüre befreite, verehrt hatte. Er nahm es von seinem Halse und überreichte es unserm Verf., mit der Bitte, es als ein Andenken von ihm mit in seine Heimath zu nehmen. Ehe ihn *St. Clair* verliefs, fragte er ihn, ob er sich denn in dieser Wildnifs nicht vor reifsenden Thieren und Schlangen fürchte. „O nein!“ war die Antwort; „ich thue ihnen kein Leides, also lassen sie auch mich in Ruhe. Die Schlangen kommen sogar nicht selten in meine Hütte und verbergen sich unter den Balken, wo ich sie ruhig gewähren lasse. Zuweilen erhalte ich Besuche von Vampyren, aber mein Blut ist ausgetrocknet und also thun sie mir ebenfalls nichts zu Leide.“

Als St. Clair nach Hause ging, begegneten ihm zwei Neger, die einen *Ameisenbär* trugen, welchen sie so eben getödtet hatten. Es war das erste Thier dieser Gattung, welches ihm bisher zu Gesicht gekommen war. Die Länge vom Kopfe

bis zur Schwanzspitze war 6 Fufs. Es hatte am Rücken und Bauche langes zottiges Haar; der Hals und die Seiten waren gelblich-grau. Der äufserst lange und schmale Kopf hatte eine lichtbraune Farbe; die Augen waren klein, die Ohren kurz und rund; der Mund ohne Zähne und nur so grofs, dafs die Zunge durchschlüpfen konnte. Der Schwanz ist von ungewöhnlicher Länge, und das Thier bedeckt sich während des Schlafes damit. Die hintern Füfse sind kürzer als die vordern, schwarz und mit 5 Klauen versehen; die Vorderfüfse sind schmutzig weifs und haben 4 Klauen, von welchen die zwei mittlern ungeheuer lang und die einzige Waffe des Thieres sind. Man findet den Ameisenbär vornehmlich in niedrigen und sumpfigen Wäldern, wo er Ameisennester aufsucht. Sein Gang ist langsam und bei der ungleichen Höhe der Füfse sehr schwankend, so dafs ihn ein Mensch leicht erhaschen kann. Aber die Stärke, welche er in seinen Vorderfüfsen besitzt, ist unglaublich; wenn es ihm gelingt, ein Thier damit zu packen, so drückt er es dergestalt an sich, dafs es in kurzer Zeit ersticken mufs. Trotz dieser geringen Vertheidigungsmittel wandert der Ameisenbär ganz ruhig und sicher durch die Wälder. Selbst die Indier fürchten sich, wenn sie ihn auf der Jagd geschossen haben, ihm nahe zu kommen, bevor er ganz todt ist. Wahrscheinlich ist diefs, wie *St. Clair* bemerkt, die Ursache, dafs wir noch so wenig richtige Zeichnungen von diesem Thiere haben. Wird

Digitized by Google

es von einem andern Thiere angegriffen, so legt es sich auf den Rücken und gelingt es ihm, seinen Feind, wenn es eben kein Jaguar, oder sonst ein grofses Raubthier ist, mit den Klauen zu packen, so mufs dieser seine Verwegenheit mit dem Leben bezahlen. Die Verwüstungen, welche er in den Ameisenhaufen anrichtet, sind zum Erstaunen. In kurzer Zeit ist ein solcher Haufen ganz entvölkert. Er legt seine Zunge, die an 20 Zoll lang, einem Wurme ähnlich und mit einem süfslichen Schleime überzogen ist, auf den Ameisenhaufen und wartet, bis sie über und über mit diesen Insekten bedeckt ist, deren Zahl sich vielleicht an tausend beläuft. Plötzlich zieht er sie zurück, verschluckt seine Beute, und wiederholt dieses Kunststück so lange, als noch Ameisen im Haufen vorhanden sind. Ist er mit dem einen Haufen fertig, so wendet er sich zu einem andern. Im Fall der Noth kann er aber auch sehr lange fasten. Das Fleisch ist gut zu essen, wovon sich St. Clair selbst überzeugte.

Auch ein *Faulthier* hatte unser Verf. Gelegenheit, mit seiner Jagdflinte zu tödten. Es kroch langsam auf dem Erdboden hin, und Hr. Edmonstone bemerkte, diefs sei das erste Thier dieser Art, welches er auf der Erde sehe, denn in der Regel lebt es auf Bäumen. Wahrscheinlich war es durch ein gröfseres Thier von seinem Baume herabgeworfen worden. Die Art, wie es fortkroch, zeigte deutlich, dafs es nicht zum Gehen auf der Erde geschaffen sei. Es hat keine Fer-

sen. Eine Gattung hat 3, eine andere nur 2 sehr lange und gebogene Klauen, mit welchen es sich an die Aeste der Bäume hängt. Die Behauptung vieler Naturforscher, dafs sich das Faulthier, wenn es einen Baum verlassen wolle, kugelförmig zusammenwickle und sich auf die Erde stürze, ist ganz ungegründet. In diesen dichten Wäldern, wo jeder Baum mit den Zweigen des andern dicht verschlungen ist, kann das Thier seinen Ort verändern, ohne den Boden zu berühren. Man findet es stets, sowohl wachend als schlafend, mit den Klauen an den Aesten der Bäume hangend, aber niemals stehend oder sitzend. Auch bewegt es sich mittelst der Klauen sehr schnell von einem Aste zum andern.

Die Indier nennen das dreizehige Faulthier *Heay*, als Nachahmung des kläglichen Lautes, den es zuweilen hören läfst. Das zweizehige heifst, aus derselben Ursache, *Aï*. Beide Gattungen haben die Gröfse eines mäfsigen Dachshundes. Der Kopf hat Aehnlichkeit mit einem Affenkopfe, und das Maul ist aufserordentlich grofs. Die hintern Füfse sind beträchtlich kürzer als die vordern, ein Umstand, der dem Thiere das Klettern sehr erleichtert. Die Augen haben ein mattes Ansehen. Das Haar ist lang und buschig, beim Heay schmutzig grau, beim Aï aber röthlich, zwei Farben, die man auch häufig an dem Moose der hiesigen Bäume findet, so dafs Neger und Indier, welche das Fleisch der Faulthiere

sehr gern essen, oft an ihnen vorübergehen, ohne sie zu bemerken.

Am 17. April kam St. Clair mit seinem Obersten zu der am Demerara liegenden Niederlassung eines Hrn. *Brotherston*, welche eine sehr romantische Lage hatte. Auf einem Sandhügel wuchs hier ein seltsamer Baum, dessen braune Schotenfrüchte von den Aesten an dünnen, fadenähnlichen Fibern herabhingen, welche wohl 3 bis 4 Fuſs lang waren. Die Samenkerne hatten Aehnlichkeit mit den in Spanien vorkommenden s. g. Heuschrecken-Bohnen (Locust-bean). Am nächsten Morgen kam der Neger, welcher das Geflügel unter seiner Aufsicht hatte, mit der Klage ins Zimmer, daſs der *Quassiquassi* in der Nacht sechs Hühner erwürgt habe; er sei ihm aber auf der Spur und kenne seinen Schlupfwinkel in einem hohlen Baume, wo man ihn, wenn es dem fremden „Massa“ gefällig wäre, die Jagdflinte zur Hand zu nehmen, leicht tödten könnte. St. Clair lieſs sich dieſs nicht zwei Mal sagen. In wenig Minuten hatten sie den hohlen Baum erreicht. St. Clair stellte sich mit gespanntem Hahn vor die Oeffnung des Loches. Der Neger aber steckte eine Menge trocknes Gras in die Höhlung, zündete es an und nahm dann ebenfalls, mit einem tüchtigen Stock bewaffnet, seinen Posten an der Seite des Ausgangs. Es währte nicht lange, so sprang ein Quassiquassi heraus, den der Neger mit einem Schlage auf den Kopf sogleich tödtete. Dann folgte ein zweiter, welchen der Neger verfehlte.

CHEVENING, KENT.—Chevening is a parish, village, and seat, in the hundred of Somerden, lathe of Aylesford, and county of Kent, 5 miles from Sevenoaks, 6 from Westerham, and 22 from London. The manor was given by Edward the Confessor to Hugh de Port, in whose family it continued for many generations.

CHEVENING PARK, the seat of the Earl of Stanhope, is a handsome modern mansion, situated in a park of 1,000 acres, and commanding extensive views. The house was built by the first Earl of Stanhope, and contains a fine collection of pictures, including a portrait of Oliver Cromwell, by Sir Peter Lely, and a portrait of Charles I., by Vandyke. The latter was presented to the first Earl of Stanhope by Mr. Philip Wyatt, who had it from Mr. Hollar, the engraver, who had it from Charles I. himself. The park contains a fine herd of deer, and is well wooded with timber trees. The Earl of Stanhope is lord of the manor, and patron of the living, which is a rectory, valued in the Liber Regis at £20 13s. 4d., and now worth £1,000 per annum. The church is dedicated to St. Botolph.

II.

DIE INSELN ST. HELENA UND ASCENSION.

Die Leser erinnern sich aus den Jahrgängen 1830, 1831 und 1832 dieses Taschenbuches der wissenschaftlichen Seereise, welche das brittische Schiff *Chanticleer* unter dem Befehle des Capitän *Foster* während der Jahre 1828 bis 1831 nach den Meeren der südlichen Halbkugel gemacht hat. Dem Führer des Schiffes war es nicht vergönnt, die Früchte seiner Forschungen selbst nach Europa zu bringen und sie der Welt bekannt zu machen. Er ertrank am 5. Febr. 1831, erst 34 Jahre alt, in dem columbischen Flusse Chagres, indem er unglücklicherweise vom Verdeck eines Bootes abglitt, auf das er sich gelagert hatte. Das Schiff wurde durch den Lieut. *Austin* nach England zurückgeführt. Im J. 1834 ist die Beschreibung der ganzen Reise, nach dem Tagebuche des Schiffs-

Joseph Smith, der Prophet, wurde am 23. Dezember 1805 in Sharon, Windsor County, Vermont, geboren. Sein Vater, Joseph Smith, Sr., war ein Farmer, der sich mit seiner Familie in Palmyra, Ontario County, New York, niederließ, als Joseph noch ein Kind war. Dort wuchs Joseph auf und verbrachte seine Jugend. Seine Mutter, Lucy Mack Smith, war eine fromme Frau, die ihre Kinder in der Furcht des Herrn erzog. Joseph war ein aufgeweckter Junge, der gerne las und lernte. Er besuchte die Dorfschule und lernte Lesen, Schreiben und Rechnen. Er war kein Gelehrter, aber er war auch nicht ungebildet.

Joseph Smith, Sr., und seine Frau Lucy hatten neun Kinder, sechs Söhne und drei Töchter. Joseph war der vierte Sohn. Die Familie war arm und lebte von der Landwirtschaft. Sie zogen oft um, weil sie keine feste Bleibe hatten. Joseph Smith, Sr., war ein Mann, der sich für Religion interessierte, aber er gehörte keiner Kirche an. Er war der Meinung, dass alle Kirchen falsch seien und dass die wahre Kirche Christi auf Erden nicht mehr existiere.

Joseph Smith, der Prophet, wurde am 23. Dezember 1805 in Sharon, Windsor County, Vermont, geboren. Sein Vater, Joseph Smith, Sr., war ein Farmer, der sich mit seiner Familie in Palmyra, Ontario County, New York, niederließ, als Joseph noch ein Kind war. Dort wuchs Joseph auf und verbrachte seine Jugend. Seine Mutter, Lucy Mack Smith, war eine fromme Frau, die ihre Kinder in der Furcht des Herrn erzog. Joseph war ein aufgeweckter Junge, der gerne las und lernte. Er besuchte die Dorfschule und lernte Lesen, Schreiben und Rechnen. Er war kein Gelehrter, aber er war auch nicht ungebildet.

Joseph Smith, Sr., und seine Frau Lucy hatten neun Kinder, sechs Söhne und drei Töchter. Joseph war der vierte Sohn. Die Familie war arm und lebte von der Landwirtschaft. Sie zogen oft um, weil sie keine feste Bleibe hatten. Joseph Smith, Sr., war ein Mann, der sich für Religion interessierte, aber er gehörte keiner Kirche an. Er war der Meinung, dass alle Kirchen falsch seien und dass die wahre Kirche Christi auf Erden nicht mehr existiere.

Abgründen durchschneiden tropische Vögel die Luft, während das furchtbare Tosen der Wellen, die sich am Fufse der Felsen brechen, aus tausend Höhlungen zurückschallt. Es ist ein Schauspiel, welches die Seele mit Grausen und Bewunderung erfüllt. Niemals werde ich den Eindruck vergessen, den es auf mich machte. Es scheint, als ob die Insel so eben erst aus dem Kampfe der Elemente hinausgeschleudert worden wäre. Schon von Natur eine uneinnehmbare Festung, liegt sie weit entfernt von der übrigen Welt, einsam im Meere, und bietet der menschlichen Begierde so gar nichts Anlockendes dar, dafs man sie für einen Wohnsitz des Friedens halten sollte. Aber das ist sie gleichwohl nicht. Die Kunst wetteifert hier mit den gröfsten Anstrengungen der Natur. Festungswerke blicken mit ihren Thürmen und Kanonen von jeder Felsenspitze drohend aufs Meer hinab. Man sieht aus der ganzen Anlage und Stärke dieser Befestigungen, dafs der Ehrgeiz ihrer Besitzer die Insel zu einer wahren Welt-Citadelle habe machen wollen. Ich kenne wirklich keinen militärischen Posten, der stärker wäre; selbst *Gibraltar* wird weit von *St. Helena* übertroffen.

Um Mittag waren wir etwa noch 3 Meilen von der *Zuckerhut-Spitze (Sugar-loaf Point)*, und eine Stunde später gingen wir nächst *Jamestown* bei 14 Faden Tiefe vor Anker. Am folgenden Morgen landete Cap. *Foster*, in der Absicht, eine geeignete Stelle für Pendelversuche aufzu-

suchen, welche er auch bald im Limonien-Thale (*Lemon-Valley*) fand.

St. Helena wurde bekanntlich von dem portugiesischen Seefahrer *Juan de Nova Castella*, am 21. Mai, dem Feste der heil. Helena, im J. 1502 entdeckt und erhielt davon den Namen. Man erzählt, dafs nach einem Gefecht, welches der berühmte *Albuquerque* in der Nähe von Goa gewann, der feindliche Anführer ihm mehre Deserteurs ausgeliefert habe. Die Strafe für solches Vergehen bestand in den damaligen rohen Zeiten darin, dafs den Leuten Nasen und Ohren abgeschnitten wurden. *Fernando Lopez*, einer von diesen unglücklichen Portugiesen, schämte sich in dieser Gestalt nach seiner Heimath zurückzukehren und bat 1513 um die Erlaubnifs, mit einigen Negersklaven sich auf St. Helena niederzulassen. Ohne Zweifel war er der erste Ansiedler daselbst. Im J. 1645, wo die Portugiesen die Insel aufgegeben hatten, legten die *Holländer* eine Colonie hier an. Diese verliefsen sie aber 1651 ebenfalls und die Insel wurde nun von der *Englisch-Ostindischen Compagnie* in Besitz genommen, worin sie König *Karl II.* im J. 1661 nicht nur bestätigte, sondern ihr auch die volle Souverainetät darüber und das Recht der Gesetzgebung verlieh. Während des Krieges 1672 eroberten sie die Holländer, denen sie aber 1673 *Sir Richard Munden* wieder abnahm. Seit dieser Zeit ist sie im ununterbrochnen Besitz der Compagnie geblieben.

Die Insel galt ehedem für den einzigen Platz, an welchem die Schiffe der Compagnie auf ihrem Wege nach und von Ostindien und China anzulegen gewohnt waren, um die für eine so lange Reise nöthigen Erfrischungen einzunehmen. Sie liegt unmittelbar an dieser Wasserstrafse und ist für den genannten Zweck recht wohl geeignet. Ihre hohen Berge werden durch die auf ihnen ruhenden Wolken bewässert und von ihren felsigen Abhängen strömen Bäche des reinsten und köstlichsten Wassers herab.

Die Länge der Insel, von Ostnordost nach Westsüdwest, beträgt $10\frac{1}{2}$ (engl.) Meilen und die Breite $6\frac{3}{4}$ Meilen; der Umfang mag 28 bis 30 M. seyn. Die Oberfläche ist zu beiläufig 30,300 Acres berechnet. Von diesen bestehen 8000 Acres in angebautem Lande und 5880 davon gehören Privatleuten. Die ganze Insel kann als ein einziger ungeheurer Felsen betrachtet werden, welcher sich, nach allen Seiten fast senkrecht abfallend, aus dem Meere emporhebt und ringsum von tiefem Wasser umgeben ist. Die mittlere Höhe der Insel ist 1400 (engl.) Fufs; die Höhen der vornehmsten Berge und Orte über dem Meeresspiegel sind folgende:

Diana - Pik	. . . . .	2697 Fufs.
Cuckolds - Spitze	. . . .	2677 ,,
Halleys - Berg	. . . . .	2460 ,,
Flaggenstock - Hügel	. . .	2272 ,,
Sandbay - Rücken	. . . .	2200 ,,

Langwood	1730 Fufs.
Loth	1444 „
Loths Weib	1423 „
Leiter - Hügel	600 „

In Hinsicht der Berge und Thäler der Insel ist die Ordnung der Natur, wie man sie gewöhnlich auf dem Festlande und anderwärts findet, gerade die umgekehrte. Die Berge und Rücken sind auf ihrer Oberfläche mit fruchtbarer Erde bedeckt und fast überall sorgfältig angebaut. Die Thäler dagegen sind nichts weiter als Felsenspalten von ungeheurer Tiefe, gröfstentheils wasserlos, ohne Dammerde und ganz unfruchtbar. Eine einzige Ausnahme macht das schöne s. g. *Arno - Thal*, welches freilich nur annäherungsweise mit dem wirklichen Thale dieses Namens in Italien verglichen werden kann, aber hier, mitten unter rauhen Felsenmassen, den Fremden angenehm überrascht.

Die ganze Insel ist vulkanischen Ursprungs und ohne Zweifel durch eine einzige Kraftanstrengung der Natur aus dem Meeresgrunde emporgehoben worden. Daher bestehen auch ihre Gebirgs-Formationen gröfstentheils aus vulkanischen Gesteinen, namentlich mancherlei Gattungen von Lava, Basalt, Klingstein, basaltischer Hornblende, Bimsstein, vulkanischem Sand und etwas Schwefel. Aufserdem enthält die Insel auch Kalkstein, Gyps, Steinsalz und Quellsalz, Quarzkrystalle, Chalcedon, Jaspis, etc. Aus dem Pflanzenreiche findet man

verschiedne Grasarten, Waizen, Gerste, Hafer, Mais, Hirse etc., die Kokos-, die Dattel- und die Sago-Palme, Zuckerrohr, Bambus, allerlei köstliche Früchte, die gröfstentheils von der hiesigen Gartenbau-Gesellschaft gezogen werden, namentlich chinesische Pfirschen, Melonen, Feigen, Granatäpfel, Citronen, Orangen, Mandeln etc., ferner verschiedne Küchengewächse, Yams, Süfskartoffeln, Kohl, Möhren, Eierpflanzen etc. etc. und eine Fülle von prachtvollen Blumen, als Camellien, Jasmin, Hyacinthen, Tulpen, Lilien, Rosen etc. Wein gedeiht nicht; aber auf den Bergen wachsen sehr viel Brombeeren, aus welchen man ein weinähnliches Getränk bereitet. Unter den wilden Pflanzen zeichnet sich das *baumartige Farnkraut* (*Dicksonia arborescens*) aus. Es ist ein wahrhaft majestätisches Gewächs. Der 8 bis 10 Fufs hohe Strunk gleicht dem Stamme eines mäfsigen Baumes und besteht aus concentrischen, äufserlich wie Hohlziegel über einander liegenden Schuppen, den Ueberresten ehemaliger Blätter, welche am obern Theile des Stängels eine gewölbte schöne Krone von 2 bis 3 Fufs Durchmesser bilden. Mittelst dieser Krone geschieht das Wachsthum des Farn, indem von Zeit zu Zeit neue Blätter hervortreiben, die ältern aber abfallen und nur die erwähnten Schuppen zurücklassen. Aus dem Stängel fliefst in Menge ein brauner süfser Saft wie Syrup, der dann zu einer Art Gummi verhärtet. Die jungen Blätter haben eine Hülle von baumwollähnlichen Fasern, welche

eingesammelt und zum Ausstopfen der Matratzen verwendet wird. Die aufserordentliche Menge von Farnkräutern auf der Insel St. Helena veranlafst den Naturforscher zu der Frage, wie sie hieher gekommen, und ob der Samen durch den Wind aus Afrika herübergeweht, oder von Vögeln hergebracht worden seyn möge? Ferner, wenn dieses oder jenes der Fall ist, warum hat *Ascension* keine Farnkräuter?

Der Landungsplatz in Jamestown ist sehr gut. Nachdem man eine vor dem Magazin der Ostindischen Compagnie angepflanzte Allee von *Ficus terebrata* zurückgelegt hat, gelangt man in die Stadt durch ein gewölbtes Thor, auf den etwa hundert Fufs ins Gevierte haltenden hübschen Parade-Platz. Zur Linken steht das Gouvernements-Haus, gewöhnlich das Schlofs (*Castle*) genannt, und dem Thore gerade gegenüber die Kirche, ein einfaches, schmuckloses Gebäude. Die Hauptstrafse enthält etwa 40 Häuser von reinlichem und stattlichem Ansehen, gröfstentheils von Kauf- und Gewerbsleuten bewohnt. Sie theilt sich weiterhin in zwei andere Strafsen, eine östliche, welche aufs Land hinausführt, und eine westliche, durch die man in das die Stadt umschliefsende Thal gelangt. In dieser letztern, ziemlich langen Strafse befinden sich die Kasernen, das Hospital und der neue Garten. Die Stadt, welche etwa 200 Häuser zählt, wird von Batterien bestrichen und hat überhaupt das Ansehen einer starken Festung. Jede Anhöhe ist mit Kanonen

bespickt und jeder Winkel von einer Batterie beherrscht. Auf allen Zugängen sieht man Schildwachen.

Die ganze Insel bildet ein einziges Kirchspiel, enthält aber zwei Kirchen, die eine in Jamestown, der einzigen Stadt der Insel, die andere auf dem Lande. Jamestown liegt auf der nordwestlichen Seite und breitet sich in dem erwähnten schmalen Thale von der Küste bis etwa $1\frac{1}{2}$ Meile landeinwärts aus. Zu beiden Seiten erheben sich felsige Hügel mit zerrissenen Massen, die zum Theil über die Häuser herabhangen und von welchen nicht selten einzelne Stücke sich ablösen und grofsen Schaden anrichten. Eine Reihe von Festungswerken schliefst die Mündung des Thales längs dem Meere. Der *Leiterhügel*, *(Ladder-Hill)* an der westlichen Seite der Stadt, hat einen flachen Abhang und ist mittelst etwa tausend Stufen leicht zu ersteigen, während das Fort auf dem schroffen und fast unzugänglichen *Wächter-Hügel* (*Keepers-Hill)*, an der östlichen Stadtseite, nur durch eine Vorrichtung erstiegen werden kann, welche aus gespannten Seilen besteht und Aehnlichkeit mit einer Strickleiter hat, wie sie auf Schiffen gebräuchlich ist. Am obern Ende des Thales ist ein Wasserfall von beiläufig hundert Fufs Höhe. Das Wasser wird von hier in bleiernen Röhren nach allen Theilen der Stadt und auch nach dem Landungsplatze geleitet, wo sich die Schiffe damit versorgen können. Es ist ganz rein und klar und in gröfster Fülle vorhanden, so dafs nöthigenfalls

binnen 24 Stunden an 300 Tonnen (6000 Centner) eingethan werden können.

So klein die Stadt Jamestown ist, so fühlt sich der Seemann, wenn er sie nach einer langen Fahrt mit dem engen Schiffe vertauscht, doch recht behaglich darin. Sie hat einen guten Marktplatz, welcher jeden Morgen versorgt wird, und besitzt sogar, — etwas in dieser Tropengegend Unerhörtes — eine Bierbräuerei. Die Kaufläden sind in der Regel mit den gewöhnlichen europäischen Artikeln wohl versehen, und einige Gegenstände ostindischen und chinesischen Geschmackes werden hier zu ungeheuern Preisen verkauft.

Die Strafsen und Wege auf der Insel St. Helena sind ein Beweis, was menschliche Anstrengung und Beharrlichkeit der widerspenstigen Natur abzutrotzen vermögen. Sie haben fast überall in den Felsen gehauen und längs den senkrechten Wänden der Berge hingeführt werden müssen. Gegen den Abgrund sind sie durch hohe und feste Brustwehren geschützt. Eine solche Hauptstrafse führt von Jamestown nach der im Innern der Insel gelegnen Hochebene von *Longwood*. Diese Letztere umfafst den südöstlichen Theil der Insel und nimmt einen Raum von etwa 1500 Acres ein. Nur ein kleiner Theil besteht aus dem gleichnamigen Landgute der Compagnie, alles Uebrige ist unfruchtbar und ohne Anbau. Die Hochebene wird vom Südostwinde bestrichen und ist oft mehre Tage lang in Wolken und Nebel eingehüllt. Uebrigens ist sie nach allen Seiten von tiefen und steilen

Abgründen umgeben, von welchen der gröfste des *Teufels Punschnapf* (*the Devil's Punchbowl*) genannt wird.

Bei *Hutts-Gate*, nordwestlich von Longwood, beginnt der die Mitte der Insel einnehmende Bergrücken. Man ersteigt ihn über einen kleinen Hügel, *Halleys Hügel* (*Halley Hill*) genannt, weil hier der berühmte Astronom dieses Namens, als er 1769 den Durchgang der Venus beobachtete, seine Sternwarte errichtet hatte. Der Weg längs dem *Dianen-Rücken* ist für Fufsgänger in gutem Zustande, und das Auge ergötzt sich an dem reichen und üppigen Pflanzenwuchse, namentlich an der Menge des schönen baumartigen Farnkrauts. Je höher man am Dianen-Pik hinaufkommt, desto mehr erweitert sich die Aussicht und man überblickt nach Nordwesten hin die fruchtbaren Gefilde der Insel, wie sie Menschenhände an den Abhängen der Felsen geschaffen haben. Die Aussicht vom Gipfel des Dianen-Piks ist von unbeschreiblicher Mannichfaltigkeit und Schönheit, um so mehr, da das Panorama nach allen Seiten vom Meereshorizonte begränzt wird. Das Auge labt sich nicht blofs an der Pracht dieses Naturgemäldes, sondern die kranke Brust des aus dem entnervenden Ostindien zurückkommenden Seemannes stärkt sich auch durch die reine Luft, welche man hier athmet. Wer Lust hat, kann den Weg vom Berge hinab auf der entgegengesetzten Seite, über den *Halsbrech-Hügel* (*Break-neck Hill*) nehmen, welcher diesen Namen mit vollem Rechte

Ich war eben im Begriff, zum Abendessen zu gehen, als ich Herrn Dr. Schmidt, den Arzt, mit einem Herrn, den ich nicht kannte, in den Hof kommen sah. Ich ging ihnen entgegen und fragte, was sie wünschten. Der Arzt sagte, der Herr wäre Herr Dr. Schmidt, der Bruder seiner Frau, der ihn besuchen wolle. Ich bat sie, einzutreten, und führte sie in mein Zimmer. Dann ging ich, um Wein und Gläser zu holen. Als ich zurückkam, sah ich, daß der Arzt dem Herrn Dr. Schmidt die Hand gab und ihn fragte, wie es ihm ginge. Dann setzten sie sich und begannen zu sprechen.

Ich goß den Wein in die Gläser und bot ihn den Herren an. Dann setzte ich mich auch und fragte, ob sie schon gegessen hätten. Der Arzt sagte, sie hätten gegessen, aber sie könnten noch ein Glas Wein trinken. Ich sagte, ich hätte noch nicht gegessen und wäre im Begriff, zu Abend zu essen, und bat sie, mir Gesellschaft zu leisten. Sie nahmen meine Einladung an. Ich rief den Diener und befahl ihm, das Abendessen für drei Personen zu bringen.

nicht blofs die Errichtung der oben erwähnten Sternwarte, sondern auch andere Zweige der Wissenschaften werden von ihr ins Auge gefafst. Das Museum ist eine sehenswerthe Anstalt. Der Ackerbau ist zu grofser Vollkommenheit gebracht worden. Man hat Pflanzen und Bäume aus jedem Klima einheimisch gemacht. Die Bewässerung hat die gröfste Ausdehnung gewonnen; Prämien sind auf nützliche Erfindungen gesetzt, chinesische Arbeitsleute eingeführt, Sparbanken, Wohlthätigkeits-Gesellschaften, Schulen, Unterstützungskassen für alte und kranke Sklaven errichtet worden. Ueberdiefs hat man auch die Sklaverei theilweise schon aufgehoben, indem alle seit Weihnachten 1818 geborne Sklavenkinder für frei erklärt worden sind. Nirgends auf der Insel sieht man einen Bettler.

Unter den verschiednen Entwürfen zur Verbesserung des Zustandes der Insel mufs die Errichtung einer Seiden-Manufaktur in Longwood nebst der damit verbundnen Einführung und Cultur des Maulbeer-Baums erwähnt werden. Man hat grofse Summen darauf verwendet und die Möglichkeit, Seide auf St. Helena zu gewinnen, ist jetzt über allen Zweifel erhaben; aber bei dem hohen Erzeugungspreise ist es gleichwohl nicht wahrscheinlich, dafs grofser Nutzen daraus hervorgehen werde. Man wollte freilich der schwarzen Bevölkerung der Insel eine angemessene Beschäftigung geben; aber bei den theuern Preisen aller Lebensbedürfnisse war die Errichtung dieser Gewerbsanstalt mehr ein Beweis von den menschenfreund-

Ich war damals als Lehrer tätig und erhielt in Folge Ihrer Bemerkungen, daß ich mich für Psychologie, Hypnotismus und Spiritismus interessiere, eine Einladung, einer Sitzung beizuwohnen, welche ein Herr Dr. Hansen in Wien in einem Gasthause in der Leopoldstadt abhalten wollte. Ich ging hin und sah, wie Hansen einen Mann hypnotisierte, ihm suggerierte, er sei ein Affe, und ihn dann auf allen Vieren durch das Zimmer kriechen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Hund, und ihn dann bellend und beißend durch das Zimmer jagte. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Pferd, und ihn dann mit Peitschenhieben durch das Zimmer trieb. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Kind, und ihn dann weinend und schreiend durch das Zimmer laufen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Greis, und ihn dann mit zitternden Gliedern und gebeugtem Haupte durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Soldat, und ihn dann mit Kommandoworten durch das Zimmer exerzieren ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Kellner, und ihn dann mit einem Tablett durch das Zimmer laufen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Schauspieler, und ihn dann Rollen aus Shakespeare deklamieren ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Sänger, und ihn dann Opernarien singen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Dirigent, und ihn dann mit Orchesterstücken durch das Zimmer tanzen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Tänzer, und ihn dann mit Ballettmusik durch das Zimmer tanzen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Clown, und ihn dann mit Purzelbäumen durch das Zimmer laufen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Taschendieb, und ihn dann mit Diebsgriffen durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Mörder, und ihn dann mit Mordgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Liebender, und ihn dann mit Liebesgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Hasser, und ihn dann mit Hassgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Neider, und ihn dann mit Neidgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Eifersüchtiger, und ihn dann mit Eifersuchtsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Rachsüchtiger, und ihn dann mit Rachegedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Reuiger, und ihn dann mit Reuegedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Verzweifelnder, und ihn dann mit Verzweiflungsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Hoffender, und ihn dann mit Hoffnungsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Glaubender, und ihn dann mit Glaubensgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Zweifelnder, und ihn dann mit Zweifelsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Wissender, und ihn dann mit Wissensgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Unwissender, und ihn dann mit Unwissensgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Weiser, und ihn dann mit Weisheitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Narr, und ihn dann mit Narrheitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Heiliger, und ihn dann mit Heiligkeitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Sünder, und ihn dann mit Sündengedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Gerechter, und ihn dann mit Gerechtigkeitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Ungerechter, und ihn dann mit Ungerechtigkeitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Barmherziger, und ihn dann mit Barmherzigkeitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Unbarmherziger, und ihn dann mit Unbarmherzigkeitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Demütiger, und ihn dann mit Demutsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Hochmütiger, und ihn dann mit Hochmutsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Bescheidener, und ihn dann mit Bescheidenheitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Unbescheidener, und ihn dann mit Unbescheidenheitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Geduldiger, und ihn dann mit Geduldsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Ungeduldiger, und ihn dann mit Ungeduldsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Sanftmütiger, und ihn dann mit Sanftmutsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Jähzorniger, und ihn dann mit Jähzorngedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Mäßiger, und ihn dann mit Mäßigkeitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Unmäßiger, und ihn dann mit Unmäßigkeitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Keuscher, und ihn dann mit Keuschheitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Unkeuscher, und ihn dann mit Unkeuschheitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Fleißiger, und ihn dann mit Fleißgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Faulenzer, und ihn dann mit Faulenzergedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Ordnungsliebender, und ihn dann mit Ordnungsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Unordentlicher, und ihn dann mit Unordnungsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Pünktlicher, und ihn dann mit Pünktlichkeitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Unpünktlicher, und ihn dann mit Unpünktlichkeitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Sparsamer, und ihn dann mit Sparsamkeitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Verschwender, und ihn dann mit Verschwendungsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Wahrhaftiger, und ihn dann mit Wahrheitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Lügner, und ihn dann mit Lügengedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Treuer, und ihn dann mit Treuegedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Untreuer, und ihn dann mit Untreuegedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Dankbarer, und ihn dann mit Dankbarkeitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Undankbarer, und ihn dann mit Undankbarkeitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Gastfreier, und ihn dann mit Gastfreundschaftsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Ungastfreier, und ihn dann mit Ungastfreundschaftsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Mitleidiger, und ihn dann mit Mitleidsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Mitleidloser, und ihn dann mit Mitleidlosigkeitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Gerechter, und ihn dann mit Gerechtigkeitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Ungerechter, und ihn dann mit Ungerechtigkeitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Barmherziger, und ihn dann mit Barmherzigkeitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Unbarmherziger, und ihn dann mit Unbarmherzigkeitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Demütiger, und ihn dann mit Demutsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Hochmütiger, und ihn dann mit Hochmutsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Bescheidener, und ihn dann mit Bescheidenheitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Unbescheidener, und ihn dann mit Unbescheidenheitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Geduldiger, und ihn dann mit Geduldsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Ungeduldiger, und ihn dann mit Ungeduldsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Sanftmütiger, und ihn dann mit Sanftmutsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Jähzorniger, und ihn dann mit Jähzorngedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Mäßiger, und ihn dann mit Mäßigkeitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Unmäßiger, und ihn dann mit Unmäßigkeitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Keuscher, und ihn dann mit Keuschheitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Unkeuscher, und ihn dann mit Unkeuschheitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Fleißiger, und ihn dann mit Fleißgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Faulenzer, und ihn dann mit Faulenzergedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Ordnungsliebender, und ihn dann mit Ordnungsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Unordentlicher, und ihn dann mit Unordnungsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Pünktlicher, und ihn dann mit Pünktlichkeitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Unpünktlicher, und ihn dann mit Unpünktlichkeitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Sparsamer, und ihn dann mit Sparsamkeitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Verschwender, und ihn dann mit Verschwendungsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Wahrhaftiger, und ihn dann mit Wahrheitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Lügner, und ihn dann mit Lügengedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Treuer, und ihn dann mit Treuegedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Untreuer, und ihn dann mit Untreuegedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Dankbarer, und ihn dann mit Dankbarkeitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Undankbarer, und ihn dann mit Undankbarkeitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Gastfreier, und ihn dann mit Gastfreundschaftsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Ungastfreier, und ihn dann mit Ungastfreundschaftsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Mitleidiger, und ihn dann mit Mitleidsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ. Ich sah, wie er einem Mann suggerierte, er sei ein Mitleidloser, und ihn dann mit Mitleidlosigkeitsgedanken durch das Zimmer schleichen ließ.

betragen jährlich an 50,000 Pfd. St., sollen aber gemindert werden. Die Civil-Behörde besteht aus dem Gouverneur und zwei ihm beigeordneten Räthen.

Unter den Vorschriften der Compagnie für die Verwaltung der Insel ist eine, welche nicht unerwähnt bleiben darf. Es ist nämlich keinem Advokaten erlaubt, sich hier niederzulassen. Die streitenden Partheien müssen sich also ganz auf die Gerechtigkeitsliebe des Gouverneurs und seiner Räthe verlassen. Noch seltsamer ist das Gesetz, welches die Herausgabe irgend einer Zeitung auf der Insel verbietet. Das Einzige, was hier im Laufe des Jahres gedruckt wird, ist ein Kalender.

Das Klima von St. Helena ist, bei der Lage dieser Insel innerhalb der Wendekreise, höchst mild und angenehm. Die Berge und Hochebenen sind häufig in Nebel und Wolken gehüllt, und es vergeht fast kein Tag, wo es nicht ein wenig regnete; auch bei der gröfsten Hitze wird der Einfluſs der Sonnenstrahlen von Zeit zu Zeit durch bedeckten Himmel gemäfsigt, und die Thäler bieten überall schattige Stellen dar. Folgendes ist eine kurze Uebersicht der Witterung des ganzen Jahres: Im Jänner leichte Regen, aber das Weideland liegt noch trocken; im Februar plötzliche und häufige Regenschauer; im März stark anhaltender Regen, der Thermometerstand auf dem Lande 72° F. (= + 17 $\frac{7}{9}$° R.), in der Stadt 85° (= + 24° R.); im April fortdauernder Regen, aber weniger heftig als im März; Mai ist

der letzte Herbstmonat, Juni der erste Wintermonat, gegen das Ende einige Regengüsse; im Juli ist die Pflanzenwelt schon erstarrt. August ist der letzte und kälteste Wintermonat. Thermometer auf dem Lande 54° F. (= + 9⅞° R.), in der Stadt 68° F. (= + 16° R.). Im September Frühlingsanfang; im Oktober Schafschur; im November und Dezember Heuärndte. Als der Chanticleer das Vorgebirge der guten Hoffnung im Dezember verliefs, um nach St. Helena zu segeln, waren die Pfirschen am Cap schon völlig reif, auf St. Helena dagegen, welches doch dem Aequator viel näher liegt, waren sie damals, und selbst im Jänner, noch halb grün. Man sieht daraus den Unterschied zwischen dem Insel- und dem Festlands-Klima. Pfirschen und Granatäpfel werden nicht eher reif als im April.

Wetterleuchten ist eine sehr seltne Erscheinung auf St. Helena, und ein Donnerschlag ist vielleicht noch nie gehört worden. Nur von Erdbeben hat man einige Erinnerungen, z. B. im Jahre 1756 und im Juni 1780.

Das Klima von St. Helena ist gesund, und es herrschen hier keine besonders gefährlichen Krankheiten. Im Jahr 1829 starben 10 Menschen an Fiebern, 8 an der Abzehrung, 61 an verschiedenen andern Krankheiten, zusammen also 79 von einer Bevölkerung, die auf 4000 Seelen geschätzt wird, oder 1 von 50.

Zu den Bemerkungen über die Naturbeschaffenheit der Insel werde hier noch Folgendes nach-

Digitized by Google

[illegible]

[illegible] Wasserbedeckung hieher gekommen seyn.

Wilde Katzen und Kaninchen sind die einzigen Säugthiere der Insel St. Helena. Von Ratten, die ehemals in ungeheurer Menge hier gewesen seyn sollen, macht Webster keine Erwähnung. Die s. g. Seidenspinne ist ein hübsch gesetzhaftes Insekt. Sie spannt ihr Gewebe in den warmen Thälern aus, und die Fäden sind fest genug, um sich spinnen zu lassen, sie könnten füglich als Surrogat der Seide dienen. Von Schaben [illegible] es auf der Insel, indessen sind sie doch nicht so unerträglich als die Wanzen. Die [illegible] den sogar von den Schaben [illegible] Schaben werden an zwei Zoll [illegible] zur Nachtzeit, wenn die [illegible]

so viel Geräusch, als ob Mäuse im Schlafzimmer wären. Vorzüglich greifen sie alle hornartigen Gegenstände an, und werden dadurch aufbewahrten und ausgestopften Vögeln, deren Schnäbel und Klauen sie zerstören, sehr nachtheilig. Auch fallen sie Menschen im Schlafe an und zerfressen ihnen die Nägel an den Fingern und Zehen. Am besten hält man diese Insekten ab, wenn man ihnen Gefäfse mit Wasser in den Weg stellt. Die meisten ersaufen darin. Das Weibchen legt ein braunes längliches Ei, welches sie so lange am Hintertheil mit sich herumträgt, bis sie es irgendwo ankleben kann. Die Vermehrung ist sehr stark. Zu gewissen Zeiten häutet sich die Schabe, gleich der Spinne. Ein Aufgufs auf getödtete Schaben wird von dem brittischen Capitän Owen (durch seine Aufnahme der afrikanischen Küste bekannt) für ein krampfstillendes Mittel erklärt und soll von seinem Schiffsarzt mit dem besten Erfolg angewandt worden seyn. Ein anderer Arzt hat jedoch diesen Aufgufs zu Maranham, in Brasilien, bei einem Falle von Starrkrampf, ohne Erfolg angewandt. In Bermuda bedient man sich dieses Mittels sehr vortheilhaft beim Keuchhusten.

Das Meer in der Nähe von St. Helena ist wegen der Menge von Haifischen berüchtigt, die sich hier aufhalten. Die ganze Familie dieser Thiergattung ist hier zu finden: der blaue Hai, der Hundshai, der Hammerfisch u. s. w., alle heerdenweise beisammen, raubgierig und gefräfsig. Der Magen des Haifisches ist ein ungeheurer Sack,

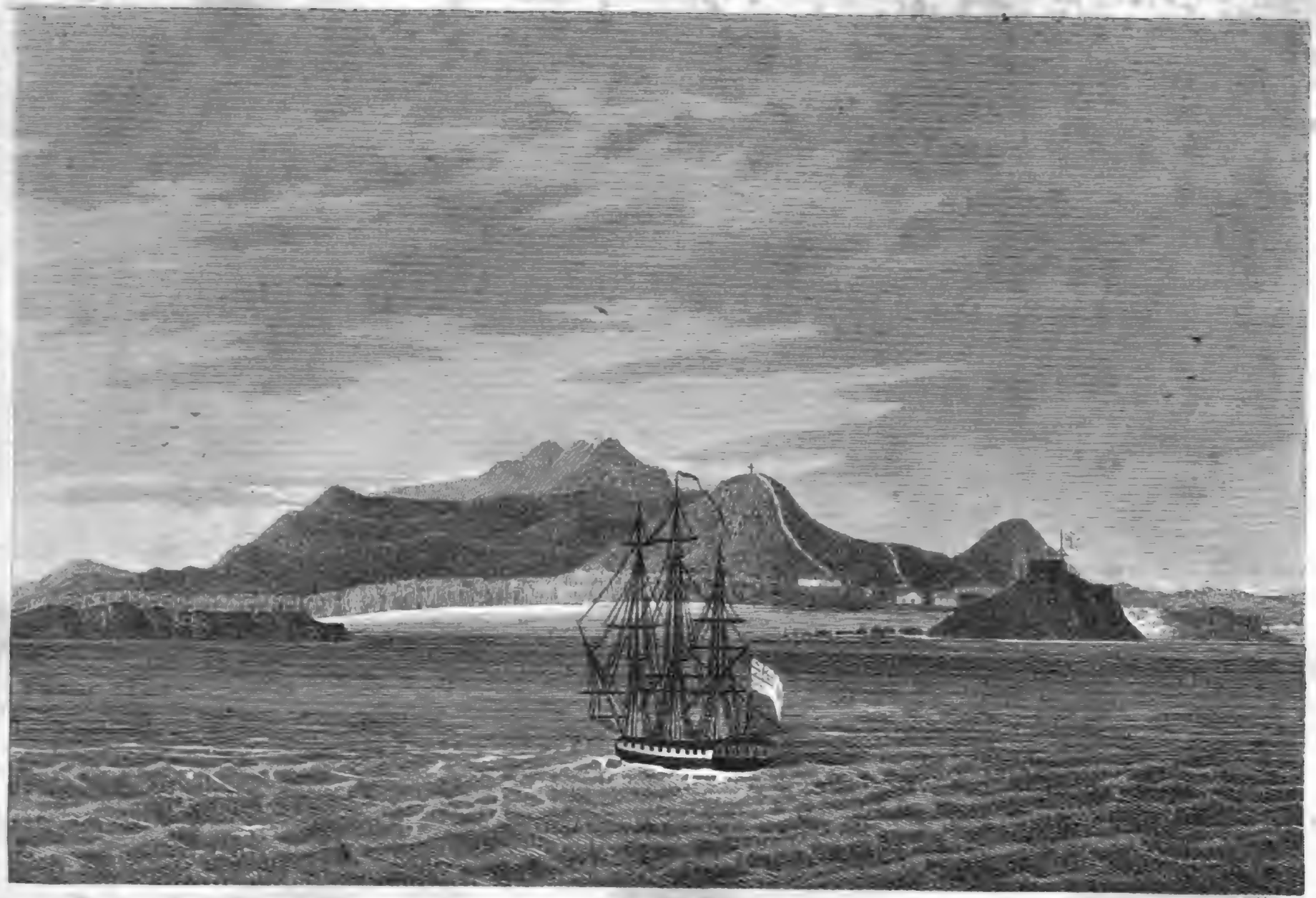
der in der Nähe des Rachens beginnt und die ganze Länge des Fisches einnimmt. Es ist daher keineswegs ein Mährchen, dafs er einen Menschen mit Haut und Haar verschlingen kann. Webster selbst erzählt ein Beispiel von einem Falle dieser Art, welches sich bei der Insel St. Helena zugetragen hat. Der Haifisch hat in seinem Bau das Eigene, dafs der obere Theil des Schweifes sich sehr weit am Rücken hinauf verlängert, wodurch das Thier eine furchtbare Stärke in diesem Theile seines Körpers besitzt und zugleich im Stande ist, sich mit Blitzesschnelle umzuwenden und auf den Rücken zu legen. Ohne diese Geschicklichkeit würde es, bei der unterwärts gerichteten Stellung seines Mundes, gar nicht im Stande seyn, seinen Raub zu erhaschen und zu verschlingen. Zu demselben Zwecke ist auch der Augapfel des Thieres so eingerichtet, dafs es bei der verkehrten Lage des Körpers gut sehen kann. Was Menschen und Thieren vor dem Haifische einige Sicherheit giebt, ist der Umstand, dafs er nicht schnell schwimmen kann.

Aufser dem Hai giebt es noch viele andere Fische, die hier gefangen werden. Fliegende Fische sind zahlreich und 20 bis 24 Zoll lang. Die hiesige Makrele ist eine ungesunde Speise; sie erzeugt Kopfweh, Hitze im Gesicht und einen frieselartigen Ausschlag auf der Brust. Unter den gewöhnlichen Speisefischen ist der Kohlenfisch (*Coalfish*) sehr geschätzt. Zwei Walfischgattungen, worunter diejenige, welche das Walrath

We can make an analogy with automobiles. Suppose that Ford, Chrysler, GM, Toyota, Honda, Nissan, and BMW all claim that their new models run on nonpolluting hydrogen fuel cells. Then we would believe that they have developed a new technology, even if we had no idea how they work. Similarly, if Google, Microsoft, Yahoo, Baidu, Naver, Seznam, and Yandex all claim that their search engines support encrypted search, then we believe that they support encrypted search.

Unfortunately, encrypted search is not nearly as simple as encrypted driving. Indeed, the first proposal for how to perform encrypted search was only published in 2000—more than 100 years after the first automobile. Moreover, while there are now dozens of different approaches to encrypted search, there is no consensus about which approach is the best. Nevertheless, there is a lot we should know, namely, a lot we should know about how encrypted search algorithms work, about how they can be implemented efficiently, and about what functionalities they support. This is what this book is about.

Before we start, however, we should say a few words about why we are interested in encrypted search algorithms in the first place. Why do we want to encrypt our data structures? Why do we want to encrypt our queries?



INSEL ASCENSION.

Verlag von J. G. Calve in Prag

abschreckend ist, als der von St. Helena. Ascension ist überhaupt bei weitem niedriger als die letztere Insel, und ihre zerstreuten Hügel und Lava-Rücken sind durch weite Ebenen von einander getrennt, während St. Helena eine einzige aufgethürmte Masse von Felsengebirgen ist.

Fast in der Mitte des weiten Atlantischen Oceans gelegen, hat Ascension etwa 20 (engl.) Meilen im Umfange, von Osten nach Westen 9 M. Länge und von Norden nach Süden 5 bis 6 M. Breite. Die Oberfläche der Insel besteht aus kahlen Felsenrücken, Aschenhügeln und Ebenen, die mit vulkanischem Geröll und Lava bedeckt sind. Der allgemeine Umrifs der Berge und das Gemisch ihrer verschiednen Farben, macht auf das Gemüth des Beschauers einen angenehmen Eindruck. Die Schwärze des einen Hügels wird durch das aschgraue Ansehen des andern gehoben und der ziegelähnlich gebrannte Boden des einen Kegels sticht gefällig gegen den Bimsstein oder die braune Lava seines Nachbars ab. Man kann die ganze Insel als eine erhabene Wildnifs mitten in der Einsamkeit des Oceans betrachten.

An der südlichen oder Lee-Seite (d. h. der dem Winde gegenüber liegenden Seite) der Insel befindet sich der mit dem Namen *Georgetown* (Georgsstadt) beehrte Militärposten. Dieser Ort bildet ein kleines Viereck mit etwa 15 oder 20 hölzernen Häusern. An dieselben stöfst das Gouvernementsmagazin, ein solides steinernes Gebäude, ferner ein hübsches, obwohl kleines Hospital

und Bedeutung unserer Schöpfungen. Aber auch unsere Kunden wissen unsere Leistungen zu schätzen. Sie kommen aus der ganzen Welt, um sich von uns beraten zu lassen. Und sie kommen immer wieder. Weil sie wissen, daß sie bei uns Qualität finden. Qualität, die sich sehen lassen kann. Qualität, die Freude macht. Qualität, die sich lohnt. Und Qualität, die sich bezahlt macht. Wir sind Spezialisten für Qualität. Seit 1919.

abhänge urbar gemacht, jeder Vortheil, den die Natur darbot, ist benutzt, jede Hilfsquelle der Insel ausgespürt worden. Die Folge davon ist, dafs eine *kleine* Zahl Menschen hier bequem leben und auch Schiffen einige frische Lebensmittel ablassen kann. Aber wenn die Niederlassung ihre Gränzen überschreiten und die Zahl der Ansiedler bedeutend vermehrt werden sollte, so wird die Insel dem gesteigerten Bedürfnisse nicht genügen, am allerwenigsten aber etwas für fremde Schiffe übrig bleiben.

Ascension wurde im J. 1815 von der brittischen Regierung durch eine kleine Truppenabtheilung unter den Befehlen des Lieut. *Cuppage* in Besitz genommen. Der nächste Zweck dieser Besetzung war damals, einen Posten mehr in der Nähe von St. Helena, zur Bewachung des daselbst in Gefangenschaft gehaltnen Kaisers Napoleon zu haben. Späterhin hat die englische Regierung für gut befunden, die Insel für immer zu behalten, damit sie nicht, falls man sie aufgäbe, ein Schlupfwinkel für Seeräuber werden möchte. Als Niederlage von Schiffsvorräthen wird sie den nach Ostindien und Neu-Holland segelnden Schiffen von grofsem Nutzen seyn. Der Ankerplatz ist gut und sicher. Im Nothfall kann auch ein Fahrzeug hier kalfatert und ausgebessert werden. Die Lage der Insel in Bezug auf die afrikanische Küste giebt ihr für die Schiffe dieser Station einen grofsen Vorzug vor *Sierra Leone*. Wenn auf einem Schiffe bedeutende Krankheiten ausbrechen, so kann es sich

We are called to action and reflection.

Just Beyond Billings we have passed an old Indian Burial Ground. Here the Crow Indians placed their dead on platforms in the trees. Here the Crow Indians fought their last battle with the Sioux. Here the Crow Indians died. Where do we go to remember Custer? Where do we go to remember the Crow Indians? Where do we go to remember the Sioux? Where do we go to remember the Cheyenne? Where do we go to remember the Arapaho? Where do we go to remember the Nez Perce? Where do we go to remember the Apache? Where do we go to remember the Comanche? Where do we go to remember the Kiowa? Where do we go to remember the Navajo? Where do we go to remember the Pueblo? Where do we go to remember the Hopi? Where do we go to remember the Zuni? Where do we go to remember the Seminole? Where do we go to remember the Cherokee? Where do we go to remember the Choctaw? Where do we go to remember the Creek? Where do we go to remember the Chickasaw? Where do we go to remember the Iroquois? Where do we go to remember the Mohawk? Where do we go to remember the Oneida? Where do we go to remember the Onondaga? Where do we go to remember the Cayuga? Where do we go to remember the Seneca? Where do we go to remember the Tuscarora? Where do we go to remember the Sauk? Where do we go to remember the Fox? Where do we go to remember the Kickapoo? Where do we go to remember the Potawatomi? Where do we go to remember the Ojibwa? Where do we go to remember the Menominee? Where do we go to remember the Winnebago? Where do we go to remember the Miami? Where do we go to remember the Illinois? Where do we go to remember the Shawnee? Where do we go to remember the Delaware? Where do we go to remember the Mandan? Where do we go to remember the Hidatsa? Where do we go to remember the Arikara? Where do we go to remember the Assiniboine? Where do we go to remember the Sarsi? Where do we go to remember the Dakota? Where do we go to remember the Lakota? Where do we go to remember the Nakota? Where do we go to remember the Omaha? Where do we go to remember the Ponca? Where do we go to remember the Iowa? Where do we go to remember the Kansa? Where do we go to remember the Osage? Where do we go to remember the Quapaw? Where do we go to remember the Missouria? Where do we go to remember the Oto? Where do we go to remember the Wichita? Where do we go to remember the Caddo? Where do we go to remember the Pawnee? Where do we go to remember the Arapaho? Where do we go to remember the Cheyenne? Where do we go to remember the Kiowa? Where do we go to remember the Comanche? Where do we go to remember the Apache? Where do we go to remember the Navajo? Where do we go to remember the Pueblo? Where do we go to remember the Hopi? Where do we go to remember the Zuni? Where do we go to remember the Seminole? Where do we go to remember the Cherokee? Where do we go to remember the Choctaw? Where do we go to remember the Creek? Where do we go to remember the Chickasaw? Where do we go to remember the Iroquois? Where do we go to remember the Mohawk? Where do we go to remember the Oneida? Where do we go to remember the Onondaga? Where do we go to remember the Cayuga? Where do we go to remember the Seneca? Where do we go to remember the Tuscarora? Where do we go to remember the Sauk? Where do we go to remember the Fox? Where do we go to remember the Kickapoo? Where do we go to remember the Potawatomi? Where do we go to remember the Ojibwa? Where do we go to remember the Menominee? Where do we go to remember the Winnebago? Where do we go to remember the Miami? Where do we go to remember the Illinois? Where do we go to remember the Shawnee? Where do we go to remember the Delaware? Where do we go to remember the Mandan? Where do we go to remember the Hidatsa? Where do we go to remember the Arikara? Where do we go to remember the Assiniboine? Where do we go to remember the Sarsi? Where do we go to remember the Dakota? Where do we go to remember the Lakota? Where do we go to remember the Nakota? Where do we go to remember the Omaha? Where do we go to remember the Ponca? Where do we go to remember the Iowa? Where do we go to remember the Kansa? Where do we go to remember the Osage? Where do we go to remember the Quapaw? Where do we go to remember the Missouria? Where do we go to remember the Oto? Where do we go to remember the Wichita? Where do we go to remember the Caddo? Where do we go to remember the Pawnee?

2250 Fufs liegt recht romantisch die kleine hübsche Niederlassung *Mountain-House*, mit einem kleinen Garten, durch welchen ein Strom frischen Wassers rinnt. Die Aussicht von diesem Platze über die ganze Insel ist wahrhaft erhaben. Nirgends sieht man ein grünes Fleckchen, wohl aber erblickt man nach allen Richtungen am Abhange des Berges die Krater zahlreicher ausgebrannter Vulkane, wohl gegen 30 an der Zahl. Sie sind 100 bis 300 Fufs hoch und meistens kreisförmig. Einer derselben, wilder und schrecklicher anzusehen als alle übrigen, führt den Namen des *Teufels Reitbahn* (*the Devils Riding-Ground*); es ist ein kleiner Hügel von etwa $\frac{1}{2}$ Meile im Umfange, mit einem sich bis zum Gipfel hinaufwindenden Wege, an der niedrigern Seite durch einen Lavadamm geschützt. Die erwähnte Strafse von Georgetown ist nur bis zum Fufse des Grünen Berges für Wagen geeignet; höher hinauf ist blofs ein Saumweg für Pferde und Maulthiere. Dieser Umstand macht die Besorgung der Felder sehr kostspielig und hemmt die Fortschritte der Niederlassung.

Die Felsarten der Insel sind vulkanische und plutonische Gesteine aller Gattungen, namentlich Lava, vulkanische Schlacken, Asche, Geröll, Obsidian, Opal, Bimsstein, Tuff, Basalt, Klingstein, Trapp-Porphyr und Mandelstein. In Betreff des Vorkommens der Lava bemerkte Webster hier eine Seltsamkeit, die er noch bei keinem Vulkane angetroffen zu haben versichert. Er fand

nämlich eine Menge Stücke, welche das Ansehen von regelmäfsig cannelirten Säulen oder kleinen Pfeilern hatten; andere sahen aus wie versteinertes Holz, alte Baumstämme, manche Stücke glichen versteinerten Bananen oder Gurken; wieder andere hatten das Ansehen von zusammengedrückten Papierrollen. Aufserdem werden auch, besonders an der nördlichen Küste, beträchtliche Schichten von Muschelkalk angetroffen, welcher neuerer Entstehung ist und noch fortwährend gebildet wird. An der Windseite der Insel erzeugt sich in derselben Weise Gyps und Salz.

Der Grüne Berg versorgt die Bewohner von Georgetown mit Wasser, Küchengewächsen, Heu für die Pferde und Weide für einige wenige Kühe. Das Wasser wird täglich auf Karren herabgebracht und mit grofser Wirthschaftlichkeit ausgetheilt. Süfskartoffeln baut man mit gutem Erfolg an, eben so Kohl, Salat, gewöhnliche Erdäpfel, Möhren (gelbe Rüben), und Spanischen Pfeffer. In den Thälern gedeiht hie und da eine Banane, auch wohl eine Ananas, welcher aber der würzige Geruch abgeht. Die Stachelbeere vom Cap ist sehr häufig am Abhange des Berges und auch eine kleine Anpflanzung von Mais ist nicht ohne Glück versucht worden.

Der Aufenthalt auf dem Grünen Berge ist kühl und angenehm, die Temperatur im Allgemeinen 12° niedriger als in der Ebene. Ein Uebelstand sind die fortwährend hier herrschenden feuch-

Digitized by Google

ten Nebel, welche jedoch der Gesundheit keinen Nachtheil bringen.

Es gab ehedem eine sehr grofse Menge Ziegen auf der Insel, die aber jetzt sehr abgenommen haben. Die Jagd dieser Thiere macht eine Lieblings-Unterhaltung der Bewohner aus, obschon sie mit vielen Beschwerden verbunden ist. Eine wahre Plage sind die vielen Ratten. Die Viehzucht gedeiht so ziemlich gut, ist aber sehr beschränkt. Ein Dutzend Eier wird schon als ein ansehnliches Geschenk betrachtet, und ein Krug Milch ist ein wahrer Luxus-Artikel, den sich der Fremde nur mit Mühe verschaffen kann. Der Grüne Berg hat einen Ueberflufs an wilden Guinea-Hühnern, welche vom April bis zum September fleifsig gejagt werden. An der nördlichen Seite des Berges ist ein kleines Wasserbecken, die *Dampiers-Quellen* (*Dampier's Springs*) genannt, weil es dieser berühmte Seefahrer entdeckt hat. Sein Schiff, der „Rehbock" (*Roebuck*) scheiterte bekanntlich 1701 an dieser Insel, auf welche sich die Mannschaft rettete und drei Wochen hier verweilen mufste, ehe sie von einem englischen Fahrzeuge wieder weggebracht werden konnte. Die Dampiers-Quellen sind, obwohl an sich unbedeutend, dennoch die reichsten auf der Insel. Es sind grofse Behälter zur Aufsammlung des Wassers angelegt und Fässer sind aufgestellt, damit kein Tropfen der kostbaren Flüssigkeit verloren gehen möge. Dennoch erhält man so wenig, dafs an jeden Bewohner der Insel täglich nicht mehr als

$1\frac{1}{2}$ Gallone (beinahe 5 Wiener Mafs) vertheilt werden kann.

Ascension ist wegen seiner vortrefflichen Schildkröten berühmt, die auch wirklich das vorzüglichste sind, was die Fremden hier erhalten können. Es ist die von der dunkelgrünen Farbe ihres Fettes so genannte *Grüne Schildkröte (Testudo Mydas)*, welche man hier findet. Gewöhnlich kommen aber nur die völlig ausgewachsnen Weibchen an die Insel, um ihre Eier zu legen; sie wiegen in der Regel an 700 Pfund. Die geeignete Jahreszeit dazu sind die Monate Dezember bis Juni; immer aber geschieht es nur des Abends und beim Mondscheine. Sie klettern die Sandbänke am Strande hinauf, graben mit den Füfsen ein Loch in den Sand, legen die Eier hinein, und begeben sich, nachdem sie das Loch sorgfältig wieder verschüttet haben, ins Meer zurück. Die Schildkröten sind so voll Aufmerksamkeit und Eifer bei diesem Geschäft, dafs Menschen sie betasten können, ohne dafs sie sich dadurch stören liefsen. Sie legen 70 bis 80 Eier an einem Abende und sollen diefs drei Mal im Jahre wiederholen. Die Eier haben $1\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser und sind mit einer weichen halb kalkartigen Schale bedeckt. Die Schildkröte hat vielleicht unter allen Amphibien das zäheste Leben. Sie kann erstaunlich lange unter dem Wasser verweilen, ohne Luft zu schöpfen; auch vermag sie im Nothfalle 2 bis 3 Monate lang Hunger zu leiden.

Obwohl das Gewicht dieser Schildkröten-

Gattung in der Regel nur 7 bis 800, selten 900 Pfund beträgt, so bleibt doch, wenn sie nach dem Schlachten von der Schale und allem Unbrauchbaren befreit wird, nur etwa 150 Pfund efsbares Fleisch übrig. Man geht indessen hier sehr verschwenderisch damit um und wirft manche brauchbare Theile den Schweinen vor. Das Fleisch wird in täglichen Portionen von einem Pfund auf den Mann unter die Garnison vertheilt und schmeckt wie gutes junges Rind- oder Kalbfleisch. Man ifst es gekocht und gebraten. Das Fett, welches gröfstentheils den Rücken einnimmt, dient geschmolzen als Oel zu mancherlei Gebrauch. *) Die halb knorpelige Masse, welche den Rücken- und den Bauchschild vereinigt, ist das berühmte *Kalipi*, welches den Hauptbestandtheil der Schildkröten-Suppe ausmacht, indem es gesotten und dadurch in einen gallertartigen Brei von trefflichem Geschmack verwandelt wird.

Auch die Mannschaften der brittischen Schiffe erhalten, wenn sie bei Ascension anlegen, Schildkrötenfleisch statt des Rindfleisches; aber nicht alle Leute mögen es essen. Kauffahrteischiffe kommen auch zuweilen hieher, um davon einzukaufen. Eine Schildkröte kostet 50 Schilling. Im Durchschnitt werden zu jeder Eierlegzeit 4- bis 500 Stück gefangen; in seltnen Fällen ist diese Zahl

*) Auch die *Eier* der Schildkröte liefern ein gutes Oel; man sehe den I. Jahrgang dieses Taschenbuches (1823), S. 82 u. ff.

selbst auf 1500 gestiegen. Die Schildkröte ist aufser dem Wasser ein sehr unbehilfliches Thier und daher leicht zu fangen, besonders beim Eierlegen, wo sie weder sieht noch hört. Wie bekannt, fängt man sie dadurch, dafs man sie mittelst einer Stange umwirft und auf den Rücken legt. Man läfst sie in dieser Stellung bis zum nächsten Morgen, und bringt sie in eigne für diesen Zweck zubereitete Behälter mit Salzwasser. Hier leben sie so lange, bis man ihrer bedarf.

Von wilden Vögeln kennt man auf Ascension keine andern als Seevögel, welche die Küsten der Insel besuchen. Es ist davon die Rede gewesen, Krähen aus England hieher zu bringen, um die Regenwürmer zu verzehren, welche der jungen Saat nachtheilig werden. Aber die armen Krähen würden nirgends einen Baum finden, auf dem sie ausruhen könnten.

Um so zahlreicher und lästiger sind die Insekten. Die Tischtücher bei der Mahlzeit sehen von der Menge Stubenfliegen, die sie bedecken, ganz schwarz aus. Ein nicht minder grofser Ueberflufs herrscht an Ameisen, Muskiten, Skorpionen, Vielfüfsen, Spinnen und Grillen. Das einzige Insekt, welches durch seine Schönheit anzieht, ist der Berg-Schmetterling.

Schalthiere in gutem Zustande zu bekommen, hält sehr schwer; es scheint aber, wie sich aus den Spuren am Strande schliefsen läfst, viele Gattungen davon hier zu geben. Die hiesigen Austern sitzen in grofsen Haufen beisammen und haben

eine grüne Farbe. Das Meer an den Küsten der Insel bietet eine Fülle eſsbarer Fische dar, worunter die Meeraale auszuzeichnen sind, welche sogar ausgeführt werden. Sie unterscheiden sich aber von der übrigen Familie der Aale durch den Mangel der Brustflossen und gehören zum Genus *Gymnothorax*.

Das Klima der Insel ist vorzüglich gesund. Mitten im Weltmeere gelegen und gerade vom südöstlichen Passatwinde bestrichen, den trockensten Boden, den man sich denken kann, weder Sümpfe noch Moräste und fast gar keine Vegetation besitzend, bietet die Insel nicht das Mindeste dar, was die Luft verunreinigen könnte. Bloſs eine gelinde Ruhr ist zuweilen unter der Besatzung herrschend. Wunden und Knochenbrüche heilen leicht und schnell und Entzündungen sind nicht heftig. Die heiſseste Zeit ist vom September bis März, wo das Fahrenheitsche Thermometer im Schatten auf 84° bis 92° (23⅕° bis 26⅔° R.) steigt und selbst in der Nacht selten unter 82° (22⅔° R.) herabsinkt, vom März bis zum September zeigt das Fahrenheitsche Thermometer 76° bis 82° (19⅕° bis 22⅔° R.) Der mittlere Barometerstand ist 29, 95 engl. (oder 28,09 alte Pariser) Zoll. Der Unterschied zwischen dem höchsten und niedrigsten Stande beträgt nicht mehr als $\frac{3}{10}$ engl. Zoll. Die Regenzeit fällt in die Monate März und April und ist zuweilen von einigen Hagelschauern, selten von Blitz und Donner begleitet. Die Menge des Regens ist jedoch

im Ganzen ziemlich gering, und späterhin herrscht Trockenheit.

Das hier Gesagte bezieht sich aber nur auf Georgetown und den niedrigen Theil der Insel. Auf dem Grünen Berge wechselt die Temperatur von 60° bis 86° F. (12⅔° bis 24° R.) und die mittlere Barometer-Höhe ist 27,75 engl. (26,03 Par.) Zoll. Dafs dieser Berg fast immer mit feuchten Nebeln bedeckt ist, welche seinen Rükken und Abhang fruchtbar machen und zugleich Trinkwasser verschaffen, ist schon oben gesagt worden.

Eine der merkwürdigsten Naturerscheinungen bei dieser Insel sind die s. g. *Rollers*, eine Art Brandung, welche man an der Leeseite der Insel bemerkt und nicht befriedigend zu erklären vermag. Das Meer ist bis auf weite Entfernung hin ruhig, und die Oberfläche nur ein wenig vom Seewinde gekräuselt. Da sieht man plötzlich eine hohe Welle sich erheben und sich gegen die Insel heranwälzen. Anfangs bewegt sie sich langsam, bis sie sich an den äufsersten Riffen bricht. Dann nimmt das Anschwellen zu, eine Woge thürmt sich über die andere empor, bis sie den Strand erreicht, und hier mit furchtbarer Wuth berstet. Immer neue und heftigere Rollers wälzen sich heran, und gewähren allmählich ein Schauspiel, das man mit einer Mischung von Vergnügen und Schrecken betrachtet. Das ganze Meer erhebt sich zuletzt wie eine einzige grofse Mauer und stürzt auf die Küste, als ob es die Insel selbst

ein Gebiet, das Gebirge und Landschaften, Tal und Ebene umfaßte, die Heimat hoch und niedrig Geborener, Reicher und Armer, Gelehrter und Ungelehrter, Bauern und Bürger, Adliger und Unadliger, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, Greise und Kinder, Gesunde und Kranke, Blinde und Lahme, Taube und Stumme, Arme und Reiche, Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte, Heilige und Sünder, Fromme und Gottlose, Weise und Törichte, Starke und Schwache, Tapfere und Feige, Freie und Sklaven, Herren und Knechte, Könige und Bettler, Hirten und Fürsten, Lehrer und Schüler, Priester und Laien, Mönche und Nonnen, Ritter und Edelfrauen, Soldaten und Offiziere, Kaufleute und Handwerker, Bauern und Bürger, Adlige und Unadlige

am häufigsten vorkommen, den südöstlichen Passatwind als die Ursache der Rollers betrachten zu dürfen. Dieser Wind treibt, obwohl er sehr schwach bläst, dennoch die ungeheure Wassermasse des Oceans stets in einer und derselben Richtung vorwärts. Es entsteht aber dadurch ein Bestreben des Wassers in entgegengesetzter Richtung zurückzufliefsen, und wo diese Richtung einen Widerstand findet, wie an den genannten Inseln, mufs durch dieses doppelte Entgegenstreben die Erscheinung der Rollers entstehen.

III.

ALTES UND NEUES IN SCHOTTLAND.

NACH RITCHIE. *)

Wenn man Schottland von der englischen Seite her betritt, ist die Veränderung in Volkscharakter, Lebensweise und Sprache so merklich, dafs sie auch dem ungeübten Beobachter auffallen mufs. Diese Veränderung ist um so überraschender, als die Gränzlinie zwischen England und Schottland blofs durch Zufall gemacht zu seyn scheint und wenig Beziehung auf die physisch-geographischen Verhältnisse der Insel hat. Die *Tweed* bildet nur auf einem Theile ihres Laufes die Gränze. Sie durchwandert einen Raum von 102 (engl.) Meilen, mit einem Gefälle von etwa

---

*) *Heath's Picturesque Annual*, for 1835; oder *Scott and Scotland.* By *Leitch Ritchie*, Esq. etc. etc. London, 1835. Mit 21 Stahltafeln.

The Old Old Man, and Other Stories (1914)
The Old Old Man, and Other Stories (1914) is a collection of short stories by Algernon Blackwood. It was published by Eveleigh Nash in the United Kingdom and by E. P. Dutton in the United States.

Contents
The Old Old Man
The Wendigo
The Transfer
The Empty House
The Kit-Bag
The Man Who Found Out
The Old Old Man
The Old Old Man is a short story by Algernon Blackwood. It was first published in The Pall Mall Magazine in 1913 and later collected in The Empty House and Other Ghost Stories (1914). The story concerns a man who encounters a mysterious old man in the woods who claims to be immortal.

The Wendigo
The Wendigo is a short story by Algernon Blackwood. It was first published in The Pall Mall Magazine in 1910 and later collected in The Empty House and Other Ghost Stories (1914). The story concerns a group of hunters who encounter a mysterious creature in the woods.

The Transfer
The Transfer is a short story by Algernon Blackwood. It was first published in The Pall Mall Magazine in 1910 and later collected in The Empty House and Other Ghost Stories (1914). The story concerns a man who is haunted by a mysterious woman.

Der einfache Styl desselben sticht auffallend gegen die fast überladene aber doch höchst zierliche Pracht des übrigen Gebäudes ab. Ohne Zweifel rührt Alles, was wir am letztern bemerken, aus der vergleichungsweise friedlichen Zeit der Könige *Alexander II.* und *III.* her. Damals stand die gothische Baukunst in ihrer höchsten Blüthe. Auch hatte kein späterer Beherrscher Schottlands zu einem solchen Unternehmen Geld und Muſse genug. *Walter Scott's* „Gesang des letzten Minstrels" giebt eine bessere Vorstellung von diesem Gebäude, als sie jede prosaische Beschreibung zu geben vermag. Man sieht noch den „Marmorstein", wo Wilhelm von Dolereine mit dem Mönche saſs. Er soll das Grab *Alexanders II.* bedecken.

Die Aebte von Melrose besaſsen eine so ausserordentliche Macht, daſs, wie einige Schriftsteller behaupten, *Jakob V.* bei seinem mörderischen Zuge gegen die Gränzer, den Titel eines *Baron Baillie* dieser Abtei angenommen haben soll, um sich dadurch vor einer Verantwortlichkeit zu schützen, der er als bloſser König nicht zu entgehen hoffen durfte.

Die Lage der Abtei war von der Art, daſs sie schon lange vor den religiösen Unruhen eine Lockspeise für mancherlei Angriffe werden muſste. Die englischen Gränzer haben sie mehr als Ein Mal geplündert. Aber die letzte Zerstörung erfuhr dieses schönste Denkmahl Schottlands zur Zeit der puritanischen Verwüstungen.

Ausstellung, Leipzig, Galerie Neue Sachlichkeit, 1927. Ausstellung, Berlin, Galerie Neue Sachlichkeit, 1928. Ausstellung, Berlin, Galerie Neue Sachlichkeit, 1929. Ausstellung, Berlin, Galerie Neue Sachlichkeit, 1930. Ausstellung, Berlin, Galerie Neue Sachlichkeit, 1931. Ausstellung, Berlin, Galerie Neue Sachlichkeit, 1932. Ausstellung, Berlin, Galerie Neue Sachlichkeit,

eines vierseitigen Thurmes, auf einem felsigen Vorgebirge, welches über die Tweed hinabhangt. Obschon seit langer Zeit von Menschen verlassen und Eulen und Fledermäusen preisgegeben, widerstehen sie noch standhaft den Verwüstungen der Zeit und sind ein dauerndes Denkmahl der kriegerischen Baukunst Schottlands im Mittelalter. Gegen Ende des XVII. oder am Anfange des XVIII. Jahrhunderts war es noch im Besitz eines Markgrafen aus der Familie *Queensberry*.

Auf der Strafse von Peebles nach Edinburg giebt es eine Menge Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit des Wanderers verdienen. An den Ufern des Tyne, auf der Spitze einer steilen Bank, steht *Crichtoun-Castle*, eine vierseitige Masse von Gebäuden, aus verschiednen Zeitaltern herrührend. Das älteste soll ein kleiner Thurm in der nordwestlichen Ecke seyn, welcher wahrscheinlich die ursprüngliche und einzige Wohnung der *Crichtouns* bis zu der Zeit war, wo die politische Erhebung dieser Familie sie in den Stand setzte, prachtvollere Gebäude aufzuführen. Einige anstofsende Gebäude, östlich von diesem Thurme, sollen nach *Scott* aus der Zeit *Jakobs II.* herstammen; von den übrigen weifs man nicht gewifs, wenn sie erbaut worden. Die östliche Seite ist in einem sehr glänzenden Style aufgeführt und einem gewöhnlichen schottischen Castell sehr unähnlich. Das noch vorhandne unterirdische Gefängnifs hangt mit einer Anekdote zusammen, welche den Geist jener Zeit trefflich darstellt.

Mrs. Benjy. And to think how disobedient you've been to your mother, and how you've run away from her, and how you've been a naughty boy, and how you've been a naughty boy, and how you've been a naughty boy

ihnen ein kurzweiliges Schauspiel zu verschaffen, blofs mit seinem Schwert bewaffnet, einen Löwen angegriffen und getödtet habe.

Dieser zweite Münchhausen begnügte sich aber nicht damit, Löwen und Mohammedaner umzubringen, sondern er stürzte sich auch, ohne nur die mindeste Veranlassung zu haben, in alle die wilden Verschwörungen, welche die frühere Regierungs-Periode *Jakobs VI.* beunruhigten. Aus der Gefangenschaft entronnen, versammelte er seine Anhänger, und stürmte mitten in der Nacht auf den Palast *Holyrood* los, um den König in seinen Gemächern zu überfallen. Während er sich aber vergebens bemühte, die Thüren aufzubrechen und den übrigen Theil des Schlosses in Brand zu stecken, gewannen die Bürger Edinburgs Zeit, die Waffen zu ergreifen. *Bothwell* mufste unverrichteter Sache, mit Schimpf und Schande, abziehen, und blieb eine Zeit lang ziemlich ruhig. Bald aber wurde ihm seine Unthätigkeit zur Last; er brach plötzlich wieder auf und suchte sich in *Falkland* der Person des Königs zu bemächtigen. Als auch dieses nicht gelang, floh er nach England unter den Schutz der Königinn *Elisabeth*. Von hier aus machte er neuerdings einen Einfall in Schottland und überraschte, von seinen Anhängern begleitet, den König in dessen Schlafzimmer. Dieser entblöfste trotzig seine Brust und befahl dem Bösewicht, seine Verräthereien mit dem Morde seines Monarchen zu krönen. Der empfindsame Graf fiel auf die Kniee und bat um Verzeihung,

welche ihm auch der König gewährte. Kaum aber sah sich der Letztere wieder in vollkommner Sicherheit, als er erklärte, der Graf könne diese Verzeihung nur als eine Gnade aber nicht als ein Recht ansprechen. Da griff *Bothwell* neuerdings zu den Waffen, wurde aber geschlagen und flüchtete sich zum zweiten Male zur Königinn *Elisabeth*. Diese entzog ihm, da er unterdessen auch gemeinschaftliche Sache mit den Katholiken gemacht hatte, ihren Schutz. Zu gleicher Zeit wurde er aus demselben Grunde von der schottischen Kirche in den Bann gethan und jetzt verliefsen ihn seine sämmtlichen Anhänger. *Bothwell* begab sich nunmehr nach Frankreich, und von da nach Spanien und Italien, bis er sein Leben im Kampfe gegen die Türken beschlofs. Ein Enkel dieses Abenteurers ist der Sergeant *Francis Stewart Bothwell*, den Walter Scott in seinem Roman *Old Mortality* verewigt hat.

Von Crichtoun-Castle sind auf gerader Strafse nur zehn Meilen bis Edinburg. Aber wir machen einen Abstecher nach der in einiger Entfernung links auf dem Abhange eines Felsen am Flusse *Esk* gelegnen Burg *Roslyn*. Der ältere Theil dieses Gebäudes bedeckt die Seite des Felsen, während das später Hinzugekommene sich über denselben erhebt. Der Zugang geschieht mittelst einer Brücke, welche über einen in den Felsen gehauenen Graben führt. Die Ruinen gewähren den nämlichen Anblick massiver Stärke, welcher alle übrigen Burgen desselben Zeitalters auszeichnet,

haben aber sonst nichts Merkwürdiges. Wichtiger ist die zunächst, auf einem das Thal des Esk beherrschenden Felsen erbaute Kapelle. Sie ist zwar unvollständig, aber diese Unvollständigkeit ist nicht die einer Ruine. Keine Ueberlieferung von Verheerung durch Feuer oder Schwert erklärt ihren jetzigen Zustand; kein in der Geschichte bekannter Bilderzerstörungs-Krieg erhob seine Waffen gegen die Kunstwerke, mit welchen diese Kapelle geschmückt ist. Der Bau scheint plötzlich, entweder durch einen Todesfall oder aus Geldmangel, unterbrochen worden zu seyn, und das Gebäude ist noch heut zu Tage das prachtvolle Bruchstück, welches ohne Zweifel schon im XV. Jahrhunderte die Bewunderung und das Bedauern unserer Vorfahren erregte.

Es hat die Gestalt eines länglichen Vierecks, etwa zwei Mal so lang als breit. Das Schiff ist kühn und hoch und hat, wie gewöhnlich, an jeder Seite einen Flügel, deren Gewölbungen und Pfeiler mit herrlichen Bildhauerarbeiten geziert sind. *Britton* sagt in seinen *Architectural Antiquities*: „Dieses Gebäude mufs als einzig in seiner Art betrachtet werden. Die Kapellen von Kings College, St. George und Heinrich VII. verrathen den Styl der verschiednen Zeitalter, in welchen sie errichtet wurden, und diese Style entfalten ein stufenweises Zunehmen an Leichtigkeit und Ueppigkeit der Verzierungen. Aber die Kapelle von *Roslyn* verbindet die Festigkeit des normännischen Styls mit dem ins Kleinste ausgearbeiteten Schmuck der

Zeitalters der Tudor. Es ist unmöglich, die Bauart dieser Kapelle durch irgend einen gebräuchlichen Kunstausdruck zu bezeichnen, denn alle Wörter dieser Art passen nicht zu der Mannichfaltigkeit und dem Ungewöhnlichen dieses Gebäudes. Ich überlasse es unsern gelehrten Alterthumsforschern, ob sie diesen Styl Römisch, Sächsisch, Normännisch, Gothisch, Saracenisch, Englisch oder Griechisch nennen wollen.“ *Walter Scott* scheint richtiger zu urtheilen, wenn er sagt, dafs diese Verzierungen mehr Reichthum als Geschmack verrathen, und dafs dieses Gemengsel von Baustylen des XIII., XIV. und XV. Jahrhunderts einen zwar seltsamen, aber keineswegs angenehmen Eindruck macht.

An der östlichen Seite sieht man eine mit einer Guirlande umwundene Säule, eine von denen, welche das Schiff von der Kapelle trennen. Die Sage berichtet, dafs der Baumeister, welcher ehemals eine solche Säule in Rom gesehen hatte, eine zweite Reise dahin unternahm, um sie neuerdings zu betrachten und bei dieser Kapelle nachzuahmen. Als er aber zurückkehrte, fand er, dafs sein Lehrling unterdessen schon diese Säule in der Kapelle vollendet hatte. Aus Eifersucht und Verdrufs darüber schlug er den Lehrling auf der Stelle todt. Die Säule führt noch jetzt den Namen *Lehrlingssäule* und zwei in Stein gehauene Köpfe in der Ecke des Bogengewölbes werden als die Bildnisse beider Personen bezeichnet.

Die Kapelle und das Schlofs wurden 1446 von

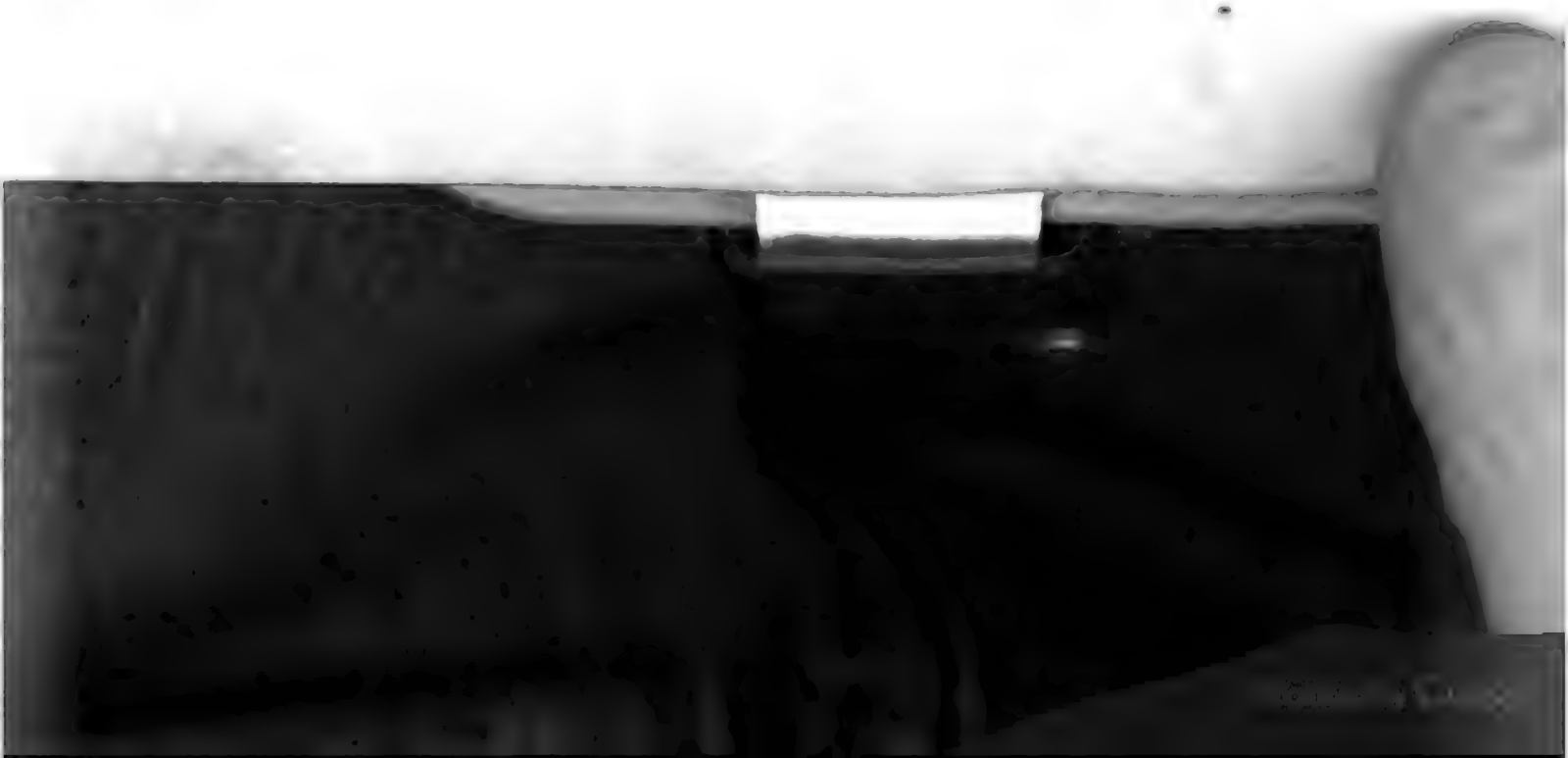
William St. Clair gestiftet und erbaut. Er war, wie es scheint, Herzog, Graf, Baron, Lord Admiral, Lord Oberrichter, Lord Amtmann, Ritter, Oberkanzler, Kämmerer und Lieutenant von Schottland.

Nicht weit von Roslyn sind die Höhlen von *Gorton*, welche der Zufluchtsort des *Sir Alexander Ramsay* von *Dalwolsey* gewesen seyn sollen, der seinem Lande unter König *David II.*, indem er mit den englischen Gränzern in unaufhörlicher Fehde lebte, grofse Dienste erwies. Das Abenteuerliche seiner Unternehmungen und der halb Guerilla-, halb Banditenartige Charakter seiner Streitkräfte hatte für die schottische Jugend der damaligen Zeit so grofsen Reiz, dafs es zur vollendeten militärischen Ausbildung eines jungen Mannes von Geburt und Talent gehörte, eine Zeitlang unter Sir Alexander Ramsays Fahne gedient zu haben.

Folgt man dem Fufssteige, welcher längs dem Flusse hinabführt, so gelangt man bald zu einem verfallnen Thurme, welcher mit einem kleinen und verhältnifsmäfsig modernen Hause zusammenhangt. Dieſs ist *Hawthornden*, der Familiensitz des schottischen Dichters *Drummond*, und auf einem anstofsenden Felsen sieht man den s. g. Cypressen-Hain, wo er seine geistlichen Lieder dichtete. „Diese romantische Stelle" — heifst es in der Geschichte der schottischen Dichtkunst — „scheint von der Natur in einem ihrer glücklichsten Augenblicke hervorgebracht zu seyn. Alles

Die Ausgabe der Werke Lessings, welche ich hiermit beginne, ist eine Frucht meiner Studien über Lessing. Ich habe mich seit Jahren mit Lessing beschäftigt, und ich habe mich dabei überzeugt, daß wir eine neue Ausgabe seiner Werke brauchen. Wir haben zwar eine Ausgabe letzter Hand, welche Lessing selbst besorgt hat, und wir haben eine Ausgabe, welche Karl Lessing und Mendelssohn nach Lessings Tode veranstaltet haben, und wir haben eine dritte, welche Lachmann besorgt hat. Aber keine dieser Ausgaben genügt den Anforderungen, welche wir heute an eine Ausgabe stellen müssen.

Die Ausgabe von Mendelssohn und Karl Lessing ist nicht kritisch. Sie ist nicht einmal correct. Sie hat Lesarten, welche Lessing nicht gebilligt hat, und sie hat Lesarten, welche Lessing selbst verworfen hat. Sie hat Lesarten, welche Lessing nicht gebilligt hat, und sie hat Lesarten, welche Lessing selbst verworfen hat. Sie hat Lesarten, welche Lessing nicht gebilligt hat, und sie hat Lesarten, welche Lessing selbst verworfen hat.



Digitized by Google

dehnt sich in der Richtung von Osten nach Westen auf eine Meile weit aus; aber der ungeheure Rücken fällt da, wo er die gröfste Höhe erreicht, mit einem kahlen und grauen Felsen so plötzlich gegen die Tiefe ab, dafs er fast unersteiglich zu seyn scheint. Auf diesem Felsen steht das *alte Schlafs* von *Edinburg*, ungefähr eine Oberfläche von sechs Acres bedeckend und allem Anscheine nach in früheren Zeiten eine unüberwindliche Veste, während die übrige Anhöhe oben und am Abhange mit unermefslichen Haufen und Gruppen von Häusern bedeckt ist, so grofs und weit, dafs man das Ganze für eine von Riesen bewohnte Stadt halten könnte. Die schwarzen Dächer der Häuser, welche nach Mafsgabe der Unebenheiten des Bodens bald höher bald tiefer stehen, erhöhen mit den dazwischen zerstreuten Thürmen und dem im Hintergrunde sich ausbreitenden Himmelsgewölbe, in hohem Grade die Seltsamkeit dieses Gemäldes. Am östlichen Ende, wo der Bergrücken emporzusteigen beginnt, steht der Palast *Holyrood-House*, und zwischen diesen zwei Punkten, dem Palaste nämlich und dem alten Schlosse, liegt die *Altstadt* (*Old-Town*). Rückwärts, gegen Süden, befindet sich der neuere Theil der Stadt; vor demselben aber dehnt sich nach Norden hin eine unermefsliche Ebene aus, mit jenen Strafsen moderner und zierlicher Paläste und Gebäude bedeckt, welche vorzugsweise den Namen der *Neustadt* (*New Town*) *Edinburg* führen.

Es ist fast keinem Zweifel unterworfen, dafs

Bellamy, on the Avonlea school board, since Matthew Cuthbert's place was vacant. Mr. Bell was a very pious man, and was much thought of in Avonlea.

Mrs. Rachel Lynde was sitting at her window, knitting and looking out at the passers-by. Mrs. Rachel was a woman of fine eyesight, and she had seen Matthew Cuthbert's buggy turning the corner of Mr. Barry's pasture lane before Marilla Cuthbert had even missed it from the yard. Mrs. Rachel dropped her knitting and jumped up in great surprise. Matthew Cuthbert driving to town at three o'clock in the afternoon, and with a white collar! Something must have happened unusual to take Matthew off his farm at that hour and in such a fashion. Mrs. Rachel was all curiosity to know what it was. She hurried out to the kitchen to tell Thomas Lynde, who was digging potatoes in the back field, that Matthew Cuthbert was driving past with a white collar and a new buggy, and that he must be going to the station, and she wanted to know what it all meant. Thomas Lynde, who was a meek little man whose wife kept him in his place very successfully, said mildly that perhaps Matthew was going to meet somebody who was coming on the train.

rühmten sich die Schotten, dafs ihnen dergleichen Unfälle keinen sonderlichen Schaden brächten, da in ein oder zwei Tagen ein völlig eben so gutes Gebäude wie das abgebrannte wieder hergestellt werden könnte. Wahrscheinlich entstanden die häufigen Brände durch den allgemeinen Gebrauch der Stroh- oder Rohrdächer, die noch im J. 1621 eine Parlamentsakte nothwendig machten, durch welche eine dauerhaftere und feuerfeste Dachbedeckung anbefohlen wurde.

Obwohl *Jakob I.* mehr auf die Sicherheit als auf den Glanz des Burgfleckens, wenigstens was die Häuser der Einwohner betraf, gesehen zu haben scheint, so war er doch in anderer Hinsicht ein prachtliebender Fürst. Er stiftete das herrliche Kloster der *Grauen Brüder (Grey Friars)* und besetzte es mit einer Colonie von Mönchen aus Kölln am Rhein. Diese Ordensgeistlichen hatten schon in dieser Stadt der heil. drei Könige sehr glänzende Wohnsitze gehabt; aber das neue Kloster in Edinburg erschien ihnen so übertrieben prachtvoll, dafs es vieles Zuredens bedurfte, sie zur Uebernahme desselben zu bewegen.

Dieses Gebäude stand an der südlichen Seite des Gras-Markts. Die Gärten waren schon längst in einen öffentlichen Gottesacker verwandelt, als man im J. 1602 eine neue Kirche daselbst errichtete. Auf dem hohen Glockenthurme dieser Kirche wurde, närrisch genug, ein der Stadt gehöriges Fäfschen Pulver aufbewahrt, welches eines Tages mit dem ganzen Gebäude in die Luft flog.

Man baute hierauf eine andere Kirche, aber am westlichen Ende des Gottesackers. Noch jetzt gewährt dieser Platz eine der herrlichsten Aussichten auf das alte Kastell und die ganze Stadt.

Die Altstadt erstreckt sich, wie schon erwähnt, ungefähr eine (engl.) Meile lang von Osten nach Westen, oder vom Palast bis zur alten Burg. Sie bildet jetzt eine einzige zusammenhangende Strafsenlinie, deren verschiedene Theile die Namen *Schlossberg* (*Castle-Hill*), *Schleiermarkt* (*Lawn-Market*), *Hohe Strasse*, (*High Street*) und *Chorherrengang* (*Canongate*) führen. Jakob I. würde seine zwanzig Fufs hohen Häuser vergebens wieder aufsuchen.

Die Hohe Strafse, obschon sie jetzt eine weitere Aussicht umfafst als ehemals, hat einigermafsen den Charakter von Gröfse verloren, der ihr in frühern Zeiten einen Platz unter den schönsten Strafsen Europens anwies. Das unter dem Namen *Netherbow-Port* bekannte Thor ist mit seinem hohen pyramidenförmigen Thurme verschwunden, und der sonst durch dasselbe beschränkte Blick erstreckt sich nunmehr bis über den Chorherren-Gang (*Canongate*), eine schmale und weniger anziehende Gasse. Andererseits hat die Abtragung der Luckenbooths und des Tolbooth an der entgegengesetzten Seite den Gesichtskreis bis zur Linie durch den Schleiermarkt und fast bis zum Schlofsberge erweitert. *Walter Scott* hält freilich die Hohe Strafse, mit einziger Ausnahme der gleichnamigen Strafse in Oxford, noch

immer für die prachtvollste in ganz Grofs-Britannien. Es ist jedoch nicht wohl eine Vergleichung zwischen beiden Strafsen zu machen. Die Oxforder besteht aus Kirchen und Palästen; die Edinburger ist eine Handelsstrafse, zwar erhaben, majestätisch und alterthümlich, aber was den Eindruck auf Auge und Gemüth betrifft, doch die Wagestrafse (*Trongate*) in Glasgow nicht übertreffend.

Diese unermefsliche Strafsenreihe, welche sich vom Holyrood-Palast bis zum alten Schlofs ausdehnt, umfafst mit ihren unzählbaren Seitenstrafsen, Gassen und Gäfschen die alte Stadt Edinburg. Hier waren ehemals die Wohnsitze des hohen Adels der Hauptstadt, besonders gegen den Palast hin, und hier erheben sich die Häuser, welche unter *Jakob I.* nicht über 20 Fufs hoch seyn durften, gegenwärtig zu einer Höhe von nicht selten zehn Stockwerken. Jedes Stockwerk enthält eine oder mehre Wohnungen, und alle zusammen sind durch eine Wendeltreppe verbunden. Am zahlreichsten sind die Dachstuben oder Bodenkammern, wo gröfstentheils arme Familien wohnen. Je tiefer man von da im Hause herabsteigt, desto reichere und vornehmere Leute findet man. Das Erdgeschofs enthält gemeiniglich ein Kaufmannsgewölbe, einen Kramladen, eine Werkstatt etc., und nicht selten dient auch noch das Kellergeschofs zu irgend einem Geschäftsbetrieb geringerer Klasse.

Der wichtigste äufserliche Unterschied zwi-

schen den Häusern in *Edinburg* und denen in *Paris* besteht darin, dafs in letzterer Stadt die verschiedenen Wohnpartheien der Stockwerke alle einen gemeinschaftlichen Thürwächter (*Portier*) haben, dessen Wohnung zu ebner Erde ist, und welcher den das Haus besuchenden Fremden die nöthigen Auskünfte giebt. Auch hat das ganze Gebäude ein einziges verschlossenes Hausthor, welches eben nur der Portier öffnet. In Edinburg dagegen begiebt man sich von der Strafse unaufgehalten in das stets offne Haus, steigt eine Treppe nach der andern hinauf, fragt entweder nach den Leuten, die man sucht, oder liest ihre Namen an den Thüren. Uebrigens waren die schottischen Treppen noch vor nicht langer Zeit eben so schmutzig als die Pariser. Da das Wasser auf den Schultern bis zu einer so ansehnlichen Höhe hinaufgetragen werden mufs, so ging man natürlich nicht sehr verschwenderisch damit um. Hiezu kam der Umstand, dafs die Treppen allen Bewohnern gemeinschaftlich gehörten, und dafs ihre Dunkelheit gar manches Vergehen wider die Reinlichkeit begünstigte. Indessen hat sich dieser Uebelstand in neuerer Zeit gehoben und Edinburg ist nicht nur eine der grofsartigsten und malerischsten unter den alten Städten von Europa, sondern auch eine der nettesten und schönsten unter den neuen.

Die Menge und Höhe der Stockwerke bringt, bei dem durch das Treppensteigen erschwerten Verkehr mit der Strafse, eine ziemlich enge Ver-

Kinder sind, die Bildungsstätte „Zur Sonne“ in Berlin-Lichtenberg. Sie ist eine Einrichtung der Volkssolidarität. Hier werden Kinder betreut, deren Eltern berufstätig sind. Sie sind zwischen 6 Monate und 3 Jahre alt. Die Kinder kommen aus der Nachbarschaft. Sie werden von 6 Uhr früh bis 18 Uhr abends betreut.

Wir sehen uns in der Bildungsstätte um. Wir sehen, wie die Kinder spielen, wie sie essen und schlafen. Wir sehen, wie sie gebadet werden und wie sie gewickelt werden. Wir sehen, wie sie gefüttert werden. Wir sehen, wie sie gepflegt werden. Wir sehen, wie sie gelernt werden. Wir sehen, wie sie gelernt werden. Wir sehen, wie sie gelern

Der König übergab das neue Stift mit der Kirche den regulirten Chorherren des heil. Augustin und beschenkte sie mit zahlreichen und wichtigen Freiheiten und Rechten, namentlich ertheilte er ihnen den Zehnten von allen längs der Küste vom Flusse Ollmond bis Colbrands-Path gefangnen Walfischen. Es ist nicht bekannt, zu welcher Zeit dieses Kloster die königliche Residenz geworden. Man weifs nur, dafs *Jakob IV.* hier wohnte und dafs die unter dem Namen „Zimmer der Königinn Maria" *(Queen Mary's Apartments)* bekannten Theile des Gebäudes von *Jakob V.* errichtet wurden. Bald nach dieser Vergröfserung wurde das Ganze im Jahr 1544 von den Engländern eingeäschert. Da jedoch alles von Stein erbaut und bei der Zerstörung nichts durch Pulver gesprengt worden war: so liefs sich der Schaden bald wieder ersetzen. Zur Zeit der Reformation wurde das Kloster aufgehoben, aber das Uebrige blieb fortwährend eine königliche Residenz.

Im J. 1650 wurde dieser Palast neuerdings von den Engländern angezündet und zwar dieses Mal mit besserm Erfolg, denn mit Ausnahme eines Thurmes und der Zimmer der Königinn Maria, entging nicht das Mindeste ihrer Zerstörung. *Karl II.* liefs an derselben Stelle einen ganz neuen Palast aufführen, und diefs ist das gegenwärtige *Holyrood-House.* Auch die Kapelle wurde ganz neu wieder hergestellt. Als aber *Jakob II.* Messe darin lesen liefs, entstand ein Volksaufruhr und das ganze Innere der Kapelle wurde verwüstet.

Digitized by Google

Ein abermaliger Versuch zur Wiederherstellung wurde gemacht und über den sechshundertjährigen Mauern ein neues Dach errichtet. Aber die Baumeister waren mit einer geistigen Blindheit geschlagen, zu der sich in der ganzen Geschichte Englands kein Beispiel findet. Sie setzten auf die alten baufälligen Mauern ein Dach von Quadersteinen, und nach zwei Jahren stürzte das ganze Gebäude zusammen. Die Ruinen sind noch immer sehr schön und malerisch.

Der ältere Theil des Palastes, welcher die Zimmer der Königinn Maria enthält, befindet sich noch in demselben Zustande wie damals, als die „Rose Schottlands" in die Zelle verpflanzt wurde, wo sie zu verwelken bestimmt war.

Das alte *Kastell*, auf der entgegengesetzten westlichen Seite der Altstadt, liegt auf einem dreihundert Fufs hohen, steilen, nur von Osten her zugänglichen Felsen. Die Gebäude umgeben einen viereckigen Hof; im östlichen Flügel befinden sich die ehemaligen königlichen Wohnzimmer. Im Zeughause können Waffen für 30,000 Mann aufbewahrt werden.

Die Geschichte dieses Kastells ist zugleich die Geschichte von Edinburg, und diese, unter den letzten Königen, ist die Geschichte von ganz Schottland.

Verläfst man Edinburg und verfolgt man den Weg in gleicher Richtung mit dem Busen von Forth abwärts, so kommt man zu dem alten kö-

against Bagistanes in Susiana. Thence he sent Craterus with the heavy-armed troops and the elephants to Persepolis, and himself marched with the light-armed troops and the cavalry to Susa. Abulites met him on the road and surrendered Susa to him, and Gobares, who was governor of Persepolis, fled from Craterus. Alexander found in Susa about 40,000 talents of coined silver and gold, and all the other treasures which had been collected in the palaces of the Persian kings. Among these were 5000 talents of Greek coin which had been dedicated by Xerxes when he returned from his unsuccessful invasion of Greece. Alexander sent Craterus with the heavy-armed troops to Persepolis, and himself marched with the light-armed troops and the cavalry to Susa. Abulites met him on the road and surrendered Susa to him, and Gobares, who was governor of Persepolis, fled from Craterus. Alexander found in Susa about 40,000 talents of coined silver and gold, and all the other treasures which had been collected in the palaces of the Persian kings. Among these were 5000 talents of Greek coin which had been dedicated by Xerxes when he returned from his unsuccessful invasion of Greece.

schen Tage seiner mit Blut erkauften Unabhängigkeit zurückblickt.

An dem Aeufsern des Palastes sucht man vergebens einige Ueberreste jener Pracht, welche die Beschreibung in Walter Scotts Marmion erwarten läfst, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil dergleichen niemals vorhanden war. Zu der Zeit, wo er erbaut wurde, sah man mehr auf Sicherheit und Festigkeit, als auf äufsern Schein, und der Pomp eines fürstlichen Hofes konnte sich kaum irgendwo anders als *innerhalb* der Mauern einer Burg entfalten. In der That enthält auch der innere Hof noch eine Menge Ueberreste, welche die Lobsprüche *Sir David Lindsay's* rechtfertigen. Die Steine sind polirt und mit reicher Bildhauer-Arbeit geschmückt, und ein Thurm in jeder Ecke, mit einer Wendeltreppe, giebt dem Ganzen das Ansehen einer würdevollen Veste. Der von *Jakob V.* erbaute prachtvolle Fliefsbrunnen in der Mitte des Hofes ist jetzt eine Ruine. Das letzte Mal, wo er Wein statt Wasser spendete, war 1745, zu Ehren des Prinzen *Karl Stuart.* Aber schon im folgenden Jahre wurde er, gleichsam aus Rache für diesen Jakobitismus, von den englischen Truppen zerstört.

Die westliche Seite ist die älteste und rührt von *Edward I.* her, welcher hier ein Fort erbaute, als er den Versuch machte, Schottland zu unterjochen. Hier befindet sich auch das jetzt verfallne Gemach, wo die Königinn *Maria* geboren wurde. Das Schlafzimmer ist durch eine Fall-

thüre in der einen Ecke merkwürdig, wo eine kleine Treppe in die untern Gewölbe führt. Eine Geschichte wird erzählt von *Jakob III.*, der sich einst vor seinen rebellischen Edelleuten hier drei Tage verborgen gehalten haben soll, während eine Hofdame diese ganze Zeit über auf der Fallthüre mit ihrem Spinnrocken safs und dadurch jede Nachforschung vereitelte.

Der Treppenthurm in der Ecke des Hofes hat oben noch einen kleinern Thurm, der, aus seiner den ganzen Palast überragenden Höhe zu schliefsen, wahrscheinlich als Wartthurm gedient hat. Es hangt eine schöne Volkssage damit zusammen. Als der unglückliche König *Jakob* sich auf keinerlei Weise abhalten liefs, den wilden Kriegszug zu unternehmen, welcher mit der Niederlage von *Flodden* endigte, zog sich seine trostlose verlassene Gemahlinn in dieses Thürmchen zurück, um ihren Schmerz in heifsen Thränen auszuweinen. Es führt noch jetzt den Namen „*Königinn Margarethens Gewölbe*“ (*Queen Margaret's Bower*).

An der östlichen Seite des Viereeks ist der *Parlaments-Saal*, ein prachtvolles Bauwerk mit Nischen zwischen den Fenstern, worin sich wahrscheinlich Bildsäulen befunden haben. An der Südseite sind die Reste der königlichen Kapelle, und an der Nordseite der Speisesaal und andere öffentliche Gemächer, sämmtlich von *Jakob V.* erbaut, nachdem er sich die doppelte Krone aufgesetzt hatte. Das Dach des ganzen ungeheuern

Digitized by Google

Bildung eines 2. Geschwaders. Bereits Anfang 1939 wurden die Planungen für den Bau von 4 weiteren Schlachtschiffen der Bismarck-Klasse aufgenommen, die jedoch nicht mehr realisiert wurden. Ebenso wurden die Planungen für 3 Flugzeugträger der Graf Zeppelin-Klasse eingestellt, nachdem der Bau des ersten Schiffes dieser Klasse bereits weit fortgeschritten war.

Der Schwerpunkt der deutschen Rüstung lag jedoch auf dem Bau von U-Booten. Bis 1939 wurden 57 U-Boote in Dienst gestellt, 22 weitere befanden sich im Bau. Die Ausbildung der Besatzungen für diese Boote wurde beschleunigt vorangetrieben, um schnell eine einsatzbereite Flotte zu haben.

Northumbrier, *Cumbrier*, *Schotten* und *Pikten*, welche die Gegend umgaben, gehört zu haben.

Die jetzige Stadt *Stirling* liegt auf einer von Osten nach Westen ziehenden Anhöhe, welche mit einem plötzlich steil abfallenden hohen Felsen endigt, auf dessen Gipfel das alte Schlofs erbaut ist. Es hat in dieser Hinsicht grofse Aehnlichkeit mit *Edinburg*, aber dennoch ist der Charakter beider Städte sehr verschieden. Die Berge und Abgründe rings um *Edinburg* bilden einen Theil des wunderherrlichen Gemäldes, dessen Hauptgegenstand die Stadt selbst ist, und während sie die Aussicht benehmen, erhöhen sie die Schönheit des Ganzen fast bis zum Erhabnen. *Stirling* dagegen erhebt sich, gröfstentheils inselartig, aus einer unermefslich weiten Ebene, welche einst das Bett des Busens von Forth gewesen seyn soll. Bei heiterm Wetter kann man vom Castell die Hauptstadt sehen, während nach andern Richtungen der Blick nur durch die *Ochil-* und *Campsiehügel* und die riesige Masse des *Benlomond* beschränkt wird.

Das Kastell bestand schon in sehr früher Zeit, doch kennt man, bis das Haus Stuart auf den Thron gelangte, wenig von seinen Schicksalen. Es war der Geburtsort *Jakobs II.* und ein Lieblingsaufenthalt seiner Nachfolger. Der Palast ist von *Jakob V.* gebaut worden. Er bildet ein Viereck. Die äufsern Mauern sind von gehauenen Steinen, und das Ganze ist mit verschiednen Bildsäulen geschmückt. In der südlichen Ecke, deren

Bauart weit einfacher erscheint, befindet sich das s. g. *Douglas-Zimmer (Douglas's Room)*, wo Jakob II. einen aus dieser Familie mit eigner Hand gemordet haben soll. An der westlichen Seite steht ein niedriges Gebäude, ursprünglich eine Kapelle, in welcher *Jakob VI.* getauft wurde.

Wenn wir uns vom Forther Busen nach der Clyde wenden, so treffen wir, ungefähr der Richtung der alten Pikten-Mauer folgend, auf die Stadt *Glasgow*. Diese verdankt ihren Ursprung nicht, wie so viele andere, dem alten Schlosse, sondern seiner Kirche. Schon im J. 560 wurde hier vom *heil. Mungo* ein Bisthum gestiftet. Dieser Heilige liefs sich auf dem hohen die Clyde beherrschenden Landrücken nieder; allmählich bauten sich mehre Leute in seiner Nachbarschaft an, und so entstand die jetzige grofse und volkreiche Stadt. Die von St. Mungo erbaute Kathedrale wurde von seinen Nachfolgern erweitert, und die Stadt erhielt einen beträchtlichen Zuwachs durch die im J. 1450 hier gestiftete Universität. Vor dieser Zeit war die Bevölkerung nicht über 1500 Seelen stark und die Häuser waren am Abhange der Anhöhe noch nicht bis an das Ufer des Flusses herabgerückt. Jetzt aber entstand die heut zu Tage s. g. *Hohe Strafse (High Street)*. Im J. 1484 wurde eine Collegiat-Kirche zu Ehren der *heil. Mutter Gottes* an der Stelle erbaut, wo jetzt die *Tron-Kirche* steht.

Schon *Pennant* rechnete Glasgow unter die bestgebauten Städte zweiten Ranges, die er jemals

gesehen habe. Seitdem er schrieb, sind die Erweiterungen und Verschönerungen so zahlreich geworden, dafs man nach einer Abwesenheit von wenig Jahren Mühe hat, die Stadt wieder zu erkennen. Sie gehört jetzt wirklich unter die Städte vom *ersten* Rang. Die Neustadt giebt gewifs der von Edinburg nur wenig nach, und betrachtet man Glasgow als ein Ganzes, so ist unstreitig im ganzen brittischen Reiche keine Handelsstadt, die sich, was äufsere Schönheit betrifft, mit ihm messen könnte.

Die vorzüglichste Merkwürdigkeit unter den ältern Gebäuden ist die *Kathedral-Kirche*, welche man für das schönste gothische Kunstwerk in Schottland erklärt. Sie steht auf einer Anhöhe, von welcher man die ganze Stadt überblickt. Aber die herrlichste Aussicht in diesem Theile von Schottland geniefst man von dem hohen Spitzthurme dieser Kirche. Nach Osten breitet sich das ganze Thal der Clyde aus. Etwas entfernt in dieser Richtung erheben sich die Thürme von Bothwell aus einer dem Anscheine nach unbegränzten Masse von Gebüschen, zwischen welchen noch andere Städte und Dörfer zerstreut liegen. Nach Westen erscheinen zur Linken die Schlösser *Mearns* und *Cruickstone*, und weiterhin zur Rechten der herrliche Felsen mit der Festung *Dumbarton*. Den Horizont begränzen malerische Hügel und Gebirge von verschiedner Gestalt und Höhe.

Die Bürger von Glasgow dürfen sich rühmen, ihre prächtige Kathedrale vor den fanatischen

J. Sigel direx. Leipzig.

UNTERIRDISCHE KAPELLE DER DOMKIRCHE IN GLASGOW.

J. Hase von J. G. Cotta in Prag. Druck von G. Mayer in Nürnbg.

Digitized by Google

Verbindung, Kombination, Synthese, Analyse und ähnl. Prozesse, die sich in der Natur abspielen, sind Gegenstand der Chemie. Die Chemie ist eine Naturwissenschaft, die sich mit der Zusammensetzung der Körper und mit den Gesetzen, nach denen diese Zusammensetzung erfolgt, befaßt. Sie untersucht Eigenschaften, Verhalten und Umwandlungen der Körper und die Gesetze, nach denen diese Umwandlungen erfolgen. Sie ist eine Wissenschaft, die sich mit der Zusammensetzung der Körper und mit den Gesetzen, nach denen diese Zusammensetzung erfolgt, befaßt. Sie untersucht Eigenschaften, Verhalten und Umwandlungen der Körper und die Gesetze, nach denen diese Umwandlungen erfolgen.

Die chemischen Lehren sind die Grundlage für viele andere Wissenschaften, wie z. B. für die Medizin, die Pharmazie, die Biologie, die Geologie, die Mineralogie, die Physik, die Technik, die Landwirtschaft, die Forstwirtschaft, die Bergbaukunde, die Hüttenkunde, die Metallurgie, die Keramik, die Glasindustrie, die Farbenindustrie, die Textilindustrie, die Papierindustrie, die Lederindustrie, die Nahrungsmittelindustrie, die Genußmittelindustrie, die Kosmetik, die Parfümerie, die Seifenindustrie, die Waschmittelindustrie, die Reinigungsmittelindustrie, die Desinfektionsmittelindustrie, die Schädlingsbekämpfungsmittelindustrie, die Pflanzenschutzmittelindustrie, die Tierschutzmittelindustrie, die Umweltschutzmittelindustrie, die Abfallbeseitigungsmittelindustrie, die Recyclingmittelindustrie, die Energiegewinnungsmittelindustrie, die Energiespeichermittelindustrie, die Energieumwandlungsmittelindustrie, die Energieübertragungsmittelindustrie, die Energieverteilungsmittelindustrie, die Energieverbrauchsmittelindustrie, die Energieeinsparungsmittelindustrie, die Energieeffizienzmittelindustrie, die Energiesparmittelindustrie, die Energiesparlampenindustrie, die Energiesparhausindustrie, die Energiesparautoindustrie, die Energiesparflugzeugindustrie, die Energiesparschiffindustrie, die Energiesparbahnindustrie, die Energiesparstraßenindustrie, die Energiesparwasserindustrie, die Energiesparluftindustrie, die Energiesparbodenindustrie, die Energiesparwaldindustrie, die Energiesparwiesenindustrie, die Energiesparackerindustrie, die Energiesparweideindustrie, die Energiesparobstindustrie, die Energiesparweinindustrie, die Energiesparbierindustrie, die Energiesparkaffeeindustrie, die Energiesparteeindustrie, die Energiesparkakaoindustrie, die Energiesparschokoladeindustrie, die Energiesparzuckerindustrie, die Energiesparsalzindustrie, die Energiesparpfefferindustrie, die Energiesparsenfindustrie, die Energiesparessigindustrie, die Energiesparölindustrie, die Energiesparbutterindustrie, die Energiesparmargarineindustrie, die Energiesparkäseindustrie, die Energiesparmilchindustrie, die Energiesparjoghurtindustrie, die Energiesparquarkindustrie, die Energiesparsahneindustrie, die Energiesparbuttermilchindustrie, die Energiesparmolkeindustrie, die Energiesparkasseindustrie, die Energiesparbankindustrie, die Energiesparversicherungsindustrie, die Energiesparrechtsindustrie, die Energiesparverwaltungsindustrie, die Energiesparpolizeiindustrie, die Energiesparmilitärindustrie, die Energiesparkriegsindustrie, die Energiesparfriedensindustrie, die Energiesparpolitikindustrie, die Energiesparwirtschaftsindustrie, die Energiesparfinanzindustrie, die Energiesparbörseindustrie, die Energiesparaktienindustrie, die Energiesparobligationenindustrie, die Energiesparwechselindustrie, die Energiesparscheckindustrie, die Energiesparkreditindustrie, die Energiesparzinsindustrie, die Energiesparrentenindustrie, die Energiesparpensionsindustrie, die Energiesparlebensversicherungsindustrie, die Energiesparunfallversicherungsindustrie, die Energiesparhaftpflichtversicherungsindustrie, die Energiesparhausratversicherungsindustrie, die Energiesparrechtsschutzversicherungsindustrie, die Energiesparkraftfahrzeugversicherungsindustrie, die Energiesparreiseversicherungsindustrie, die Energiesparkrankenversicherungsindustrie, die Energiesparpflegeversicherungsindustrie, die Energiesparrentenversicherungsindustrie, die Energiespararbeitslosenversicherungsindustrie, die Energiesparunfallversicherungsindustrie, die Energiesparhaftpflichtversicherungsindustrie, die Energiesparhausratversicherungsindustrie, die Energiesparrechtsschutzversicherungsindustrie, die Energiesparkraftfahrzeugversicherungsindustrie, die Energiesparreiseversicherungsindustrie, die Energiesparkrankenversicherungsindustrie, die Energiesparpflegeversicherungsindustrie, die Energiesparrentenversicherungsindustrie, die Energiespararbeitslosenversicherungsindustrie.

Branntwein und Salz zurückbrachte. Diese beiden Artikel verkaufte er mit ungeheuerm Gewinn, so dafs er im Stande war, drei eigne Fahrzeuge anzuschaffen und sich in immer gröfsere Unternehmungen einzulassen. Sein Beispiel reizte zur Nachfolge, und allmählich breitete sich der Handelsverkehr der Stadt nicht blofs nach verschiednen europäischen Häfen, sondern auch bis in fremde Welttheile, namentlich Amerika, aus. Glasgow ist jetzt die zweite Handelsstadt des brittischen Reichs.

Digitized by Google

CAPTAIN JOHN SMITH'S MAP OF NEW ENGLAND

THE original map of New England by Captain John Smith, published in London in 1616, is the first map to bear the name New England. Smith had explored the coast of Maine in 1614, and had made a map of the region, which he called "The Country of the Massachusetts." This map was published in London in 1616, with the name changed to New England. The map is the first to show the name New England, and the first to show the name Massachusetts. It is also the first to show the name Plymouth. The map is a valuable record of the early exploration of the coast of Maine and Massachusetts.

Am 30. Septbr. 1829, wo sich Cap. Rofs beiläufig unter 70° Breite und 92° 40′ Länge (westl. von Greenwich) befand, gelangte er zu der Ueberzeugung, dafs alle Hoffnung vergebens sei, in dieser Jahreszeit noch weiter vorwärts zu kommen. Er befand sich in der Nähe einer geräumigen, nach drei Punkten des Compasses offnen Bay und einer nicht weit davon entfernten felsigen Insel, welche hinlängliche Sicherheit darbot. Es wurden daher sogleich Anstalten gemacht, hier vor Anker zu gehen und dieses, nachdem man das Eis in der Bay durchsägt hatte, binnen Kurzem bewerkstelligt. Alle Vorräthe des Schiffs wurden ans Land und auf die durch das feste Eis mit der Bay verbundne Insel gebracht, welche den Namen Magazin-Insel erhielt. Den Hafen selbst nannte Cap. Rofs seinem Freunde *Felix Booth* in London zu Ehren, *Felix-Hafen* (*Felix-Harbour*). Es zeigte sich, bei Durchmusterung der Vorräthe, dafs an Brennstoff noch 700 Bushels Kohlen, hinlänglich für eben so viel Tage, und Lebensmittel für wenigstens 2 Jahr und 10 Monate vorhanden waren. Nur von geistigen Getränken (*Spirits*) gab es einen geringern Vorrath, welcher blofs auf ein Jahr auszureichen versprach. Indessen war dieser Umstand unserm Cap. Rofs eher willkommen als unangenehm, da ein zu reichlicher Genufs dieser Getränke in den Polargegenden nicht ohne Nachtheil ist und besonders den Skorbut begünstigt. Er liefs daher die bisher gewöhnlichen Portionen Rum und Grog sehr beschränken, was

auch von der Mannschaft ohne Murren zugestanden wurde.

Im Verlauf der nächsten Tage des Oktober-Monates wurde das Schiff, auf dessen Verdeck nur die Masten und das Takelwerk geblieben waren, mit einer tüchtigen Lage Schnee überdeckt und auch rings um dasselbe ein hoher Schneedamm aufgeführt. Ueber dem Ganzen wurde ein Dach von Leinwand errichtet, welches bis an die Ränder des Verdeckes hinabreichte. Auch im Innern des Schiffes wurde für angemessene Einrichtung, Heizung und Beleuchtung gesorgt. Die Leute schliefen in Hangematten, welche um 6 Uhr Morgens abgenommen, und erst um 10 Uhr Abends wieder aufgehängt wurden. Zwei Mal in der Woche kamen sie zur Reinigung an die freie Luft. Das untere Verdeck, oder der zur eigentlichen Wohnung bestimmte Theil des Schiffes, wurde jeden Morgen mit heifsem Sand abgerieben und bestreut, worauf die Mannschaft um 8 Uhr frühstückte. Der Montag war zum Waschen bestimmt, und die Wäsche wurde am Ofen getrocknet. Vom Hintertheil des Schiffes (oder dem s. g. Stern, wo das Steuerruder ist), wurde ein Gang nach dem Vordertheile gemacht, mittelst einer Thüre, die zuerst in ein Vorgemach und dann in den geheizten Wohnraum führte. In diesen Letztern stiegen die Matrosen unmittelbar vom Verdeck herab, und indem sie durch das Vorgemach eintraten, waren sie keinem plötzlichen Wechsel der Temperatur ausgesetzt. Im Vorgemach mufsten sie allen Schnee

Digitized by Google

abschütteln und auch die Oberkleider ablegen, welche etwa noch Feuchtigkeit enthalten konnten, damit das Innere der Wohnung möglichst trocken bleiben möchte.

Von 6 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends wurde in der Küche mit Dampf geheizt und diese Zeit war hinlänglich sowohl zum Erwärmen der Wohnungen als zum Kochen. In der Nacht diente der Backofen zu demselben Zweck. Um dem Feuer Nahrung durch frische Luft zu verschaffen, aber auch zugleich Erkältung und Zugluft zu vermeiden, wurde eine kupferne Röhre mit der Feuerstelle in Verbindung gebracht, welche aus dem Schiffe hinaus ins Freie ging.

Die verschiednen Beschäftigungen wurden nach einem festen Plane geregelt, und zu dem Ende die ganze Mannschaft in fünf Wachen eingetheilt. Die drei Unterschiffer, der Ingenieur und der Harpuner hatten jeder, nebst einem Matrosen, abwechselnd den Dienst auf dem Verdeck; ihr Geschäft war, ein aufmerksames Auge auf Feuer, wilde Thiere und Eingeborne zu haben, die Richtung und Stärke des Windes, die Beschaffenheit der Witterung, die Temperatur, das Eintreten der Ebbe und Fluth und das Erscheinen und den Verlauf der Nordlichter aufzuzeichnen. Der Dienst der Offiziere, der Zimmerleute, der Schmiede und des Kochs ergab sich von selbst.

Das Frühstück bestand aus Kakao oder Thee. Um 12 Uhr war das Mittagsmahl. Wenn das Wetter eine Beschäftigung aufserhalb des Schiffes er-

Digitized by

laubte, so arbeiteten die Leute nach dem Essen bis 3 oder 4 Uhr; im entgegengesetzten Falle mufsten sie eine gewisse Anzahl Stunden auf dem Verdeck unter dem Dache spazieren gehen, und sich Bewegung machen. Um 5 Uhr wurde wieder Thee getrunken, worauf die Abendschule begann, welche von 6 bis 9 Uhr dauerte. Um 10 Uhr ging Alles schlafen.

Am Sonntage durfte nicht gearbeitet werden. Die Leute mufsten ihre besten Kleider anziehen und wurden um 10 Uhr gemustert. Dann war Gottesdienst mit Gebet und Predigt. Zur Ausfüllung der übrigen Stunden wurden unter die Leute kleine Erbauungsschriften und Abhandlungen vertheilt, von welchen sich eine zahlreiche Sammlung auf dem Schiffe befand. Bei günstiger Witterung wurden Spaziergänge am Lande, bei schlechtem Wetter auf dem Verdeck gemacht. Um 6 Uhr wurden die Leute wieder versammelt und ihnen aus der Bibel vorgelesen. Den Beschlufs machten die Psalmen und die in der anglicanischen Liturgie vorgeschriebnen Gebete. Der gute Erfolg dieses Unterrichts und der geistlichen Uebungen war über allen Zweifel erhaben. Die Leute betrachteten sich in Kurzem als zu einer gemeinschaftlichen Familie gehörig und ihr ganzes sittliches Betragen war von der Art, wie man es in der Regel nicht allgemein an Bord der Schiffe findet.

Folgendes ist eine Uebersicht der unter die aus 18 Personen bestehende Mannschaft während eines Zeitraums von 14 Tagen vertheilten Lebens-

Digitized by Google

mittel. Sie erhielten zusammen 126 Pfund Brod, 145½ Pf. Mehl, 6 Pf. Schmalz, 39⅜ Pf. Zucker, 15⅝ Pf. Kakao, 3 1/16 Pf. Thee, 6 Pf. Reifs, 15⅝ Pf. Citronensaft, 108 Pf. in zinknen Töpfen luftdicht verschlofsnes frisches Fleisch, 40½ Pf. gepökeltes Rindfleisch, eben so viel gepökeltes Schweinfleisch, 1 Pinte und 1 Gallone Rum und Branntwein. Aufserdem wurde so viel Weinessig geliefert, als nöthig war und zuweilen erhielt die Mannschaft auch eingedickte Fleischbrühe.

Die Vertheilung der Lebensmittel war das Geschäft des Schiffslieutenants *Thom*, welcher auch die Besorgung des Logbuches, des Barometers und des an demselben befestigten Thermometers über sich hatte. Die Chronometer standen unter der Aufsicht des Commander *James Clark Rofs*, (eines Neffen des Cap. Rofs), welcher auch an den verschiednen Geschäften seines Oheims, an der Führung des Tagebuches etc. Theil nahm, und späterhin die Sammlung naturhistorischer Gegenstände ganz allein besorgte.

Aufserdem wurde, wenn es die Witterung gestattete, auf die Jagd gegangen, da sich den ganzen Winter hindurch Hasen, Füchse, Schneehühner etc., in dieser Gegend sehen liefsen. Durch diese verschiednen Beschäftigungen, und die regelmäfsige Diät blieben die Leute bei guter Gesundheit. Was dazu nicht wenig beitrug, war auch die zweckmäfsige innere Einrichtung der Schiffswohnungen. *Rofs* hatte unter andern dafür gesorgt, dafs die Dämpfe der Heizung unmittel-

bar aufserhalb des Schiffes in eigne Verdichtungsgefäfse *(Condensers)* geleitet wurden. Schon im Verlauf des Monats Oktober hatte sich hier ein ganzes Bushel Eis angesetzt, und es läfst sich denken, welche Feuchtigkeit diese Masse von Dämpfen, wenn sie nicht abgeleitet worden wären, innerhalb des Schiffes verursacht haben würde.

Die Kälte nahm im Verlauf des Oktobers und Novembers immer mehr zu und am 30. November zeigte das Fahrenheitsche Thermometer 37° unter Null, oder $30\frac{2}{3}$° Reaum. Am 1. Dez. Mittags sah man noch den obern Rand der Sonnenscheibe, der sich etwa 2 Gradminuten über den Horizont emporhob. Diefs geschah aber nur in Folge der Strahlenbrechung, denn nach astronomischer Rechnung hätte unter dieser geographischen Breite die Sonne schon am 25. Nov. nicht mehr aufgehen sollen. Fast jeden Tag war ein schönes Nordlicht sichtbar und der Mond hatte sehr oft einen oder mehre Höfe. Indessen gab es auch häufig einen ganz reinen sternhellen Himmel. Den herrlichsten Anblick aber gewährte die der Morgen- und Abendröthe entsprechende Beleuchtung des südlichen Horizontes vor und nach der Mittagszeit, wo die Sonne sich demselben näherte.

Am 25. Dezbr., dem Weihnachtsfeste, welches bekanntlich für die englischen Protestanten der heiligste Tag im Jahre ist, schien der Himmel selbst die Feier desselben verherrlichen zu wollen. Dieser Tag begann mit einem der prachtvollsten Nordlichter, welches das ganze Himmels-

gewölbe bis zum Scheitelpunkte einnahm. Es wurde der in der Liturgie vorgeschriebne Gottesdienst gehalten. Der Mittag zeichnete sich, wie es der Seemannsgebrauch mit sich brachte, durch eine ungewöhnlich reich besetzte Tafel aus, deren wesentlichster Bestandtheil ein Roastbeef war. Auch die Trinkgesetze wurden, besonders was den Grog betraf, einigermafsen übertreten, denn sonst hätten die Matrosen nicht geglaubt, dafs Weihnachten sei. Die noch wenig angetasteten Vorräthe des von Parry zurückgelassenen und gescheiterten Schiffes *Fury* (s. vorig. Jahrg. S. III.) halfen reichlich aus. Besonders lieferten sie eine Menge gefrornen Kirschbranntweins und eingemachter Kirschen, zwei Artikel, die in London unter die Luxusgenüsse des heifsen Sommers gehören. „Ich glaube" — schrieb Cap. Rofs in sein Tagebuch — „dafs es ein fröhlicher Tag für die Mannschaft war, und fröhliche Tage hatten einen moralischen Werth für uns, von welchem sich diejenigen keine Vorstellung machen können, deren in ungestörter Ruhe und Wohlhabenheit hingebrachtes Leben sie unempfindlich gegen dergleichen sparsame und erst durch lange Beschwerden erworbne Vergnügungen gemacht hat." Alle Flaggen und Wimpeln wurden sowohl auf dem Schiffe als am Lande aufgezogen, und der Glanz der den ganzen Tag über am Himmel sichtbaren Venus erhöhte die allgemeine Lust.

Bis zum Schlufs des Jahres hatten die Leute in den Gegenständen der Abendschule bereits gute

Fortschritte gemacht. Es wurde Lesen, Schreiben, Rechnen, Mathematik und Schiffahrtskunde gelehrt; die Matrosen waren in Klassen eingetheilt und erhielten die nöthigen Bücher und sonstigen Erfordernisse. Kein Zwang war nothwendig; alle fanden sich pünktlich ein und lernten mit dem gröfsten Vergnügen. Auch die moralische Veredlung der Leute war merklich vorwärts gerückt und diefs Alles, so wie die Erhaltung des körperlichen Wohlbefindens der Mannschaft war das Ergebnifs zweckmäfsiger Einrichtung, und Vertheilung der Zeit und Beschäftigungen. Zu solchen Auskunftsmitteln, wie z. B. theatralische Vorstellungen, welche *Parry* zur Tödtung der Zeit angewandt hatte, durfte *Rofs* niemals seine Zuflucht nehmen.

Der 1. Jänn. 1830 begann mit schönem, klaren Wetter und verhältnifsmäfsig milder Temperatur, denn das Thermometer zeigte nur — 16° F. (= 21⅓° R.). Der südliche Himmel entwikkelte die lieblichen Farben eines europäischen Sommerabends, aber doch in ganz eigner, von dem, was bei uns in dieser Art sichtbar wird, verschiedner Weise. Während die fernen Berge am Horizont in ein beinahe scharlachrothes Gewand gehüllt waren, glühte der Himmel zunächst darüber im schönsten Purpur und ging allmählich ins dichteste Dunkel über. Die Mannschaft erhielt an diesem zweiten heiligen Tage der Weihnachtszeit ebenfalls eine reichlicher als gewöhnlich besetzte Tafel.

Am Morgen des 9. Jänner wurde Cap. *Rofs*

Digitized by Google

benachrichtigt, dafs man vom Verdeck aus in der Entfernung Menschen sehe. Er begab sich sogleich nach der bezeichneten Stelle und erblickte bald vier *Eskimos* in der Nähe eines kleinen Eisberges, nicht weit vom Lande und etwa eine engl. Meile vom Schiffe entfernt. Sie versteckten sich hinter den Eisberg, so wie sie den Capitän gewahr wurden. Als er aber näher auf sie zuging, kam eine gröfsere Anzahl zum Vorschein, welche sich in regelmäfsigen Reihen hinter einander aufstellten. Seitwärts sah man einen einzelnen Mann, dem Anscheine nach auf einem Schlitten sitzend. Cap. Rofs schickte seinen Begleiter zurück, um seinen Neffen, den Commander Rofs nebst noch einigen Leuten herbeizuholen, mit dem Befehl, dafs diese in einiger Entfernung zurückbleiben sollten. Er näherte sich nunmehr ganz allein etwa bis auf 100 Schritte den Eskimos, und sah jetzt, dafs jeder mit einem Speer und einem Messer bewaffnet war. Bogen und Pfeile aber hatten sie nicht. Rofs begrüfste sie nunmehr in ihrer Sprache, indem er ihnen *Tima Tima* zurief, mit welchem Worte die sich begegnenden Eskimo-Stämme einander begrüfsen. Dieser Gruſs wurde sogleich von dem ganzen Haufen mit lautem Geschrei erwiedert, und der einzelne Mann auf dem Schlitten stellte sich jetzt in der Fronte vor der Linie auf. Rofs liefs nunmehr seine Leute näher herbeikommen, machte mit denselben noch weiter 60 Schritte vorwärts, und alle warfen jetzt, unter dem Geschrei *Aja Tima* ihre Flinten weg, wel-

Digitized by

ches, wie Rofs aus seiner frühern Reise nach der Baffinsbay (1819) wufste, das beste Mittel ist, einen freundschaftlichen Verkehr mit den Eskimos anzuknüpfen. Diese schleuderten nunmehr auch ihre Speere und Messer nach allen Richtungen von sich, schrien *Aja* und breiteten die Arme aus, um zu zeigen, dafs sie keine Waffen mehr trügen. Indessen blieben sie auf ihren Plätzen stehen und nöthigten die Engländer, zu ihnen hinzukommen, welche nun einzeln alle Eskimos der vordern Reihe umarmten und, wie es gebräuchlich ist, ihre Kleider von oben bis unten streichelten, welche Höflichkeitsbezeugung von den Eskimos erwiedert wurde. Es entstand jetzt unter ihnen ein allgemeines Frohlocken, Lachen, Schreien und Springen, und in Kurzem fand die gröfste Vertraulichkeit zwischen beiden Partheien Statt.

Commander Rofs leistete mit seiner Kenntnifs der Sprache und Sitten der Eskimos bei diesem Verkehr gute Dienste. Als sie erfuhren, dafs die Engländer *Kablunä* (Europäer) wären, sagten sie, ihr Name sei *Innuit*. Ihre Zahl belief sich auf 31. Der Aelteste, *Illicta* genannt, war ein Mann von 65 Jahren, 6 andere zählten zwischen 40 und 50, und 20 mochten 20 bis 40 Jahr alt seyn. Aufserdem waren noch 4 Knaben da. Zwei von den Aeltern waren lahm und wurden nebst dem erwähnten Greise auf Schlitten gefahren; einer von ihnen hatte im Kampfe mit einem Bären einen Fufs verloren, der andere hatte ein gebrochnes oder sonst beschädigtes Bein. Alle waren

Digitized by Google

sehr gut, besonders in Röcke von trefflichen Rennthier- oder Hirschhäuten gekleidet; die obern Kleidungsstücke waren doppelt, und hüllten den ganzen Körper vom Kinn bis zur Mitte des Schenkels ein. Hinten war eine Kappe, die über den Kopf gezogen werden konnte, während unten der zipfelartige Saum bis auf die Waden herabreichte. Die Aermel gingen bis über die Finger. Von den beiden Röcken über einander waren die Haare des untern einwärts, die des obern auswärts gekehrt. Die Füfse bedeckten Stiefel, ebenfalls mit einwärts gekehrten Haaren, und über diese waren Beinkleider von Hirschhaut und Seehundsfellen gezogen, welche sehr weit herunter gingen.

So vielfach eingehüllt, schienen diese Eskimos viel gröfsere und stärkere Leute zu seyn, als sie wirklich waren. Alle trugen Spiefse, die einem Spazierstock ähnlich am obern Ende einen Knopf von Holz oder Elfenbein, am untern Ende eine Hornspitze hatten. Der Schaft bestand aus sehr nett und künstlich zusammengefügten kleinen Stükken Holz oder Thierknochen. Die Messer, welche sie Anfangs in den Händen hatten, waren aus Knochen oder Rennthier-Geweihen gemacht, ohne scharfe Spitze oder Schneide; später zeigte sichs aber, dafs jeder Eskimo noch ein anderes Messer besafs, welches auf dem Rücken hing und eine eiserne Spitze und Schneide hatte. Bei einigen fand man Blätter von englischen Taschenmessern, die man an den gewöhnlichen Zeichen des Messerschmiedts erkannte und welche an einem Griff so

befestigt waren, dafs sie wie ein Dolch gebraucht werden konnten.

Dieser letztere Umstand deutete auf einen ehemaligen Verkehr mit Europäern oder wenigstens mit solchen Stämmen hin, die mit Europäern in Verbindung gekommen waren. Commander *Rofs*, welcher 1821 *Parry's* Begleiter auf dessen zweiter Nordpol-Reise gewesen war, fand keinen einzigen seiner Bekannten aus jener Zeit unter diesen Eskimos, so wie er auch keinem von ihnen bekannt vorkam. Als er aber einige Namen der *Repulse-Bay* nannte, verstanden sie ihn sogleich und zeigten nach der Gegend hin, wo diese Bay liegt. Er erfuhr nun auch, dafs sie von Süden her kämen und den Tag vorher schon das Schiff gesehen hätten, dafs aber ihre Hütten nordwärts von hier gelegen wären.

Da Cap. Rofs auf einen solchen Besuch nicht vorbereitet war, so hatte er keine Geschenke für diese Gäste bei sich. Er schickte aber sogleich einen Mann nach dem Schiffe, um 31 Stück eiserne Reifen herbeizuholen und sie unter die Eskimos zu vertheilen. Unterdessen willigten diese ein, die Engländer an Bord des Schiffs zu begleiten. Als man zuerst bei der Schneemauer, die rings um das Schiff aufgethürmt war, anlangte, bezeigten sie kein Erstaunen darüber, da sie selbst dergleichen Arbeiten unternehmen. Aber auch das Schiff selbst und die Menge Holz und Eisen, welche sie hier erblickten, machten keinen so aufserordentlichen Eindruck auf sie, als ihn Cap.

Digitized by Google

Rofs im J. 1818 bei den Eskimos der Baffins-Bay wahrgenommen hatte. Es zeigte sich, dafs ihnen der Anblick grofser Vorräthe dieser Art nichts Neues war.

Indessen verursachte das ihnen geschenkte Eisen allgemeines Vergnügen. Als Gegengeschenk boten sie den Engländern ihre Spiefse und Messer an, welche aber, zu ihrer eben so grofsen Verwunderung als Zufriedenheit, ausgeschlagen wurden. Uebrigens waren sie besser gekleidet und genährt als die Engländer in ihrem gegenwärtigen Zustande. Ihre dicken Backen liefsen unter der dunkeln Hautfarbe ein recht gesundes Roth durchschimmern. Wie bei andern Stämmen der Eskimos waren ihre gutmüthigen Gesichter regelmäfsig oval, die dichtbeisammen stehenden Augen dunkelbraun, die Nase klein und das Haar schwarz. Die Haut hatte keine so tiefe Kupferfarbe, als Cap. Rofs bei den Eskimos der Baffins-Bay bemerkt hatte. Sie schienen auch weit reinlicher zu seyn, und, eine wirkliche Seltenheit, die Haare waren kurz abgeschnitten und in einem geordneten Zustande.

Ihre Kleidungsstücke waren mit vorzüglicher Nettigkeit gearbeitet. Einige waren mit Fransen aus Thiersehnen, oder mit Schnüren aus kleinen Knochen verziert. Aber ihre Schlitten hatten ein sehr rohes und plumpes Ansehen; die Seiten bestanden aus zusammengefügten Stücken von Knochen, mit Häuten umwickelt, und die Queerstangen waren aus den Vorderfüfsen eines Hirsches

Digitized by Google

gemacht. Am untern Theile der Kufen war eine Einfassung von Eis, welches die Bewegung sehr erleichterte. Die meisten Schlitten waren 3 bis 4 Fufs lang und 14 Zoll breit.

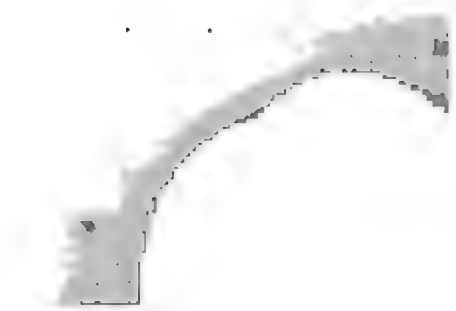
Drei von den Männern wurden in die Kajüte geführt, wo sie nun freilich ihre Verwunderung auf mancherlei Art zu erkennen gaben. Die Kupferstiche, welche Abbildungen ihrer Landsleute, auf frühern Reisen gesammelt, vorstellten, ergötzten sie ungemein. Die Spiegel erregten, wie gewöhnlich, das gröfste Erstaunen, besonders ein grofser Wandspiegel, worin sie ihre ganze Gestalt erblicken konnten. Nicht viel weniger waren sie über die Lampen und Leuchter erstaunt. Indessen zeigten sie kein Verlangen, eines von diesen Dingen zu besitzen, nahmen aber, was man ihnen freiwillig schenkte, mit Aeufserungen aufrichtiger Dankbarkeit an. Nur den englischen Fleischspeisen konnten sie keinen Geschmack abgewinnen. Einer von ihnen, welchem ein Stückchen angeboten wurde, afs es zwar und sagte, es schmecke gut; als aber Commander Rofs in ihn drang, offen seine Meinung darüber zu sagen, gestand er treuherzig, dafs er gelogen habe. Man gab ihm hierauf etwas Oel, und dieses trank er mit dem gröfsten Wohlbehagen und der Versicherung, dafs es wirklich sehr gut schmecke.

Nach und nach wurden immer mehr Eskimos in die Kajüte geführt, während die ersten hinausgingen und ihren Landsleuten erzählten, was sie gesehen hatten. Auch ein kleiner Wettlauf wurde

zwischen einem Eskimo und einem Offizier des Schiffes angestellt, aber von beiden Seiten augenscheinlich mit so viel Artigkeit, dafs keiner für den Sieger erklärt werden konnte. An der Musik fanden sie mehr Vergnügen, als Lyon und Parry bei andern Stämmen dieses Volks wahrgenommen hatten; denn als einer von den Offizieren auf der Violine spielte, fingen sie sogleich, gemeinschaftlich mit den Matrosen, recht lustig zu tanzen an.

Beim Abschied schlugen ihnen die Engländer vor, sie eine Strecke Wegs nach ihrem Wohnorte zu begleiten. Die Eskimos zeigten die Richtung, nach welcher derselbe lag und sagten, dafs sich dort ihre Weiber, Kinder, Hunde und Schlitten befänden und dafs sie einen grofsen Vorrath an allen Lebensbedürfnissen hätten. Man ging etwa 2 Meilen weit mit ihnen und bezeichnete auf dem Eise die Stelle, wo man sich am folgenden Tage wieder treffen wollte, um sie in ihren Hütten zu besuchen. Die Trennung geschah mit denselben Ceremonien wie bei der ersten Zusammenkunft.

Am folgenden Tage fanden sich, obwohl bei 30° R. Kälte, Engländer und Eskimos versprochnermafsen an der bezeichneten Stelle ein. Unter den Letztern waren an 20 Knaben. Ein Mann, dem Anscheine nach der Häuptling, ging etwa 100 Schritte voraus, die Engländer zu empfangen, indem er die Arme emporhob, um zu zeigen, dafs er keine Waffen habe. Das Dorf kam



Digitized by Google

Digitized by Google

bald zum Vorschein. Es bestand aus 12 Schneehütten, welche im Hintergrunde einer kleinen Bucht nächst der Küste erbaut waren. Sie hatten das Ansehen eines umgekehrten Beckens, oder etwa eines Bienenkorbes, und standen unregelmäfsig durch einander. Vor jeder Hütte war ein langer, gekrümmter Anbau, durch welchen ein schmaler Gang in das Innere führte. Am Eingange befanden sich die Weiber, Mädchen und kleinen Kinder, unter welche Cap. Rofs Glasperlen und Nadeln austheilte, und dadurch die Schüchternheit beseitigte, welche sie Anfangs blicken liefsen.

Das Hauptgemach bestand, wenn die Hütte nur für Eine Familie bestimmt war, aus einem kreisförmigen Gewölbe von 10 Fufs im Durchmesser. Für zwei Familien war die Wohnung oval, 15 Fufs lang und 10 Fufs breit. Dem Eingang gegenüber stand eine Bank von Schnee, die fast ein Drittel von der Breite des Gemachs einnahm, etwa $2\frac{1}{2}$ Fufs hoch und mit einer Menge Thierfellen bedeckt war. Sie diente zur allgemeinen Schlafstelle. Am Ende derselben safs die Frau vom Hause, der Lampe gegenüber, welche, wie bei allen Bewohnern der Polarländer, aus Moos und Oel bestand und hinlänglich Licht und Wärme verbreitete. Ueber der Lampe stand ein steinernes Gefäfs mit Rennthier- und Seehundsfleisch, woran, so wie an Thran, kein Mangel zu spüren war. Alles lag übrigens, Kleider, Geräthschaften und Lebensmittel, bunt durch einan-

der und zeigte, dafs die Ordnung wenigstens nicht unter die Tugenden der Besitzer gehörte.

Der Schnee, aus welchem diese Hütten gebaut waren, erlangt, wie bekannt, durch die lange andauernde ungeheure Kälte, eine aufserordentliche Festigkeit, so dafs er, wie Stein, in Quadratstücke zerhauen und durch Benetzung mit Wasser zusammengekittet werden kann. Es ist daher auch nicht zu verwundern, dafs die im Innern einer solchen Hütte verbreitete Wärme der Festigkeit des Gebäudes keinen Eintrag thut, indem sie höchstens nur die Oberfläche ein wenig angreift und in kurzer Zeit Alles wieder fest gefriert. Das wenige Tageslicht empfängt die Hütte durch ein grofses ovales Stück reinen Eises, welches in einer Oeffnung etwa an der Hälfte der südlichen Dachseite angebracht ist und die Stelle eines Fensters vertritt. In der Mitte des zur Hütte führenden Durchganges befand sich eine Art Vorgemach, welches mit dem Hundestall in Verbindung stand. Der äufsere Eingang zur Hütte wird immer auf der dem Winde entgegengesetzten Seite angelegt und daher nach Umständen verändert. Diese Hütten waren übrigens erst ganz kürzlich errichtet worden. Die Wintervorräthe von Rennthier- und Seehundfleisch werden in Schnee vergraben.

Die Frauen waren zwar nicht schön, sahen aber gesund aus. Alle, die das dreizehnte Jahr überschritten hatten, schienen verheurathet zu seyn. Ihre Kleidung war nicht so gut und nett,

Digitized by Google

als die der Männer, besonders hatte der Kopf ein unordentliches Ansehen. Alle waren mehr oder weniger tättuirt; namentlich um die Augenbrauen und zu beiden Seiten des Mundes und Kinnes. Die Verzierungen bestanden aber blofs in Linien, ohne besondere Figuren, und stimmten in dieser Hinsicht mit denen der nordwestlichen Eskimos, wie sie *Machengie* und *Franklin* beobachteten, überein.

Cap. *Rofs* dachte nun an wichtigere Dinge, nämlich, Erkundigungen über die benachbarten Gegenden einzuziehen. Die Eskimos kannten *Iglulik*, die *Winter-Insel* und die *Repulsebay*, und hatten *Akkuli*, eine Station gegenüber von der letztern, erst vor 13 Tagen verlassen, um hier in der Nähe des Felix-Hafens dem offnen Wasser näher zu seyn, welches nach ihrer Versicherung nordwärts von hier vorhanden seyn sollte. Sie sagten auch, dafs es auf den Hügeln südwärts eine Menge von Moschusochsen gebe, und dafs alle Rennthiere im April von daher kämen. Die Eskimos jagen die wilden Rennthiere auf dieselbe Art, wie es anderwärts in den Polargegenden geschieht. Zwei Männer, von welchen der vorderste den Kopf und die Hörner eines Rennthiers an seinem eignen Kopfe befestigt hat, nähern sich langsam einer weidenden Heerde und täuschen diese so, dafs sie die Jäger ganz dicht an sich herankommen lassen.

Der Versuch, eine Zeichnung von diesem Eskimo-Dorfe zu entwerfen, war den guten Leuten

Digitized by Google

Anfangs nicht recht; als man ihnen aber die Absicht erklärte, gaben sie sich zufrieden und freuten sich zuletzt über die Aehnlichkeit des Gemäldes; jeder erkannte sogleich sein eignes Haus. Bei der Rückkehr zum Schiff wurden die Engländer wieder von den Männern begleitet.

Am nächsten Tage, den 11. Jänner, machten zwei Eskimos wieder einen Besuch auf dem Schiffe, und zwar *Tulluahiu*, der oben erwähnte Mann, welcher ein Bein verloren hatte, und ein anderer, Namens *Tiagaschu*, welcher ihn auf dem Schlitten fuhr. Beide waren recht verständige Leute. Cap. Rofs liefs den Einbeinigen durch den Schiffswundarzt untersuchen, welcher den Schenkel in gesundem Zustande und keine Schwierigkeit fand, ein hölzernes Bein daran zu befestigen. Es wurde also nach dem Zimmermann geschickt, das Maafs zu nehmen, worüber *Tulluahiu* die gröfste Freude ausdrückte. Da beide Eskimos ungewöhnlich gesprächig waren, so legte ihnen Cap. Rofs eine Karte der Polarländer (von Parrys und Lyons Reisen) vor. Sie erkannten jeden Ort zwischen Iglulik und Repulsebay, und nannten selbst einige Namen der Einwohner. Als *Akkuli* genannt wurde, fanden sie sogleich ihren Wohnort und die Stelle des Schiffes.

Tulluahiu nahm hierauf eine Bleifeder und zeichnete den Weg, den sie gekommen waren, worauf er runde Flecke auf die Linie machte und die Nachtlager bezeichnete, deren, wie er an den Fingern abzählte, neun waren. Nun zog

Tiagaschu eine Küstenlinie, längs derselben die Engländer im kommenden Sommer hinzusegeln hätten; sie ging nach Westen und schlofs verschiedene Vorgebirge, Buchten und Flufsmündungen ein. Weiter weg von dieser Linie wurden mehre Inseln gezeichnet und auf einer ein See angegeben. Zugleich deutete der Eskimo auf die Stellen hin, wo es Lachse und andere Fische in Menge geben sollte. Seine Küstenlinie nahm hierauf eine nördliche Richtung, beträchtlich weit über den Felix-Hafen hinaus und in nicht geringer Entfernung westlich von demselben. Es sollte von hier zwei Tagereisen bis dahin seyn.

Hierauf ergriff *Tulluahiu* abermals die Bleifeder, und zeichnete verschiedne Seen in den Theil des Landes, an welchem die Reisenden jetzt überwinterten, ferner bekannte Stellen, wo man Eingeborne finden würde, und einen Weg, auf welchem man binnen neun Tagen wieder ans Meer gelangen könnte. So geschickt übrigens diese beiden Eskimos sich in der Entwerfung von Landkarten bewiesen, so versicherten sie doch, dafs zu Hause bei ihnen noch ein besserer Geograph wäre, welchen sie nächstens mitbringen wollten.

Schon am folgenden Tage erfüllten sie dieses Versprechen. Dieser Geograph hiefs *Ikmallik* und kam in Begleitung des *Tiagaschu*. Rofs legte ihm einige Blätter vor, welche eine Skizze des bereits zwischen der *Repulse-Bay* und der *Prinz-Regentens-Einfahrt* bekannten Landes, mit den Namen der verschiedenen Plätze enthielt. *Ikmal-*

Digitized by Google

lik erkannte Alles sogleich auf den ersten Blick, nahm hierauf den Bleistift, und verlängerte die Küstenlinie von *Akkuli* aus, indem er ziemlich weit dieselbe Linie verfolgte, welche *Tulluahiu* den Tag vorher gezeichnet hatte. Hierauf zog er sie aber weiter westwärts, anstatt nordwärts, wie Letzterer gethan, und führte sie dann nach Nordwesten, in einer Richtung, welche den Zwecken der Expedition sehr günstig schien. Die Inseln liefs *Ikmallik* weg; auch konnte man nicht sehen, wieviel Tagreisen man vom Ende seiner Karte bis *Akkuli* nächst der Repulse-Bay zu machen hatte. Dagegen gab er die *Wagers-Bay* und ihren Flufs sehr genau an, und bezeichnete auch noch einige andere Flüsse. Nach seiner Versicherung würde das Schiff in dieser Richtung bis zum Herbste fortsegeln können. *Ikmallik* war ein starker, kräftiger Mann und konnte, bei einem Wuchse von 5 Fufs 10 Zoll (engl.) für den längsten seines Stammes gehalten werden.

Bei einem Besuche, welchen *Tulluahiu*, um sein hölzernes Bein abzuholen, am 14. Jänner auf dem Schiffe abstattete, fanden sich, aufser 4 Männern und 2 Knaben, auch seine Frau und noch ein ältliches Weib mit ein. Während die Männer in der Kajüte sich unterhielten, hatte ein Matrose die ältere Frau dahin gebracht, sich die Haare nicht blofs schneiden, sondern auch kämmen und in Ordnung bringen zu lassen. Sie gewann dadurch ein so vortheilhaftes Ansehen, dafs auch die andere Frau sich mit Vergnügen dieser

Operation unterwarf und späterhin der ganze weibliche Stamm eben so herausgeputzt seyn wollte. Cap. Rofs bedauerte sehr, dafs er sich nicht mit einem Vorrathe von Kämmen versehen hatte, um sie als Geschenke vertheilen zu können.

Es wurde nun auch dem *Tulluahiu* sein hölzernes Bein angepafst; er fand sich bald in den Gebrauch desselben und gerieth, als er einige Mal in der Kajüte auf und abgegangen war, in das gröfste Entzücken. Unstreitig war er über sein Geschenk mehr erfreut, als alle andern Eskimos über die ibrigen zusammengenommen. Sein Freund und Begleiter *Otukiu* verfiel auf ein drolliges Mittel, den Engländern seine Dankbarkeit zu beweisen. Er war ein *Angekok*, oder Beschwörer, was bei den Eskimos eben so viel sagen will, als ein Arzt. Da er den schon seit längerer Zeit kranken Waffenschmiedt *(Armourer)* des Schiffes, welcher fast zu einem Gerippe zusammengetrocknet war, erblickte, so machte er den Vorschlag, den Kranken durch seine Zaubermittel zu behandeln und eine feierliche Beschwörung vorzunehmen. Cap. Rofs hatte jedoch zu viel Mitleiden mit dem schon halb Sterbenden, als dafs er seine Einwilligung zu einem so aufregenden Verfahren hätte geben sollen.

Am 20. Jänner erschien, nachdem mehre Tage vorher trüber Himmel mit Schneegestöber gewesen, die Sonne Mittags zum ersten Male wieder über dem südlichen Horizonte, und zwar schon mit der Hälfte ihrer Scheibe. Die Engländ-

Digitized by Google

der waren darüber hoch erfreut; auf die Eskimos aber machte es keinen besondern Eindruck, da ihnen die langen dunkeln Nächte zum Behuf der Jagd viel willkommner sind, als das helle Tageslicht, bei dem sie die schlauen Seehunde nur mit grofser Schwierigkeit fangen können.

Schon in den ersten Tagen des Februars machten unsere Engländer die Erfahrung, dafs die Eskimos, von welchen sie bis jetzt unablässig besucht worden waren, nicht so unbedingt aufrichtig und ehrlich seien, als man zu glauben geneigt war. Einige hatten einen Bären getödtet, welchen Cap. Rofs zu kaufen wünschte. Sie versprachen ihn zu bringen, hielten aber, ungeachtet sie mehrmals daran erinnert wurden, nicht Wort. Seit ein paar Tagen wurden auch Schnupftabaksdosen, ein Hammer und ein grofses Fernglas vermifst. Aller Verdacht fiel auf Tulluahius Freund, den Angekoken *Otukiu*, welcher mit *Rofs* in der Dunkelheit, wo das Licht ausgelöscht, allein gewesen war und späterhin, als *Rofs* einen Besuch im Dorfe machte, ihn nicht in seine Hütte lassen wollte. Er kam am 2. Febr. auf das Schiff und hatte einen geschwollnen Backen. *Rofs* sagte ihm, diefs komme von dem gestohlnen Fernglase her, durch welches er gesehen habe, und wenn er es nicht heute noch zurückbringe, werde ihm morgen auch der andere Backen aufschwellen. Das Mittel wirkte. *Otukiu* brachte nach einigen Stunden nicht nur das Fernglas, sondern auch den Hammer zurück. Die Tabaksdosen, sagte er,

Digitized

hätte eine von den Frauen, so wie auch ein Brillenglas, welches ein Kind auf dem Eise gefunden habe. Der arme Beschwörer war jetzt so in Schrecken gesetzt, dafs er sogar eine Angel und eine Harpune zurückgeben wollte, für welche Rofs längere Zeit vorher einen Bogen von ihm eingetauscht hatte. Am nächsten Tage wurden die Tabaksdosen zurückgestellt, aber Rofs erklärte den Eskimos, dafs wenn wieder etwas verloren ginge, niemand mehr auf das Schiff gelassen werden würde. Der Knabe, welcher das Brillenglas zurückbrachte, erhielt, da er es, wie sich zeigte, wirklich auf dem Eise gefunden, aber nicht gestohlen hatte, als Belohnung eine zinnerne Theebüchse.

Einige Zeit nachher kamen noch eine Menge andere Kleinigkeiten zum Vorschein, welche die Eskimos als entwendete Gegenstände reumüthig zurückbrachten, und die man zum Theil gar nicht vermifst hatte. Die Ursache dieser allgemeinen Gewissensregung waren die Kanonen, mit welchen man vor etlichen Tagen Versuche über die Stärke des Schalls angestellt hatte. Einer von den Eskimos wohnte diesen Versuchen bei und fragte, was „die Kanonen sagten.“ Die Antwort war, dafs sie die Diebe anzeigten, welche auf dem Schiffe gestohlen hätten. Darauf wurde eine allgemeine Versammlung aller Einwohner des Dorfes gehalten und beschlossen, Alles zurückzustellen. Aufserdem hatte dazu auch der Umstand beigetragen, dafs die Eskimos schon seit längerer

Digitized by Google

Zeit nicht glücklich beim Seehundsfang gewesen waren, was sie ebenfalls für eine Strafe ansahen.

Der 21. Febr. war der schönste und wärmste Tag, wie ihn die Engländer seit dem November nicht gehabt hatten. Es war windstill und das Quecksilber stieg bis Mitternacht auf den Nullpunkt des Fahrenheitschen Thermometers (= — $14\frac{2}{9}$° Reaum.). „Der englische Leser" — sagt Cap. Rofs — „wird sich wundern, von einem *warmen* Tage sprechen zu hören, wo das Thermometer 32° unter dem natürlichen Gefrierpunkte stand. Aber die Gefühlswärme ist bei weitem mehr relativ, als man sich einbildet." An einer frühern Stelle seiner Reisebeschreibung (am 15. Okt.) bemerkt er über denselben Gegenstand: „Es erhob sich ein starker Nordwind, bei dem uns tüchtig fror, obschon das Thermometer nur + 18° F. (— $6\frac{2}{9}$° R.) zeigte, eine Temperatur, die uns noch vor wenig Tagen gar nicht unangenehm vorgekommen war. . . . Jedermann weifs, dafs eine feuchte dunstige Luft das Gefühl von Kälte erzeugt, da sie ein besserer Wärmeleiter ist; und doch bringt auch die entgegengesetzte Beschaffenheit der Atmosphäre dieselbe Empfindung hervor. Der Grund davon liegt darin, dafs eine trockne Luft die Ausdunstung des Körpers vermehrt, wodurch ebenfalls Kälte entsteht. . . Aber auch die Beschaffenheit des Körpers selbst ist hier von grofser Bedeutung. Das Gefühl der Kälte findet bekanntlich bei gewissen Fiebern, und zwar selbst unter der brennenden

Digitized by Google

Sonne von Afrika Statt, und eben so empfinden wir Frost bei manchen, oft gar nicht bedeutenden Unpäfslichkeiten. Das Merkwürdigste ist, dafs der Fieberkranke oft selbst in solchen Augenblicken das Gefühl von Kälte hat, wo sein Körper weit über den natürlichen Stand der Temperatur erwärmt ist, so dafs er, wenn er andere, gesunde, Menschen berührt, diesen brennend heifs vorkommt. . . . Aehnliches wird durch Mangel oder Ueberflufs, so wie durch die Beschaffenheit der Speisen und Getränke hervorgebracht.“ Der Verf. ist daher auch der Meinung, dafs es sehr gut wäre, wenn Leute, die sich lange in den Polarländern aufhalten, sich an die Nahrung der Eskimos gewöhnen könnten, denn die Erfahrung lehrt, dafs reichlicher Genufs von Oel und Fett in diesen Gegenden das beste Mittel sei, Gesundheit und Leben zu erhalten. „Ich zweifle nicht“ — sagt er — „dafs von den Unglücklichen, welche hier überwinterten und umkamen, viele erhalten worden wären, wenn sie sich die Lebensweise der Eingebornen zu eigen gemacht hätten. Alle Versuche, den Körper durch warme Kleider zu schützen, werden vergebens seyn, wenn es an der innern Kraft mangelt, welche die Wärme des Körpers hervorbringt, und selbst äufsere durch Feuer erzeugte Hitze wird nur wenig helfen. Es ist eben so, als ob man ein Stück Eis dadurch schmelzen wollte, dafs man es in eine wollene Decke einwickelt.“

Im März und April schickte Cap. Rofs seinen

Neffen auf einige Erkundigungsreisen in der Nachbarschaft von Felix-Hafen aus. Am 5. April begab sich Commander Rofs nach den südwestlich gelegnen Gegenden. Seine Begleiter waren der Oberbootsmann *Blanky* und zwei Eskimos *Awack* und *Ubluria*, welche als Wegweiser dienten. Das Gepäck der beiden Engländer befand sich auf zwei Schlitten, die von Hunden gezogen wurden. Da es schwerer war als das der Eskimos, so hatten die Engländer oft grofse Mühe, mit diesen gleichen Schritt zu halten. Die Eskimos liefsen sich oft selbst von den Hunden mit fortziehen, während Rofs und sein Begleiter zu Fufse nebenher laufen mufsten. Der Weg ging längs der Küste hin; aber um die Mittagszeit wurde es so stürmisch und es trat ein so heftiges Schneegestöber ein, dafs *Awack*, der Vordermann, den Weg verlor und, indem er unter aufgehäuftes Eis gerieth, seinen Schlitten zerbrach. Dieser Unfall hätte beinahe der Reise ein Ende gemacht, bevor sie kaum angefangen hatte, denn die Eskimos besafsen nichts, um den Schaden wieder auszubessern. An eine Rückkehr war bei dem stürmischen Wetter eben so wenig zu denken. Die Eskimos machten schon Anstalt, eine Schneehütte aufzurichten, aber Comm. Rofs willigte nicht darein, sondern liefs den Schlitten mittelst der Spiefse, die sie bei sich hatten, nothdürftig herstellen und setzte die Reise fort. Aber nach zwei Stunden waren die Reisenden, da man keine zwanzig Schritte vor sich sehen konnte, abermals genö-

thigt Halt zu machen. Rofs gab nunmehr seine Einwilligung zur Erbauung einer Schneehütte.

Diese war in einer halben Stunde fertig. Das Verfahren dabei ist folgendes. Nachdem die Eskimos mittelst eines Stabes untersucht haben, ob der Schnee hinlänglich tief und fest sei, ebenen sie die Stelle und lassen als Fufsboden eine feste Schicht, die wenigstens drei Fufs dick ist. Hierauf beginnen sie vom Mittelpunkte des beabsichtigten Umfanges der Hütte aus, welcher 10 Fufs oder mehr im Durchmesser hält, verschiedne keilförmige Schneeblöcke auszuhauen, welche etwa 2 Fufs lang und am äufsersten Ende einen Fufs dick sind. Diese werden dann mit dem Messer gehörig zugerichtet und reihenweise über einander zusammengefügt, bis sich das Ganze oben mit einer gewölbten Kuppel schliefst. Der von innen heraus gearbeitete Eingang liefert, bevor er geschlossen wird, Materialien für die obern Theile der Hütte. Während der Arbeit sind die Frauen beschäftigt, die Fugen der Blöcke mit Schnee auszufüllen, und die Knaben machen den Hundestall. Zuletzt wird das Eisfenster eingesetzt, die Schlafstelle vorgerichtet, und die Hütte ist fertig.

Unsere Reisenden machten sichs in der von ihren Begleitern aufgebauten Hütte, die freilich nicht ganz so vollkommen und geräumig war als die Hütten in den Dörfern, möglichst bequem und würden, nachdem sie ihre durchnäfsten Kleider getrocknet hatten, ziemlich gut geschlafen haben,

Digitized by Google

wenn nicht ein furchtbarer Lärm unter den Hunden entstanden wäre, die sich von ihren Banden losgemacht hatten und über Awacks Schlitten herfielen, um die Vorräthe von gefrornen Fischen oder vielleicht noch lieber die Felle von Moschusochsen anzugreifen, in welche sie eingepackt waren. Zum Glück war der Eigenthümer gleich bei der Hand und brachte die Hunde, die ihren Schmaus so eben erst begonnen hatten, zur Ruhe.

Während der unfreiwilligen Mufse, die die Reisenden jetzt genossen, hatten sie Gelegenheit, mancherlei mit den Eskimos zu plaudern. Es zeigte sich, dafs ihre Kenntnifs der umliegenden Länder und Inseln sehr ausgebreitet war. Commander Rofs erzählte ihnen von seiner frühern Reise und von den Eskimos, die er in *Iglulik* gesehen hatte und beschrieb ihnen die Art und Weise ihrer Jagden, ihrer Beschäftigungen und Spiele, woran sie grofses Interesse nahmen. Sie erzählten ihm nun ihrerseits, wie sie aus ihrer weit entfernten Heimath hieher gekommen waren. Zwei von ihren Landsleuten waren (vermuthlich am 2. oder 3. Septbr.) nordwärts auf dem Fischfang gewesen und hatten das Schiff der Engländer gesehen, welches von Eis umgeben sich einen Weg nach Süden bahnte. Sehr darüber beunruhigt brachen sie sogleich auf, und begaben sich zu ihrem Stamme nach *Neityelle*, bei welchem bald darauf eine Frau Namens *Kakikagiu* eintraf. Diese hatte eine Schwester, welche zu dem Stamme gehörte, der bei dem frühern Aufenthalte

Parrys auf Winter-Island mit den Engländern Bekanntschaft gemacht und Umgang gehabt hatte. Das Andenken an die gute Behandlung derselben war noch so lebhaft bei dieser Frau *Kakikagiu*, dafs sie Alles, was sie davon wufste, erzählte und dadurch den Entschlufs des ganzen Stammes rege machte, die Engländer aufzusuchen, wo sie auch immer sich zur Ueberwinterung niedergelassen haben möchten. Da diesen Polar-Nomaden eine Veränderung ihres Wohnsitzes nicht schwer fällt und ihr weniges Eigenthum leicht fortzubringen ist: so machte sich der ganze Stamm sogleich auf den Weg. Als man zuerst fremde und ungewöhnlich grofse Fufstapfen im Schnee erblickte, waren Alle sehr betroffen und ziemlich unschlüssig, ob sie weiter vorwärts gehen sollten. Aber die Beredsamkeit der *Kakikagiu* überwand bald jede Furcht, und Awack schilderte lebhaft die Freude, welche sie empfunden hatten, als Cap. Rofs und seine Begleiter beim ersten Zusammentreffen die Waffen wegwarfen.

Während dieser ganzen Erzählung vergafsen die beiden Eskimos nicht, tüchtig zu essen und zu trinken. Es lag am Tage, dafs sie nicht aus Hunger, nicht einmal aus Appetit, sondern wirklich nur aus angewöhnter Gefräfsigkeit so viel in den Magen hineinstopften, als nur Platz darin haben mochte. Da die mitgenommenen Vorräthe bald zu Ende gingen, so war es ein Glück, dafs das Wetter sich änderte und die Reise weiter fortgesetzt werden konnte, indem die Eskimos zugleich

Digitized by Google

Gelegenheit bekamen, neue Lebensmittel zu erhalten. Als aber Commander Rofs von einem kleinen Ausfluge zurückkam, den er zur Erforschung der nächstumliegenden Gegend gemacht hatte, fand er beide Führer *Awack* und *Ubluria* ämsig beschäftigt, ihre Schlitten zu packen, und mufste zu seinem Verdrufs hören, dafs sie Willens seien, zurückzukehren und frische Lebensmittel zu holen. Sie behaupteten nämlich, da sie ihre Spiefse zerbrochen hätten, um den beschädigten Schlitten auszubessern, so seien sie aufser Stande, Seehunde oder anderes Wildpret zu erlegen. Auf vernünftige Vorstellungen war unter diesen Umständen nicht viel zu rechnen. Es blieb nur die Drohung übrig, dafs Rofs und Blanky allein die Reise fortsetzen und dafs die Eskimos dann die versprochne Belohnung verlieren würden. Zugleich aber gab er ihnen die Versicherung, dafs er auf seinem eignen Schlitten im Ueberflufs mit Lebensmitteln versehen sei und dafs sie ihren Theil empfangen sollten. Die Reise wurde nun ohne weitern Aufenthalt fortgesetzt. Das Ergebnifs derselben, so wie zweier spätern Reisen, auf welcher letztern *Rofs* bis 200 engl. Meilen von *Franklins Umkehr-Spitze* vordrang, finden die Leser bereits im vorigen Jahrgange unsers Taschenbuches S. VI.

Erst am 17. Sept. gelang es, aus dem Felix-Hafen herauszukommen und wieder unter Segel zu gehen. „Man mufs ein Seemann seyn" — sagt der Verfasser — „um zu fühlen, dafs das Schiff,

welches uns mitten durch weite Meere trägt und jeder Bewegung unserer Hände gehorcht, nicht eine todte und träge Masse, sondern gleichsam ein belebtes uns unterthäniges Wesen ist. Aber auch nur ein Seemann begreift das unangenehme Gefühl, welches sich unser bemächtigte, als wir dieses nämliche Wesen ein ganzes Jahr lang unbeweglich, ungehorsam und wahrhaft todt hier liegen sehen mufsten. Man denke sich unsere Freude, als es wieder lebendig wurde und uns nach langer Gefangenschaft wieder in Freiheit setzte!“ Leider währte dieses Vergnügen nicht lange, denn schon am letzten Oktober mufste das Schiff in einem neuen Winterhafen vor Anker gehen.

V.

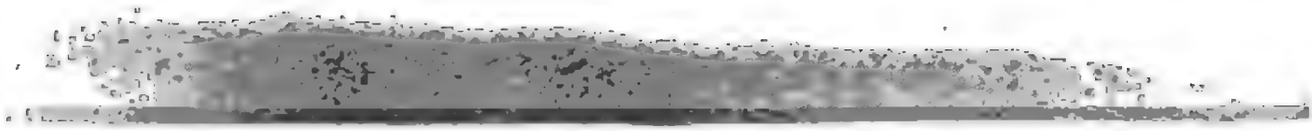
DAS VOLK DER PEHUENCHEN IN SÜD-AMERIKA.

Wir entlehnen die folgenden Notizen über das bisher fast ganz unbekannt gewesene Volk der Pehuenchen in Süd-Amerika aus dem vor Kurzem erschienenen ersten Bande der vom Prof. *Eduard Pöppig* aus Leipzig während der Jahre 1827 bis 1832 unternommenen *Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonen-Strome* *), deren Wichtigkeit sich schon aus der kurzen Nachricht, die wir darüber S. XXIX. des XI. Jahrganges mittheilten, noch mehr aber aus den in „Frorieps Notizen für Natur- und Heilkunde“ erschienenen Briefen des Verfassers beurtheilen liefs. Prof. Pöppig lernte die Pehuenchen kennen, als er in

*) Leipzig, 1835. Nebst einem Atlas von 8 lithographirten Blättern in Royal-Folio, von welchen wir eines haben copiren lassen.

Digitized by Google

Wrestling scene. Fr. Gr. Egypt. ca. Roman.



den J. 1829 und 1830 die chilenische Provinz Concepcion und namentlich den Vulkan Antuco besuchte.

Der *Pehuenche* (*Pehuentsche* *) ist ein Nomade, der sich nie an feste Wohnorte gewöhnen wird und sich schon dadurch von den *Araucanen* unterscheidet, welche übrigens mit ihm demselben Zweige des grofsen Stammes der kupferfarbnen Rasse Amerikas, dem *patagonischen*, angehören.**)

---

*) Die Endung *che*, welche in den Namen mehrer südamerikanischen Nationen vorkommt, bedeutet *Volk* oder *Leute; Pehuenches* heifst *Leute aus den Araucarien-Wäldern.*

**) Der Verf. bemerkt (S. 461.), dafs die in Europa unter dem Namen der *Araucaner* bekannte Nation südlich von Chile, zwar etwas civilisirter sei als ihre Nachbarn, in so fern sie Ackerbau treibt, feste Häuser erbaut und Versuche, zu einer Regierungsform zu gelangen, gemacht habe, übrigens aber doch nur ein Haufe von Wilden sei, und dafs Alles, was *Molina*, *Herrera* und Andere über hohe Civilisation der Araucaner geschrieben, sich in Fabeln auflöse. „Kenntnisse" — sagt er — „wurden ihnen zugeschrieben, welche Niemand unter Wilden suchen wird, die nicht einmal die ersten Versuche zur Festhaltung einiger Bildung durch Erfindung einer geschriebnen Sprache machten. Wunder werden von kriegerischen Dispositionen erzählt, wo der unbefangene Beobachter nur rohe Räuberhaufen erkennt, die sich am Ende darum gut schlagen, weil sie wissen, dafs der siegreiche Feind ihnen keine Verzeihung angedeihen lassen wird. . . . . Dieselbe Barbarei, welche unverdrängbar die übri-

Aus angestammter Neigung zum Wanderleben, vielleicht auch durch die Noth gezwungen, zieht er stets in den Anden herum und erscheint bald als ein Hirt, der keinen andern Reichthum kennt als seine Heerden, bald als ein kühner Räuber, der im Kriege die häuslichen Sorgen den Weibern übergiebt, in die Ebenen hinabsteigt und seine verderblichen Streifzüge zuweilen bis an die Thore von *Buenos Ayres* ausdehnt, wo er unter dem Namen des Pampas-Indiers bekannter ist. Nur wenn der Winter, besonders in den kalten Monaten des Juli und August, alle höhern Gegenden mit tiefem Schnee belegt hat, wenn die dauernden Regenstürme und das unbeschreibliche Anschwellen der Flüsse, das Umherkreuzen unmöglich gemacht haben, nur dann erbaut er sich eine etwas dichtere Hütte, um zu überwintern. Mit dem wegschmelzenden Schnee wandert er höher und höher in die Gebirge, jedoch selten aus dem Bezirke hinaus, der seit undenklichen Zeiten seinem Stamme angehörte. Noth und gleiches Bedürfnifs haben die entferntesten Nationen, unter denen nie Verwandtschaft bestanden hat, zu denselben Erfindungen, zu denselben Verfahrungsarten in ihrem häuslichen Leben veranlafst. Der Pehuenche giebt davon ein Beispiel, denn in Wohnung, der Wahl seiner Lebensmittel, seiner Reiterei und seinen

---

gen Indier Amerikas gefangen hält, deckt ihre nächtlichen Fittiche auch über die braunen Eingebornen Chiles.

Waffen ist er mehren *nordasiatischen* Völkern sehr verwandt. Sein Haus gleicht der Jurte des *Tataren* und dem des *Kansas - Indiers* in *Nord-Amerika*. Einige wohlbereitete Ochsenhäute, welche leicht verbindbar in Kegelform über aufgerichtete Stäbe befestigt sind, gewähren genügenden Schutz gegen die kalten Windstöfse von den Schneegebirgen und die Regen des Winters. In jenen Anden wächst die nützliche *Colliguë*, ein baumartiges Gras mit ästigem Stamme, selbst noch in Erhöhungen über dem Meere, wo der Baumwuchs aufhört, und liefert dem Indier überall das Geripp seines Zeltes *(Toldo)*. Auf irgend einer kleinen Ebene der neugefundnen Weideplätze errichtet der angekommene Haufen die spitzigen Hütten, und wählt dazu das Ufer eines nahen Baches, dessen eiskaltes Wasser in jeder Jahreszeit zum Baden dient. Ringsumher weiden die unbewachten Heerden, aber vor den Hütten steht immerwährend ein Pferd gesattelt, und die gefährliche Lanze steckt daneben in dem Boden. Im Innern brennt ein Feuer, auf dem zu allen Tageszeiten irgend etwas im Bereiten ist, denn ohne sich an Stunden zu binden, geniefst jedes Mitglied der Familie, wenn es der Hunger treibt. Sobald man weiter reist, werden die Felle aufgerollt, und einige Packpferde transportiren schnell das bewegliche Dorf nach einem entferntern Thale. Der Hausrath ist gering, denn unzählige Gegenstände sind dem Nomaden entbehrlich, deren der Ackerbau treibende bedarf. Einige Schaffelle zum Schlafen, einige viereckige

Säcke aus Kuhhaut mit Meisterfertigkeit genäht, die Sättel mit ihrem Zubehör, die Lanze, der Lasso und die Wurfkugeln (*Laquen*, *Bolas* der Chilenen) sind ungefähr Alles, was man erblickt.

In jeder neuen Niederlassung wird neues Kochgeschirr verfertigt, denn die Männer essen ganz erstaunliche Portionen, jedoch ohne sich in der Wahl ihrer Nahrungsmittel sehr delikat zu bezeigen. Vor Allem lecker dünkt ihnen das Stutenfleisch, und nur Noth mag sie zum Tödten einer Kuh veranlassen. Obwohl gewöhnt, alles Fleisch zu buccaniren oder zu rösten, giebt es doch Keinen, der da glauben würde, übler daran zu seyn, wenn er, durch die Nähe des Feindes am Anzünden eines Feuers gehindert, es roh essen müfste. Da sie nie das Feld bauen, eine Beschäftigung, welche unter ihnen gewissermafsen für entehrend und unmännlich gilt, so sind sie Monate lang allein auf Fleischkost beschränkt. Vor der Revolution erkauften sie von den Chilenen grofse Quantitäten von Mais und Hülsenfrüchten für die Viehheerden, allein jetzt hat in Folge des Krieges dieser Handel aufgehört. Sie würden des Genusses der Pflanzennahrung ganz beraubt seyn, hätte nicht die gütige Natur auch für den rohen Eingebornen der Anden mütterlich gesorgt und ihm die nährenden Körner des *Pehuen (Araucaria)* gegeben. Die Sammlung und Bereitung dieser Samen und die Verfertigung der geistigen Getränke (aus dem *Molle*, der *Aristotelia*, der *Berberis*), denen

die Pehuenchen im Uebermafs ergeben sind, fällt den Weibern anheim.

Wie unter allen Völkern auf einer sehr niedrigen Cultur-Stufe sind die Frauen der Pehuenchen geplagte Lastthiere, denen selbst solche Geschäfte aufgebürdet werden, welche in andern Gegenden Niemand für weibliche halten wird. Das Pferd, welches der Eheherr am frühen Morgen besteigt, mufs die Frau einfangen, herbeibringen und satteln. Sind die Haushaltungen auf einer Wanderung begriffen, so wird es den Weibern zur Pflicht, den Zug der Thiere in Ordnung zu halten, die Lastthiere kunstgerecht zu bepakken, auf den Ruheplätzen sie zu entladen, die Feuer anzuzünden, mit Einem Worte, dem häuslichen Despoten zu dienen, der theilnahmlos der Ruhe pflegt. Auf dem Marsche tragen die Frauen ihre Kinder in Binden, zum Theil auch in einer Art von Wiegen *(Cuplhue)*, auf denen der Säugling senkrecht festgebunden steht, eine Vorrichtung, welche derjenigen der Caraiben von *St. Vincent* gleicht, die *Edwards* abbildet. Die geringste Vernachlässigung nur einer von diesen vielen Pflichten zieht harte Züchtigungen nach sich, und auffallend ist die Menge tiefer Narben, welche manche Pehuenchen-Weiber bedecken.

Indessen wird es auf der andern Seite den Freiern schwer gemacht, zum Besitz eines Mädchens zu gelangen. Meldet sich ein solcher, so setzt man ihm einen Preis, der im Verhältnifs zum gegenseitigen Reichthum, aus Pferden, Sattel-

zeug, silbernen Spornen, Zierrathen und Waffen besteht, und dann *Quegutun* heifst, oder der Preis wird in Kühen und Schafen erlegt und dann *Mavutun* genannt. Zeigt sich der junge Mann geneigt, den Preis zu zahlen, so gilt es nicht für einen niedrigen Treubruch, wenn der Vater die Forderung erhöht und den Freier so hoch zu treiben sucht, als er nur irgend kann. Allein mit der Befriedigung der Aeltern ist der Handel noch nicht geschlossen, sondern auch jeder Verwandte des Mädchens mufs im Verhältnifs seines Verwandtschaftsgrades ein Geschenk erhalten. Festlichkeiten oder irgend eine Art von bürgerlichen oder religiösen Ceremonien sind bei dem Schliefsen dieses zarten Bundes nicht gebräuchlich. Der Ehemann hat das Recht, seine Frauen zu verstofsen, und der Anblick des Zusammenlebens ist unter diesen Menschen weit entfernt, dem Beobachter freundliche Bilder eines stillen häuslichen Glücks darzubieten. Der Mann nimmt wenig Theil an dem Zustande seiner Frauen, und geht in seinem Stolze so weit, sie für eine Art von Geschöpfen zu halten, die von der Natur weit unter den Mann gestellt worden.

Dafs aber diese Indier im Stande sind, die Freundschaft mit einem gleichen Wesen als ein hohes Gut zu betrachten, geht aus einem eigenthümlichen Gebrauche hervor, den alle verwandte Stämme theilen. Zwei Männer, die sich gefallen, errichten mit mancher Ceremonie ein Freundschaftsbündnifs unter sich (*Lacutun*, Zeitwort

Digitized by Google

von *Lacu*, ein Paar, abgeleitet), welches mit Gewissenhaftigkeit aufrecht erhalten wird, und nicht in jenen Aeufserlichkeiten besteht, auf welche, sonderbar genug, diese Völker so viel Werth legen, sondern in alle Verhältnisse ihres Lebens eingreift. Wo sich irgend die zwei Glieder des Lacu treffen, sind sie verbunden, vorzugsweise mit einander umzugehen. Sie schlafen im Bivouac auf demselben Felle, und trennen sich im Kriege nie, um an verschiednen Orten zu fechten. Häufig besuchen sie sich und dann kommt es dem Wirthe zu, ein Schaf zu tödten und das gebratne Herz als erstes Gericht allein mit seinem Freunde zu verzehren. Im Kampfe ist der Eine für den Andern sich zu opfern verbunden, und Beide müssen sich in jeder Noth ohne Furcht und ohne Rücksicht beistehen. *)

Die Familien sind nicht zahlreich, und es scheint, so weit solche Dinge unter wilden Völkern zu ergründen sind, dafs Mädchen in unverhältnifsmäfsig gröfserer Zahl als Knaben geboren werden, und dafs Vielweiberei nicht der einzige Grund davon seyn könne, da viele der ärmern Pehuenchen sich mit Einer Frau begnügen müssen. Die Erziehung ist dem Culturzustande an-

*) Ein ähnlicher Freundschaftsbund unter je zwei und zwei Jünglingen besteht, wie bekannt, auch in Europa, bei den Morlacken. Die Jünglinge werden, gleichsam wie Braut und Bräutigam, vom Priester förmlich eingesegnet.

Digitized by Google

gemessen. Die Kinder lernen, wenige Monate alt, sich auf dem Sattel hinter der Mutter anklammern, und erlangen bald die Fertigkeit, anhaltende und schnelle Ritte gleich den Erwachsenen zu ertragen. Mit etwas zunehmenden Kräften lernt das Mädchen Mais zwischen ein Paar Steinen zerquetschen, die Samen des Pehuen für den Winter aufbewahren, die Heerden abwarten, einen Poncho weben, und zuletzt erbt sie die Färberkünste der Mutter, die oft nicht verächtlich sind. Der Knabe wächst wilder und unabhängiger auf und wird in einem Alter, wo unsere Kinder kaum allein zu gehen vermögen, schon zum kühnen Reiter. Er erlangt bald Uebung im Gebrauch der Waffen, zieht später mit in den Krieg, und nimmt Theil an den Berathungen, ohne dafs man ihn so grausamen Ceremonien der Aufnahme und Mündigsprechung unterwirft, wie sie unter nordamerikanischen Indiern gebräuchlich sind. Doch sehen es die Aeltern gern, wenn sich die Knaben blutige Gefechte liefern, und gerathen bei solchen Gelegenheiten wohl selbst an einander. Wird dennoch Einer zufällig getödtet, so tritt das Recht der Blutrache ein und der Todtschläger wird unfehlbar von den Verwandten der Gegenpart ermordet. Indessen geschieht dieses nie ohne vorgängige Warnung und ohne einen Blutpreis zu verlangen, der in der Regel bezahlt wird und die Fehde beendigt. Unter den Araucanen herrscht die Sitte, durch Uebersendung von *Pron* (Schnüren, die in Zusammensetzung

und Gebrauch den *Quipos* der alten Peruaner ähnlich sind) die Zahl und Art der Dinge anzuzeigen, die man zur Sühne verlangt. Die rothe Farbe der Schnüre deutet an, dafs der Nichtzahlung ganz gewifs die blutigste Rache auf dem Fufse folgen werde.

Der Kunstfleifs der Erwachsenen unter den Pehuenchen ist nicht sehr bedeutend, und beschränkt sich meistens auf die Verfertigung von Dingen, welche ihnen Eitelkeit und Putzliebe unentbehrlich machen. Wenn auch Mancher die Bearbeitung der Metalle unternimmt, die im rohen Zustande von den Chilenen erhandelt werden, so ist das Werk doch höchst roh, da spitze Steine oft die Stelle von Hämmern vertreten müssen. Soviel man weifs, hat es noch nie einem Pehuenchen gelingen wollen, das Kunstwerk eines Pferdegebisses herzustellen, daher sie diesen Artikel von ihren Nachbarn beziehen. Die von ihnen verfertigten Silberzierrathen haben kein anderes Verdienst als das der grofsen Gewichtigkeit. Zu der Zeit, wo sich der Verf. unter den Pehuenchen aufhielt, waren eben Ohrringe unter der Form von Vorlegeschlössern in der Mode, von welchen das Paar an zwei Pfund wog, so dafs besondere Schnüre diesen schweren Schmuck am Stirnbande befestigen und die Ohren vor dem Zerreifsen schützen mufsten. Bewunderung verdient jedoch ihre feine Verarbeitung von dünnen Streifen ungegärbter Pferdehaut. Ueber eine Schnur von Pferdehaaren flechten sie, ohne je sich zu ver-

Digitized by Google

wirren, 12 bis 15 schmale Riemen in künstlichen Mustern zu Zäumen und Sattelgurten zusammen. Ihre Reitstiefeln ohne Nath (*Zumeles*) bestehen aus dem Hinterfufse eines Pferdes, dessen Haut man oberhalb des zweiten Gelenkes zirkelförmig durchschneidet, abstreift, durch vorsichtiges Schaben und Gärben mit alaunhaltiger Erde (*Polcura* der Chilenen), die sehr häufig in den Anden vorkommt, geschmeidig macht und endlich zu einem Strumpfe gestaltet, welcher blofs unten an der Spitze zugenäht wird.

Von jeher ist das ganze Volk, als gewaltig putzsüchtig, von seinen Nachbarn mit grofsem Mifstrauen angesehen worden, wenn bei allgemeinen Versammlungen ein Kriegszug gegen die Spanier ausgeführt werden sollte. Die Pehuenchen kamen dann so geputzt und so weibisch geschmückt, dafs nur ihr wirklich tapferes Fechten ihnen die verlorne gute Meinung der wilden Verwandten wieder verschaffen konnte. Der Poncho, den die Weifsen von ihnen annahmen, deckt ihre nackten Schultern und um die Hüften schlagen sie eine Decke (*Chamal*), welche bis auf die Knöchel herabhangt und einem Weiberrocke gleicht. Beinkleider und Hemden sind ihnen höchst unangenehm und nie tragen sie die, welche sie als Geschenk erhalten. Die Zumeles sind mit silbernen Knöpfen von grofser Schwere benäht; der Zaum und der fufsbreite silberne Schild, welcher von reichern Kaziken getragen wird, mögen bisweilen einige hundert Thaler werth seyn. Keiner

bedeckt das Haupt. Man läfst das Haar zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen wachsen und knüpft es im Lager in einen Knoten, durch den ein rothes Band geflochten wird. Die Weiber hüllen sich in eine einfache wollne Decke, welche die Arme blofs läfst und mit einem Gürtel befestigt wird. Das wohlgepflegte Haupthaar fällt in zwei langen Zöpfen herab, die weiter unten durch Schnüre im Halbkreis verbunden werden, an denen ein Ueberfluſs von Schellen, Glaskorallen und polirten Kupferstücken hangt. Aehnliche Ketten umgeben den Hals, und so plump ist der Schmuck, dafs er zusammen einige Pfund wiegt. Der Wohlhabenheit einer Frau entspricht die Gröfse und Schwere dieses Putzes, und aus dem Klirren des noch ungesehenen Besuches kann man leicht auf seine Wichtigkeit schliefsen.

Die Pehuenchen sind stets mit irgend einem ihrer Nachbarvölker im Kriege begriffen, wozu der Grund in den Verhältnissen des nomadischen Lebens liegt. Als Besitzer grofser Heerden müssen sie weit umherziehen, um neue Weiden aufzufinden. Begegnen sie nun innerhalb des Landstrichs, den sie durch Ueberlieferung als Eigenthum ansehen, einem andern Stamme, so kommt es erst zu Händeln und bald zu einem allgemeinen Kriege, bei dessen Führung aber keine Uebereinstimmung herrscht. Mag auch der Streit das ganze Volk betreffen, so zieht doch jeder Häuptling mit seinen Leuten aus, ohne einen Oberbefehlshaber anzuerkennen oder mit andern Kaziken

Digitized by Google

sich zu verbinden. Für die gröfste Kriegskunst gilt es, den Feind auf einem unbewachten Punkte zu überfallen, in das offne Land einzubrechen und den Landmann die ganze Furchtbarkeit eines Indier-Krieges empfinden zu lassen. Sie wissen es so einzurichten, dafs sie bei dem Gränzorte, der dem Untergange geweiht ist, des Nachts eintreffen. Kaum graut der Morgen, so stürzen sie unter furchtbarem Geschrei und ohne Ordnung in das unbewehrte Dorf, und so rasch verbreitet sich die wüthende Horde, dafs den Einwohnern selten Zeit zur Flucht bleibt. Die Scene von Barbarei und von Zerstörung, die dann beginnt, ist grausenhaft. Was irgend Werth zu haben scheint, wird geraubt, das Uebrige zerstört, die Heerden werden weggetrieben und der Ueberfluſs derselben getödtet. Die Männer und die halberwachsnen Knaben werden ohne Barmherzigkeit gemordet, den ältern Frauen bleibt nach mancher rohen Mifshandlung das Leben. Die Mädchen und die jüngern Weiber werden fortgeführt, und haben, zum Leben mit dem Sieger verurtheilt, nur wenig Hoffnung, je ihr Vaterland wiederzusehen. Den Beschluſs macht das Anzünden der ärmlichen Hütten, und durch die Flammen und über die blutigen Spuren der Morde zieht der furchtbare Schwarm eilig davon. Weniger als zwei Stunden reichen hin, diese Scene zu eröffnen und zu beschlieſsen. Die Pehuenchen verschwinden eben so schnell als sie kamen, und nur die rauchenden Trümmer und der Jammer der wenigen am Leben

Digitized by

geblichnen Bewohner zeugen von dem verderblichen Besuch.

Wenn unvermeidliche Umstände die Pehuenchen zum Fechten zwingen, so fehlt es ihnen nicht an Muth. Ihr Angriff ist schnell und wüthend, aber auch im Augenblick vorüber, wenn ihnen kalter Widerstand geleistet wird, und einmal abgeschlagen, kehren sie nicht wieder um. Sie werfen vorher die wenige Kleidung ab und steigen so zu Pferde, Arme und Gesicht mit frischem Pferdeblut bestrichen. Nie fechten sie zu Fufs und sie führen keine andern Waffen als die Lanze, welche aus einem 18 Schuh langen Rohr des Colliguë besteht und mit der kunstreich daran befestigten kupfernen Spitze in der Hand des Pehuenchen eine sehr furchtbare Waffe ist. In einiger Entfernung in eine Reihe aufgestellt, ertönt plötzlich das betäubende Geschrei des Chiboteo. Wenn das Signal erfolgt, werden die langen losen Haare nach vorn über das Gesicht geworfen, und Alles stürzt, über den Hals des galoppirenden Pferdes gelehnt und die schwankende Lanze unter dem Arme, toll brüllend auf den Feind los, der verloren ist, wenn ihn beim Anblick dieser, dem Anscheine nach aus Unholden der Unterwelt bestehenden Schaar seine Kaltblütigkeit verläfst. Im Fliehen sucht sich der Pehuenche durch seine Reitkunst zu retten, und entkommt selbst dem Chileno, obwohl dieser zu Pferde Wege einschlägt, auf denen ihm kein Europäer folgen würde. Verfolgend aber ist derselbe Nomade nicht minder

Digitized by Google

furchtbar, denn was er mit der Lanze nicht erreicht, das trifft der sichere Wurf der *Bolas* oder Wurfkugeln.

Selten machen die Pehuenchen auf ihren vielfachen Kriegszügen Gefangne, und jeder kämpft wohl eher bis zum letzten Augenblick, ehe er sich einem Schicksale aussetzt, welches ihn, je nach Laune der Sieger, in mehr oder minder furchtbarer Gestalt treffen kann. Während *Pöppigs* Aufenthalt in Antuco kehrte eine Kriegspartei aus den südlichen Anden zurück, der es gelungen war, einen Häuptling des verhafsten Stamms der *Moluchen* zu fangen. Der Unglückliche sollte der Rache zum Opfer fallen, und weder die Verwendung des chilenischen Commandanten noch das Anerbieten von ansehnlichen Geschenken vermochten etwas über die aufgereizten Indier, die mit Ungeduld den nächsten Morgen erwarteten. Der Gefangne harrte auf das Unvermeidliche mit jener stumpfen Gleichgültigkeit, die mit dem Muthe des Helden nichts gemein hat. Die ganze Nacht hindurch erscholl der Lärm des Siegesfestes, eines widerlichen Bachanals, und mit dem ersten Licht des Morgens versammelte sich vor dem Fort ein weiter Kreis der Männer und aller Frauen. Der Gefangene stand im Mittelpunkte eines zweiten engern Kreises, den gegen zwanzig Krieger, jeder mit seiner langen Lanze bewaffnet, bildeten. Drei flache Gruben hatte man vor seinen Füfsen ausgehöhlt und ihm selbst einen kurzen Stab in die Hände gegeben. Mit lauter Stimme erzählte er

Digitized by Google

von seinen Thaten und nannte alle Feinde, die unter seinem Arme fielen, und jeden Namen bezeichnete ein abgebrochnes Stück des Stabes, das er in eine der Gruben warf und verächtlich mit Füfsen trat. Immer lauter wurden die empörten Zuhörer und die Weiber, zu Furien verunstaltet, antworteten mit gellendem Gekreisch auf jeden neuen Namen. Eine Lanze nach der andern senkte sich und umgab die Brust des höhnenden Feindes in immer engerem Kreise. Da fiel das letzte Stück des Stabes und mit ihm der letzte und gröfste aller Namen, und aus hundert Kehlen erscholl zugleich das furchtbare Schlachtgeheul des Chilboteo. An zwanzig Lanzen durchbohrten den Gefangnen, bis er todt zu Boden fiel.

Im Frieden sind die Pehuenchen gastfrei gegen Fremde und gewähren ihren Handelsfreunden stets die beste Aufnahme. So rechtlich aber sie sich gegen diese benehmen, so wenig glauben sie dem Nichtempfohlenen Rücksichten schuldig zu seyn. Sie halten Räuberei gegen den Unbekannten, die oft mit Mord verknüpft ist, für eben so ehrenvoll, wie der Europäer einen Krieg nach völkerrechtlichen Grundsätzen. Im Handel sind sie ehrlich und mifsbilligen feigen Diebstahl und Betrug. Wenn nach achttägiger Reise eine Karawane aus der *Isla de la Laxa* *) im Pehuenchenlande an-

*) Diefs ist der östliche Theil der chilenischen Südprovinz *Concepcion*, welcher vom Volke den Namen *Insel* (*Isla*) erhalten hat, weil er von mehren Flüssen eingeschlossen wird.

Digitized by Google

kam, begab sie sich nach dem Hause des mächtigsten Kaziken, der das Ereignifs sogleich seinem Stamme zu wissen that. Aus allen Thälern strömten die Handelslustigen zusammen, bestimmten die Preise und nahmen die Waaren mit sich fort. Der Tag der Abreise der Chilenen war bekannt, und nie geschah es, dafs der Schuldner ausgeblieben oder in der Art der Zahlung betrügerisch verfahren wäre. Solche Freundschaft gegen Weifse im Frieden ist freilich nicht ohne Eigennutz. Die Indier sind sehr begehrlich, denn obwohl sie sich dem Fremden stets mit einem Geschenke nahen, so erwarten sie dafür bei weitem mehr als seinen Werth zurückzuerhalten. Nichts ist so leicht, als bei ihnen in den Verdacht des Geizes zu kommen, und wer einmal das Beiwort *Culme Huinca* (geiziger Weifser) erhalten hat, darf auf keine fernere grofse Freundschaft rechnen.

Auf Bezeigung gegenseitiger Achtung halten sie sehr viel; ein kalter Empfang macht sie verdriefslich, und wer bedeckt in ihre Toldos tritt, mag leicht mit einem ärgerlichen „*entuge mi curtivia*“ (nimm deinen Hut ab) an seine Pflicht erinnert werden. Ihr Gruſs ist dem der Araucanen gleich und besteht in dem Worte *marimari*, jedoch mit minder deutlicher Aussprache des Buchstaben *R*, der ihnen schwer wird und in ihrer Sprache selten vorkommt. Ein ansehnlicher Weinvorrath verschaffte dem Verfasser die Besuche der Kaziken fast allzu oft; allein obgleich überzeugt von seiner Unkenntnifs ihrer Sprache ergossen sie

sich stets in langen Anreden. Der gemeine Pehuenche giebt zum Gruſs die Hand, und nur der Kazike umarmt den Fremden. Sich dieser Ceremonie entziehen zu wollen, würde für unhöflich gelten, und selbst von der Erwiederung hangt es ab, ob man für aufrichtig gehalten werden soll. Das Umarmen muſs nämlich mit der kräftigsten Anstrengung geschehen; je wärmer die Zuneigung, desto unerträglicher ist das Pressen, und wer das Unglück hat, für eine wichtige Person zu gelten, oder sehr beliebt zu seyn, mag darauf rechnen, daſs nach mehrfachen Begrüſsungen dieser Art ihm kaum der Athem bleiben dürfte, um für die erhaltne Höflichkeit angemessen zu danken. Dabei ist nicht zu vergessen, daſs man während der Umarmung den Kopf drei Mal wendet, bald über die rechte, bald über die linke Schulter seines Freundes blickt, und jedes Mal *mari* ruft.

An langen Anreden fehlt es bei solchen Gelegenheiten nicht. Es gilt für ein groſses Talent unter jenen Nomaden, wenn auch nicht gerade ein bündiger, doch ein unerschöpflicher Redner zu seyn, und ihre Versammlungen sind daher ziemlich langweilig. Bei den Berathungen mit den chilenischen Offizieren setzen sich die Kaziken im Kreise, und der Berichterstatter tritt in die Mitte. Unbeweglich und starr auf den Boden blickend, beginnt er langsam und mit lauter Stimme seine Rede und kreischt das letzte Wort jeder Periode um eine Oktave höher als im Redeton hervor. Bald eintönig und bald aufschreiend erreicht der

Redner einen Hauptabschnitt, und fällt dabei zwar in den gewöhnlichen Ton, aber die Schlufsworte poltert er mit aufserordentlicher Schnelligkeit hervor. Anstatt dafs nun der Dolmetscher diese Erzeugnisse der Redekunst sogleich dem ungeduldigen Weifsen mittheilen dürfte, wendet sich der älteste Kazike an den Letztern, um den Inhalt des Gesprochnen zu wiederholen, und nun erst darf der Dolmetscher das Ganze spanisch übersetzen. Ihr Gesang, der aber nur im Zustande der Trunkenheit hörbar wird, ist ihren Reden ziemlich ähnlich. Allen scheint die Neigung zur Musik abzugehen, denn nie entdeckt man in ihren Hütten irgend ein tönendes Instrument. Berauscht pflegen sie zu tanzen, wenn anders wunderliche Verdrehungen des Körpers und eine stampfende Bezeichnung des Taktes mit den Füfsen, wobei jedoch der Standort nicht verlassen wird, den Namen des Tanzes verdienen.

Bei aller Aufmerksamkeit ist es dem Verf. stets unmöglich gewesen, Spuren eines religiösen Cultus bei den Pehuenchen zu entdecken. Es ist eine sonderbare, wenn auch bei andern wilden Völkern schon gemachte Bemerkung, dafs sie kein passendes Wort für den Begriff Gottheit haben. Die Missionäre sind gezwungen gewesen, das spanische Wort *Dios* in Maynas und auf Patagoniens Gränze einzuführen. Die Pehuenchen-Sprache hat nur einzelne Worte, um gewisse Attribute der Gottheit auszudrücken. *Gen Lavquen* heifst Beherrscher der Meereswellen und *Gen Talca*

Herr des Donners; allein die zartern Namen, die ein kindlich frommer Sinn erfindet, und die Unendlichkeit, welche der stärkere Geist des Weifsen mit Einem Worte begreift, vermag der stumpfe Urmensch Amerikas nicht zu erfassen. Blofs aus dunklem Gefühl, aber nicht aus Ueberzeugung, nehmen alle chilenische Indier die Fortdauer der Seele an und glauben an elysische Gefilde, allein sie schmücken sie in dem Mafse aus, wie sich die Phantasie des Wilden das gröfste Glück und die höchsten Genüsse denkt. Die Meinung aller Stämme verlegt ihr Paradies jenseits des grofsen Meeres, in dem die Sonne untergeht. Was der Verstorbne zur weitern Reise nöthig haben möchte, sein Reitzeug, seine Lanze und die nährenden Samen der Araucaria, legt man ihm in sein flaches Grab. Dem Reichen giebt man wohl auch den besten Silberschmuck mit, und blutig ist die Rache, wenn der Chileno zur Plünderung der Leiche sich verführen läfst. Der Stamm der *Huillichen* hat die Gewohnheit, den Todten und sein bestes Pferd zu balsamiren, am Rauche zu trocknen und spät erst zu begraben. Der *Moluche* bindet neben dem Grabe das Pferd an, und läfst es da, wenn es ihm nicht gelingt, sich zu befreien, Hungers sterben. Mit den Leichnamen der Weiber macht man keine Umstände, sondern begräbt sie am ersten besten Orte ohne alle Ceremonien.

Der Glaube an Gespenster ist allen Pehuenchen eigen. Die nächsten Anverwandten werden von den Ueberlebenden am meisten gefürchtet, in-

Digitized by Google

dem man glaubt, dafs sie in einer schreckenden Gestalt wiederkehren, um die Hinterlassenen zu beunruhigen. Stets schafft man den Verstorbnen mit den Füfsen zuerst aus dem Toldo, denn wenn er in einer andern Lage hinausgetragen würde, so könnte sein irrendes Gespenst dahin zurückkehren. Verläfst die Horde das Thal, wo sie längere Zeit sich aufhielt und Einige aus ihrer Mitte begrub, so wird der Weg unter vielen sonderbaren Gebräuchen angetreten, und der Pfad mehrmals durchkreuzt, damit die etwa folgenden Gespenster die Spur verlieren mögen.

Der Schaden an ihren Heerden oder was sie sonst Unangenehmes erleiden, wird stets einer übernatürlichen Ursache zugeschrieben. Auch auf den chilenischen Landmann ist dieser Glaube übergegangen, denn auch er spricht stets, „dafs man es ihm angethan," wenn er erkrankt oder Seuchen seine Hausthiere befallen. Für den nomadischen Indier kann es kein gröfseres Unglück geben, und daher schreibt er es stets der Zauberei einer feindlichen Horde zu. Ihre *Machis* (Matschis), Menschen, die sich der Verbindung mit den unterirdischen Mächten rühmen, sprechen bei einem mitternächtlichen Feuer den Fluch der Verderbnifs über die Heerden des Feindes aus und suchen die eignen durch Zauberspruch zu sichern. Nur der gewaltsame Tod scheint dem Pehuenchen naturgemäfs, die Krankheit aber, besonders wenn sie in weniger klarer Form auftritt, ist stets die Folge der Bezauberung. So sehr nun diejenigen Männer

geehrt sind, welche durch Vertrautheit mit unheimlichen Wesen dem Feinde schaden, so sehr verfolgt die Rache alle, die ihre Macht gegen die eigne Horde gebrauchen. Wer eines solchen Verbrechens angeklagt wird, ist meistentheils verloren, allein nur selten trifft dieses Loos Andere als kinderlose und unbeschützte Wittwen. Urtheilsspruch und Feuertod sind Eines, und nur die öffentliche Meinung richtet.

Die *Machis*, die roheste Urform eines priesterlichen Standes, gehören beiden Geschlechtern an und unterscheiden sich durch nichts im Aeufsern. Sie sind bejahrt und nicht unbekannt mit den Heilkräften der Pflanzen, denn in der That weicht manches äufsere Uebel ihrer empirischen Kenntnifs. Indessen ist der Vorrath der gewöhnlich gebrauchten Heilmittel nicht grofs, und die Pflanzen sind zum Theil dieselben, die auch der chilenische Bauer anwendet. Den Aderlafs kennen sie, obwohl sie ihn ziemlich ungeschickt anwenden. Als Werkzeug dient ein mühsam zugespitztes Stück Basalt (*Malin*), welches in dem Spalte eines Stieles von hartem Holze befestigt ist. Venen, welche in fleischigen Theilen liegen, damit zu öffnen, verstehen sie nicht, allein sie wählen entweder eine Ader zunächst der Haut, oder durchstofsen einen Finger von einer Seite zur andern und bringen auf diese Art wenigstens eine Blutung hervor. Der Einflufs der Sterne, besonders hell leuchtender Gruppen, z. B. des südlichen Kreuzes (*Melirito*), wird für unzweifelhaft angenommen.

Es ist nicht leicht, die Machis bei ihren Kuren zu beobachten, und nur der Freundschaft eines alten Mannes dieser Klasse, welchem Prof. Pöppig die Heilkraft einiger Pflanzen kennen gelehrt hatte, verdankte er einst bei einem Heilungsverfahren den Zutritt. Eine weite Fellhütte, zu diesem Behufe errichtet, nahm den Kranken auf, welcher sichtbar an Rheumatismus litt. Auch einige seiner Verwandten gesellten sich dazu. Die Thüre wurde ängstlich verschlossen und ein hohler Warnungsruf vertrieb die neugierigen Lauscher aus der Nähe. In der Mitte brannte das Holz des geheiligten Baumes Drymis, und rings umher waren Zweige desselben angebracht. Noch glimmten andere harzige Stoffe, so dafs der enge Raum mit dickem Dampf erfüllt war. Der Machi begann die Entzauberung mit einem langsamen, zuweilen unterbrochnen Gesange, der aus der innersten Brust dumpf hervortönte, und die Umstehenden begleiteten das Zauberlied mit taktweisem Klappern einiger Blasen, die mit Erbsen gefüllt schienen. In dem Verhältnisse, wie die Stimme sich erhebt und schneller wird, vermehrt sich dieser Lärm, und endlich brechen die Gehilfen in lautes Kreischen aus. Der Arzt fällt in Extase, die bald in wüthendes Gebrüll und widerliche Verdrehungen des Körpers ausartet. Stürzt er in Zuckungen zu Boden, so steht man ihm bei; er ist aber so wüthend, dafs ihn kaum die vereinte Stärke aller Gegenwärtigen zu bändigen vermag. Wenn er erstarrt liegen bleibt, so benutzt ein Gehilfe diese Ruhe,

Digitized by

und streicht den Kranken, so dafs es fast den Anschein hat, als ob diesen Wilden der thierische Magnetismus bekannt sei. Langsam und wie aus einem Traum erwachend erhob sich endlich der Machi vom Boden und blickte heiter um sich her. Dem Kranken wurden Tränke aus Kräutern gereicht, deren Kenntnifs und Bereitung als Geheimnifs vom Vater auf den Sohn erbt. Wo ein fixirter Schmerz vorhanden ist, da giebt man als Ursache einen fremden Körper an, der durch Zauberei dahin gelangt sei. Ein flacher Hautschnitt wird gemacht, und der Taschenspielerkunst dieser Wundärzte macht die Geschicklichkeit Ehre, mit welcher Eidechsen, Nadeln und Stücken Messerklingen aus der Wunde gesaugt werden. Trotz diesem Aberglauben fürchtet kein Indier dieser Gegend den gewaltsamsten Tod und ist sogar im Stande, sich denselben ruhig selbst zu geben. Der Verf. erzählt ein Beispiel, wo von chilenischen Truppen zwei Pehuenchen gefangen wurden, die des Spionirens verdächtig waren. In der Erwartung eines gewissen Todes suchten Beide zu entfliehen, wurden aber von den Soldaten so gut verfolgt, dafs sie sich, als sie am Rande eines tiefen Abgrundes, in der Nähe des Vulkans Ankuco angekommen waren, von allen Seiten eingeschlossen sahen. Im Innern dieses Vulkans wohnt nach ihrer Meinung der Gott *Pillan*, dem die furchtbarsten Naturerscheinungen, Blitz, Donner und Erdbeben zugeschrieben werden, und dem jeder Indier sich im Augenblicke des Todes empfiehlt.

Digitized by Google

Ohne Bedenken trat der eine Pehuenche, als er keine Möglichkeit des Entkommens sah, auf den Rand des Abgrundes, breitete seine Arme nach dem Vulkan aus, hüllte das Haupt in seinen Poncho und stürzte sich, in dem Augenblicke, wo er ergriffen werden sollte, in die schauerliche Tiefe hinab.

Digitized by

VI.

TUNIS.

NACH TEMPLE. *)

Tunis, den Alten unter den Namen *Tunes* und *Tuneta* bekannt und von den Mauren *Tunis (Toones)* geheifsen, ist eine Stadt von beträchtlichem Alter, die nicht blofs gleichzeitig mit *Karthago* bestand, sondern sogar einen noch frühern Ursprung hatte. Sie wurde, dem Herodot und der Parischen Chronik zufolge, 1250 Jahr vor der christlichen Zeitrechnung, und 91 Jahr vor der Erbauung *Uticas*, und zwar nicht von den Phöniciern, sondern von eingebornen Afrikanern gegründet. Wahrscheinlich war sie die Residenz des *Jarbas*, jenes Fürsten, von welchem *Dido*

---

*) *Excursions in the Mediterranean. Algiers and Tunis.* By Major *Sir Grenville T. Temple*, Bart. II. Voll. London, 1835. Mit 2 Titelkupfern und 2 Kärtchen (des Verf. Reiseroute und Plan von Karthago.)

Digitized by Google

ihr Land kaufte und der sich später um ihre Hand bewarb. Diodor nennt es *Leukon Tüneta*, von der weifsen Farbe der benachbarten Kreideklippen; zum Unglück aber für die Richtigkeit dieser Benennung sind keine solchen Klippen vorhanden. *) Livius sagt, Tuneta sei von Natur stark und fest, und wenn man blofs auf die Art der Kriegführung bei den Alten Rücksicht nimmt, war dieses allerdings der Fall; indessen ist es doch im Laufe der Zeit, das einzige Mal ausgenommen, wo der *heil. Ludwig* unverrichteter Sache von hier abziehen mufste, stets eine leichte Beute der Feinde geworden, die es bestürmten. Wenn die benachbarten Anhöhen *El Khadrah* und *Sidi Ismael*, die es jetzt beherrschen, angemessen befestigt würden, dürfte seine Lage sehr haltbar werden. Im J. 395 vor Christus wurde Tuneta von afrikanischen Kriegern genommen, welche ihre vorigen Freunde und Verbündeten, die Karthager, bekriegten. *Agathokles* eroberte es 310. Während des ersten Punischen Krieges fiel es in die Gewalt des *Regulus*, wurde diesem aber von *Xantippus* wieder entrissen. *Cornelius Scipio* im zweiten, und *Aemilianus* im dritten Punischen Kriege, eroberten es ebenfalls mit grofser Leichtigkeit. Während der bürgerlichen Kriege der Römer wurde es verschiedene Male genommen und wiedergenommen. Im J. 439 unserer Zeitrechnung gerieth es in die

*) Vielleicht sind sie im Laufe der Jahrhunderte vom Meere zerstört worden. *D. Her.*

Digitized by Google

Hände der *Gothen* und 533 eroberte es *Belisar*. Im J. 698 nahmen es die *Saracenen*, und 1531 *Barbarossa* ein, welcher es vier Jahr später an Kaiser *Karl V.* verlor. Später haben auch *Algierische* Truppen ihre Fahnen zu vier verschiednen Malen auf die Thürme von Tunis gepflanzt. Trotz allen diesen Schicksalen führt die Stadt dennoch stets den Titel „*der wohlbewachten*" und des „*Wohnsitzes der Glückseligkeit.*" Einige Säulen, Capitäler und ein paar lateinische Inschriften ausgenommen, hat die Stadt keine Spuren von Alterthümern mehr aufzuweisen.

Tunis steht fast am Rande des Sees, welcher es von *Halek el Wad* oder *Goletta* trennt, dessen Entfernung 8 (engl.) Meilen ostnordöstlich beträgt. Nach Westen erhebt sich der Boden bis zu den Anhöhen, auf welchen die Werke der *Kazbah* errichtet sind und die gegen Norden sich erstreckend, von zwei Kastellen vertheidigt werden. Andere Anhöhen, ebenfalls mit einzelnen Forts befestigt, vertheidigen die Stadt nach Süden und Westen. Rings um dieselbe geht eine Mauer, und eine zweite, etwa 5 (engl.) Meilen lang, umschliefst die drei Vorstädte *Bab es Souikah*, *Bab el Khadrah* und *Sibbah*. Die Bevölkerung soll 156,000 Seelen betragen; da es jedoch an amtlichen Nachweisungen fehlt, so läfst sich diese Angabe nicht verbürgen. Vor etwa hundert Jahren soll Tunis 300,000 Einwohner gehabt haben. *Lithgow* behauptet, dafs im XVII. Jahrhunderte 10,000 Feuerstellen hier gewesen

Digitized by Google

seien. Die Häuser sind nicht so grofs und hübsch wie in Algier, aber die Strafsen viel breiter und regelmäfsiger, und besonders die Bazars weit vorzüglicher, indem sie oben gewölbt sind, zu beiden Seiten Fufspfade *(Trottoirs)* haben und ganz denen in Konstantinopel gleichen. *)

Die Luft in und um Tunis soll sehr gesund seyn, besonders für Kinder, obgleich man aus der Nachbarschaft zweier grofsen, fast sumpfartigen Gewässer das Gegentheil vermuthen könnte. Auch die Ausdünstungen der Abzugsgräben aufserhalb der Stadtmauer können nichts weniger als vortheilhaft seyn; man versichert aber, dafs alle diese

---

*) Das Haupt-Manufaktur-Erzeugnifs von Tunis sind *Schaschias* oder rothe Kappen, welche an 20,000 Menschen beschäftigen; sie sind sehr schön und ein dem Lande eigenthümliches Erzeugnifs, welches man anderwärts vergeblich nachzuahmen gesucht hat. Die Arbeit ist sehr mühsam und langwierig; einige sind so fein, dafs sie 5 spanische Piaster (10 Fl.) kosten. Merkwürdig ist, dafs alle Geräthschaften und Werkzeuge der hiesigen Manufakturen *spanische* Benennungen haben. Der *Bey* schickt jährlich eine grofse Menge rother Kappen als Geschenk an den Sultan. Tunis ist auch wegen der Vortrefflichkeit seiner *Ottos* oder wohlriechenden Oele berühmt; das beste ist das *Neseri* oder weifse Rosenöl; die andern sind die *Wherrd* oder rothe Rosen-, Jasmin-, Ambra-, Sandal-, Akazien- und Moschus-Oele. Sie sind alle besser, obwohl theurer, als die aus der Levante kommenden.

Anm. d. Verf.

Digitized by

Einflüsse durch die Menge von Mastix, Rosmarin, Thymian und andern aromatischen Gesträuchen und Pflanzen, welche man täglich in den Häusern und öffentlichen Bädern verbrennt, unschädlich gemacht werden. Die Temperatur ist gemäfsigt, denn die mittlere Wärme, welche *Temple* im August und September beobachtete, war 83° F. (= $22\frac{2}{3}$° R.) und der höchste Stand des Thermometers, aber sehr selten, 96° F. (= $28\frac{4}{9}$° R.). Vom 19. Dezbr. 1832 bis zum 19. Jänner 1833 war die mittlere Temperatur $55\frac{1}{2}$° F. (= $24\frac{2}{3}$° R.), der höchste Thermometer-Stand 60° F. (= $12\frac{4}{9}$° R.) und der tiefste 52 F. (= $8\frac{8}{9}$ R.)

Die vornehmsten Moscheen in Tunis sind die *Dschamaa ez Zeitun*, nächst dem Bazar, welche grofse Stiftungen besitzt und zur Zeit der spanischen Eroberung in eine katholische Kathedrale verwandelt war; die *Dschamaa Sidi Ben ar roos*, von dem berühmten Tunisischen Heiligen und Dichter dieses Namens gestiftet; die Moschee nahe beim Stadtpalast des Dey; die *Dschamaa el Dschidid*, bei dem Thore Bab ez zirah; die *Dschamaa el Zaheb-taba*, in der Vorstadt *Bab es Suikah*, durch den berühmten *Zaheb el taba* (d. h. Herr des Siegels) *Yussuf* erbaut, welcher mit ungeheuerm Aufwande Marmorsäulen und andere Baustücke von *Sfeitlah*, *Kazirin* und andern Ruinen alter Städte zusammenbrachte und sie nach Italien zur weitern Vollendung schickte. Dicht dabei liegt die *Dschamaa el Sidi Mahraz ben Khalef*, nach einem sehr heiligen Mann so genannt, welcher

Digitized by Google

etwa vor 900 Jahren lebte und von den Einwohnern der „Vater von Tunis“ genannt wird. Hätte *Yussuf* etwas länger gelebt, so wäre der Theil der Stadt rings um seine Moschee von ihm gewifs sehr verschönert worden. Vor der Moschee sollte ein grofser Platz mit Arkaden angelegt und die dahin führenden Strafsen erweitert und mit hübschen Häusern besetzt werden.

Der *Stadtpalast* des Dey ist ein hübsches viereckiges Gebäude von *Hammuda Pascha* errichtet. Das Innere ist prächtig verziert, die Zimmer wie gewöhnlich mit dem offnen Eingange nach marmornen Vorhöfen gerichtet, welche von bedeckten auf weifsmarmornen Säulen ruhenden Gallerien umgeben sind und in der Mitte kleine Springbrunnen haben. Der Fufsboden der Gemächer ist mit Marmor getäfelt; bis etwa zehn Fufs hoch sind die Wände mit glasirten Ziegeln bedeckt, welche zur Kühle des Zimmers wesentlich beitragen, und weiter hinauf geht eine dunkelfarbige Einfassung von *Nuksch hadidah*, einer den Mauren eigenthümlichen Stuccatur, welche sich sehr schön und prachtvoll ausnimmt; sie stellt allerlei Muster dar, mit Inschriften aus dem Koran dazwischen. Die Deckenverzierungen sind unbeschreiblich reich und glänzend; die Zeichnungen bestehen aus Gold, Hochroth und Himmelblau und sind höchst geschmackvoll und harmonisch unter einander verbunden. Nur Schade, dafs der grofse Gerichtssaal niemals vollendet worden ist. Das zu den Verzierungen verwendete Gold ist

Digitized by

reines Zechinen-Gold, in dünne Plättchen geschlagen. Dieser Palast war die Residenz der Königinn *Caroline*, von England, Gemahlinn *Georgs IV.*, als sie auf ihren Reisen Tunis besuchte. Ein Theil des Aeufserlichen an dem Palaste und mehrer andern zu derselben Zeit errichteten Gebäude besteht aus Steinen, die auf dieselbe Weise bearbeitet sind, wie das s. g. *Opus reticulatum* der Römer.

In verschiednen Theilen der Stadt sind fünf grofse und hübsche Kasernen ebenfalls von *Hammuda Pascha* erbaut. Das schönste Gebäude aber werden die *neuen Kasernen* seyn, die jetzt der gegenwärtige Bey errichten läfst. Er hat gnädigst erlaubt, dafs die Kosten desselben von drei der vornehmsten Mauren in Tunis, *Ben Ayad*, *Dschiluli* und *Suleyman ben el Hadschi* bestritten werden. Sie sollen sich auf 600,000 Piaster belaufen; die Materialien aber liefert die Regierung. Diese Kasernen bilden ein längliches Viereck, dessen Seiten einen mit Steinen gepflasterten Hofraum mit einem Springbrunnen einschliefsen, um welchen ringsum ein bedeckter Säulengang läuft. Das Gebäude hat zwei Stockwerke und wird 134 Gemächer, jedes für 40 Mann enthalten, so dafs das Ganze 5360 Mann fassen kann. Als der Grund gegraben wurde, entdeckte man zwei kleine Sarkophage, und beim Ausgraben eines Wasserbehälters stiefs man auf eine antike Cisterne, die noch so vollkommen erhalten war, dafs man sie, nachdem sie bis auf den Grund gereinigt worden,

Digitized by Google

ohne weitere Ausbesserung sogleich gebrauchen konnte. Diese alte Cisterne besteht eigentlich aus sieben Wasserbehältern, welche mittelst hoher Gewölbbogen unter einander zusammenhangen.

Der Verfasser unterhielt sich mit den Baumeistern und wünschte den Rifs des Gebäudes zu sehen. Sie verstanden Anfangs nicht, was er damit meinte, und als er es ihnen erklärte, versicherten sie, dafs ein Ding dieser Art gar nicht vorhanden sei. Die Mauren entwerfen auch wirklich bei ihren Gebäuden vorher keinen gezeichneten Plan, sondern sie fangen nach dem Augenmafs mit einer gewissen Länge von Mauerwerk an, und wenn diese genug scheint, so fügen sie an das vollendete Stück eine andere Mauer unter einem rechten Winkel u. s. w. Zum Behuf dieses Mauerbaues errichten sie zuerst auf dem Grunde eine Art Gerüste, etwa 7 Fufs lang und so breit, als die Mauer werden soll. Den Raum dazwischen füllen sie nun mit Steinen und Mörtel aus, nehmen dann das Gerüste weg und rücken es so immer weiter vorwärts. Der Verf. glaubt, dafs diese Methode schon bei der Erbauung von Karthago angewendet worden seyn möge. Die Bezahlung der Baumeister und Handwerker ist ziemlich gering. Jene erhalten täglich 18 bis 48 *Karubs* (1 bis 2⅔ engl. Schilling), diese 4 bis 6 *Karubs* (3 bis 4 Pence), von welchen aber 2 für Lebensmittel abgezogen werden. Der vertragsmäfsige Lohn für die Bearbeitung einer Säule mit Kapital aus einer groben und harten Marmor-

gattung, die zwischen Hammam el Enf und Suleyman gebrochen wird, ist 15 Piaster.

Sir Temple hatte ein *Amer el Bey* oder einen Erlaubnifsschein vom Bey zur Besichtigung des Innern der *Kazbah* (Citadelle) erhalten, eine Gunst, welche Christen selten oder gar nicht zu Theil wird, es müfsten denn Arbeiter in der Pulvermühle seyn. Er wurde nebst seinen Begleitern vom Gouverneur und Vice-Gouverneur am Thore empfangen und in das Wachtzimmer geführt, wo man sie mit Kaffeh, Tabak und Scherbet bewirthete. Rings an den Wänden hingen spanische Waffen und Rüstungen, als Schilde, Cuirasse, Schwerter, Hellebarden und Panzerhemden. Hierauf wurde den Reisenden das Uebrige der Citadelle gezeigt, welche eine beträchtliche Ausdehnung hat, aber fast ganz verfallen ist; nur eine Batterie war mit Kanonen versehen; das Ganze könnte jedoch vermöge der Lage gegen die Landseite in sehr guten Vertheidigungsstand gesetzt werden. Das Gefängnifs ist ein grofser viereckiger Thurm, mit kleinen runden Thürmchen in jeder Ecke. In den untersten Gewölben, welche von antiken Säulen getragen werden, bereitet man den Salpeter für die gegenüber liegende Pulvermühle. Es herrschte so wenig Vorsicht bei derselben, dafs man dem Verf. erlaubte, mit Spornen an den Stiefeln hineinzugehen. Auch hatten die Maulthiere, welche die Räder trieben, Hufeisen. „Gott ist grofs!“ sagten die Mauren, als ihnen der Verf. sein Erstaunen darüber be-

Digitized by Google

zeigte. Bis jetzt war freilich noch kein Unglück geschehen.

Der alte Palast der Deys stand zum Theil noch, als der Verf. das erste Mal die Kazbah besuchte, aber im folgenden Frühling waren Arbeitsleute beschäftigt, ihn vollends abzutragen. In dieser Citadelle empörten sich zu der Zeit, als *Khair el Din* im Gefecht mit Kaiser *Karl V.* begriffen war, die hier eingesperrten 22,000 Christensklaven gegen ihre Aufseher und entschieden, indem sie den Mauren den Rückzug in diese feste Stellung abschnitten, das Schicksal des Kampfes. Die Spanier erweiterten und verstärkten die Citadelle; auch bauten sie die noch jetzt vorhandene Wasserleitung. — Die Moschee in der Kazbah ist von *Abu Schakir*, dem Sohne des *Abd-el-Wahad* um das J. 630 der Hedschra (1232 nach Chr. Geb.) gegründet worden; nahe dabei sind die Gräber der Könige von Tunis, deren Dynastie nach ihrem Stifter *Hafizah* genannt wurde.

Vor mehren Jahren empörte sich die türkische Besatzung von Tunis gegen die Regierung und schlofs sich in die Citadelle ein, von wo aus sie den *Bardo* mit Kanonen zu beschiefsen anfing. Die ganze Stadt gerieth darüber in Schrekken, um so mehr, da man keine Möglichkeit sah, die Empörer aus ihrem Posten zu vertreiben. Endlich erbot sich ein englischer Offizier, Namens *Egan*, dieses zu unternehmen, wenn ihm die nöthigen Mittel zur Verfügung gestellt würden. Man ging auf das Anerbieten ein und über-

Digitized by Google

gab ihm das Commando einer kleinen Truppenabtheilung. Mit dieser warf er sich in das detachirte Fort *Burdsch Filfil*, brachte mit vieler Mühe zwei Kanonen hinauf und eröffnete nun gegen die Kazbah ein heftiges Feuer. Es währte nicht lange, so ergab sich ein Theil der Türken, die übrigen liefsen sich über die Mauern hinab, um sich ins offene Land zu flüchten, und die Ordnung war wieder hergestellt.

Tunis hat mehre Thore; die vorzüglichsten sind: das *Bab el Baheri* oder Meerthor, welches nach dem Hafendamm führt; das *Bab Kartadschinah*, der einzige Name im ganzen Lande, welcher an Karthago erinnert, zu dessen Ruinen es auch wirklich führt; das *Bab ez zirah* (eine Verstümmelung von *el dschezair*, die Insel) öffnet sich gegen *Hammam el Enf;* das *Bab el Menarah*, nicht von „Licht" oder „Lampe", sondern einer Sklavinn der Fatma, Mohammeds Tochter, zu Ehren so genannt; das *Bab el dschidid*, welches das älteste Thor der Stadt zu seyn scheint; das *Bab es Souikah;* alle diese Thore führen durch die zweite oder innere Mauer in die eigentliche Stadt. Die Thore der Vorstädte sind: *Bab el Khadrah*, *Bab Aleah*, *Bab el Fellah*, *Bab buzadun* und *Bab Sidi Abu Salem*, bei welchem sich zwei alte Sarkophage befinden, die jetzt als Brunnenbecken dienen.

Aufserdem ist in der Stadt, nicht weit von der Kazbah, das Thor *Bab el silsilah* d. h. Kettenthor, mit welchem eine Sage zusammenhangt,

Digitized by Google

welche viel Aehnlichkeit mit der von der *Dido* hat, als sie den Grund und Boden zur Erbauung von Karthago kaufte. Eine maurische Dame soll hier ebenfalls ein Stück Land haben kaufen wollen, und man habe ihr so viel bewilligt, als sie mit ihrem goldnen Halsbande würde umschliefsen können. Die Maurinn spann das Gold zu einem langen und feinen Drahte aus und erhielt auf diese Weise ein sehr ansehnliches Grundstück. Noch vor wenig Jahren war es den Christen bei Todesstrafe verboten, durch dieses Thor zu gehen.

Die Häuser von Tunis sind fast nach demselben Plane gebaut, wie die von Algier; sie enthalten im Innern einen offnen Hof, aus welchem das Licht in die Zimmer fällt, die nur selten Fenster nach der Strafse haben. Diefs gilt aber nur von den eigentlichen maurischen Häusern, denn im Franken-Quartier sind sie nach den Bedürfnissen und dem Geschmack der Einwohner sehr verändert. Die Dächer sind flach und bilden offne zusammenhangende Terrassen, auf welchen man einen grofsen Theil der Stadt durchwandern kann, ohne die Strafsen zu betreten. Jedes Haus hat zwei Cisternen, eine für Regenwasser, die andere für Quellwasser. Da das Letztere brackisch ist, so wird es blofs zum Waschen und Kochen gebraucht; zum Trinken dient das Regenwasser, welches durch Röhren vom Dache in die Cisternen geleitet wird. Es läfst sich denken, dafs Tunis während eines trocknen Sommers ausserordentlich leiden mufs. Man hat verschiedne

Digitized by

Plan gemacht, diesen Lieblingsplatz abzubilden. Unten sehen bei uns vorgenommen, einen Weber, einen Mann von Maskenbrauch, in der Nähe von Merkato el Sedi, nach Tunis zu; hinter ihnen eine steile Halde des Bodenfeuse der Einwohner beitragend, sondern auch die Kamele und Kinder gezeichnet haben würde. Die Kamele wurden indeß für zu große gehalten und die Ausführung unterblieb. Der Vorf. glaubt, daß man in einer gewissen Höhe bei Al Khadraf über den Bodenfeuse, wo es die Fenster nennen, eine Quelle finden dürfte. Das heute Wasser wird jetzt auf Eseln in Fässern nach Tunis, namentlich in Zeiten, wo die Cisternen der Einwohner Verstopfung (Faughat) und kein Bad in Gebrauch sind.

In vielen alten Gebäuden findet man Schildgen und Skorpione. Die Letztern gehören nicht einmal zur Gattung Mascara, deren Stiche nicht Fieber haben. Zerstörte kommt auch die Species Aper vor, welche Kämme mit 12 Zähnen, hervorragenden Kämmen und eine glänzend braunschwarze Farbe hat. Sie erreicht zuweilen eine Länge von 9 bis 10 Zoll (engl.) und ihr Stich ist, wenn nicht gleich Hilfe angewendet wird, sehr gefährlich.

Das englische Consulat, als sehr alten Gebäudes, ist von einigen Jahren theilweise wieder und neu aus, als der Verf. sich in Tunis befand, noch nicht vollendet. Die Einrichtung eines neuen Gebäudes beschäftigt, welches dem Bey (oder vielmehr ei-

eigen seine Freude, Jene es weiß die Tochter einer Unordnung und also sehr geneigt der Ausschweifung, Diese es ist ein Kind der Ordnung, — Jene schwanzelt, wenn sie den Herrn, den Gebieter, ihn schaut, wie die Treue, Diese ist ungehorsam, wie die Sünde. Jene ist ein Geschöpf, das sich gern unterwirft, Diese unterwirft sich nicht, Jene ist gehorsam, Diese ist ungehorsam, Jene ist Demuth, Diese ist Hochmuth, Jene ist gläubig, Diese ist ungläubig. Jene ist Lust und Diese ist Unlust, Jene ist Tugend und Diese ist Laster, Jene ist Wahrheit und Diese ist Lüge, Jene ist Licht und Diese ist Finsterniß, Jene ist Leben und Diese ist Tod, Jene ist Gott und Diese ist der Teufel.

Wie Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist von Ewigkeit zu Ewigkeit ist, so ist auch die Kirche Gottes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Sie ist nicht Jünger Jahre zu Tag oder Monden alt, sondern sie ist Ewigkeit, Ewigkeit, Ewigkeit. Sie ist Ewigkeit, weil sie Gottes Tochter ist. Sie ist Ewigkeit, weil sie Gottes Braut ist. Sie ist Ewigkeit, weil sie Gottes Leib ist. Sie ist Ewigkeit, weil sie Gottes Wesen von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Leben von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Licht von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Liebe von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Seligkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Herrlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Gnade von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Barmherzigkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Gerechtigkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Heiligkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Allmacht von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Allwissenheit von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Allgegenwart von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Unveränderlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Unendlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Ewigkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Dreieinigkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Gottheit von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Wesen von Ewigkeit zu Ewigkeit ist.

Wie Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist von Ewigkeit zu Ewigkeit ist, so ist auch die Kirche Gottes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Sie ist nicht Jünger Jahre zu Tag oder Monden alt, sondern sie ist Ewigkeit, Ewigkeit, Ewigkeit. Sie ist Ewigkeit, weil sie Gottes Tochter ist. Sie ist Ewigkeit, weil sie Gottes Braut ist. Sie ist Ewigkeit, weil sie Gottes Leib ist. Sie ist Ewigkeit, weil sie Gottes Wesen von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Leben von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Licht von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Liebe von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Seligkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Herrlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Gnade von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Barmherzigkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Gerechtigkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Heiligkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Allmacht von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Allwissenheit von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Allgegenwart von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Unveränderlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Unendlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Ewigkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Dreieinigkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Gottheit von Ewigkeit zu Ewigkeit, Gottes Wesen von Ewigkeit zu Ewigkeit ist.

Gattin in Richtd Klot, wurden der Zauberei, in Verbindung mit dem Teufel, angeklagt und eingezogen. Als Frau Lucie erfuhr, von allen Bauernweibern verdächtigt, ihnen auf schlimme Anschläge gegen Leben und Gesundheit zu sinnen, da sann sie Tag und Nacht, wie sie ihrem Leben, ihrer Gesundheit, ihrer Ehre, ihrem Hausstande, ihrem Vieh und ihren Feldfrüchten, ihrem Mann und ihren Kindern, ihren Mägden und Knechten, ihren Nachbarn und Freunden, ihren Gästen und Leuten keinen Schaden zufügen könne. Sie verfiel auf folgenden Einfall. Sie ging zu ihrem Nachbar Jakob Hermann, einem Bauer, welcher auf der Richtstatt Bauer Bernes von den Bauern heute stehe. Auf der Richtstatt Bauer Bernes? Ja, auf der Richtstatt Bauer Bernes. Und ganz recht, denn in diesem alten Hexbuch heißt es, welches gedruckt ist, Jahr und Tag, Ort und Stelle, wo Hexen gerichtet werden. Diese Frau Lucie also ging zu diesem, zu Jakob Hermann, und bat ihn, ihr ein Stück Land, welches in seinem Garten hineingehe, zu verkaufen. Der Bauer, der schlaue Bauer, war bereit, ihr ein Stück Land, welches in seinem Garten hineingehe, zu verkaufen. Frau Lucie bat ihn, ihr dieses Land zu geben, und zwar in der Form, daß er ihr so viel Land gebe, als sie mit ihrem Hut umwerfen könne. Der Bauer, der schlaue Bauer, war bereit, ihr so viel Land zu geben, als sie mit ihrem Hut umwerfen könne. Frau Lucie ging nun hin und warf mit ihrem Hut, und wo sie mit ihrem Hut hinwarf, da war Land, und wo sie nicht hinwarf, da war kein Land. Und sie warf mit ihrem Hut in den Garten des Bauern Jakob Hermann,

dem Barbi, wo wir etwa bish 9 Uhr des Morgens zukamen und eine halbe Stunde im ganzen Hofe warten mußten. Nach einiger Unterhaltung mit verschiedenen Curden und Mauren, die sich daselbst versammelten, wurden wir in einen von den Hinterhöfen des Palastes auf der Treppe und bald darauf von Selim Bebeit in den Hof, an dessen Ende sich der Gerichtssaal befindet, vorgelassen. Vorne auf der Treppe saßen, Lieder vom Lohe des Propheten singend, und das Gefolge bestand aus den Beamten des Ivry, Selim Mustafa, seinen zwei Söhnen Hakki Mustafa und Hakki, und seinem Neffen Ahmed, dem Kahieh el Tabi (Thron des Hospitals), einer Anzahl anderen andern Beamten, Bewaffneten und Offizieren. Bald nachdem der Ivry sich niedergelassen hatte, wurden wir in den Saal Ahmed aufgefordert, vor dem Fürsten zu erscheinen, welcher sich ungefähr folgendermaßen: Seinen auf einem Thron (oder Mastaba), am äußersten Ende des langen Saales saß, an dessen beiden Seiten Beamte, Gerichtsschreiber, Bittsteller, Bekannte und Fremde aufgestellt waren. Wir gingen gerade auf den Ivry zu, hielten ihm die Hand und setzten uns auf die an seiner Seite befindliche Bank. Er richtete verschiedene Fragen an uns, theils an Dolmetscher, theils an unsere Diener Spridion. Darauf wurde Kaffee hereingebracht und dann einige der Gefangenen vorgeführt. Sobald sie die Schwelle dieser Thüre betraten, warfen sie sich vor dem Ivry nieder und küßten den Boden. Als diese

Freudigkeit entfloh mir, mich bei der ungewohnten Gesellschaft zu befinden, und ich wünschte mich in Gedanken nach dem wohlbekannten Kreise Wilder zurück, welche ein ähnliches Loos, wie mich, betroffen hatte. Ich sah, wie Herr Wilder, der Gastfreundschaft, die ihm Sir Hamilton Dundas, mit den liebenswürdigsten Manieren, gegen seine Familie übte, sich nicht entziehen konnte, der Hochzeit Mariannens, der Tochter Sir Hamilton Dundas, beizuwohnen. Ich sah, wie Herr Wilder, Mariannen, die ihn, wie ihre Eltern, von den Kinderjahren an, ihren Freund nannte, ihren Arm bot, um sie zum Altare zu führen, und wie sie, mit dem Ausdrucke der Zufriedenheit, ihre Hand in seine legte, und mit ihm vor den Altar trat.

„Der Bey," sagte Fanchi, seine Stimme dämpfend, „der Bey ist ein Mann, der Mariannen so liebenswürdig und schön findet, daß kaum jemand in ganz Smyrna, und Mariannen selbst, ihn übertrifft. Er ist ein Mann, der sie, wenn seine Liebe sich erklärt, mit seiner Hand, und unbedingter, wählen kann, als irgend einer, der sie jetzt umgiebt. Er ist ein Mann, der sie, wenn sie ihn wählt, mit Reichthümern, und mit der ihr zustehenden Ehre, überhäufen kann, und überhäufen wird. Er ist ein Mann, der sie, wenn sie ihn wählt, mit

Mütze mit langer blauseidner Quaste, dasselbe Kleidungsstück, welches in der Türkei *Fez* und in Aegypten *Tarbusch* genannt wird. Man kann sich keinen gröfsern Contrast denken, als derjenige ist, welchen diese neue Tracht mit dem ehemaligen Costum bildet. Ich hatte Gelegenheit darüber zu urtheilen, als mir der Garderoben-Aufseher verschiedne ältere Staatskleider des Bey zeigte. Das Tuch war von der feinsten Gattung und Farbe, fast ganz mit Goldstickerei in den mannichfaltigsten und geschmackvollsten Mustern bedeckt, und mit Diamanten, Smaragden, Rubinen und Sapphiren geschmückt. Ein solches Kleid kostet, ohne die Juwelen, 3000 bis 3500 Piaster und beschäftigt den Schneider 6 bis 9 Monate lang. Es herrschte sonst der Gebrauch, dafs der Bey und seine Familie am Beyrams-Feste gewisse Staatskleider dieser Art anlegten und drei Tage lang trugen, worauf sie der Dienerschaft geschenkt und andere fürs nächste Jahr bestellt wurden. Ein Anzug wie der jetzige wird kaum mehr als 50 oder 60 Piaster kosten. . . . . Nur die alten kostbaren Sättel, Zäume und Schabraken der Pferde sind noch im Gebrauch. Der einzige Schmuck, welchen der Bey trägt, besteht in einem ungewöhnlich grofsen, mit Brillanten besetzten Ringe. Auf einem Kissen neben ihm lag ein prächtiges Schwert und ein Handschar, beide Geschenke des Sultans.“

„Als die Einsetzung des Aga beendigt war, verkündigte der Bey, dafs er nun bereit sei,

Rechtsstreitigkeiten anzuhören. Die Partheien traten jetzt vor und begannen selbst ihre Sache zu führen, und zwar in einem ziemlich freimüthigen Tone. Die Männer standen aufrecht, aber die Weiber warfen sich zu Boden. Die Zeugen wurden von zwei Beamten festgehalten. Keine Angelegenheit nahm mehr als zehn Minuten weg, manche waren in zwei bis drei Minuten abgemacht. Ergab sichs, dafs die Zeugen falsch ausgesagt hatten, oder dafs die Beklagten wirklich schuldig waren, so mufsten sie eine Geldstrafe entrichten, oder wurden hinausgeführt, um die Bastonade zu empfangen oder enthauptet zu werden. Der Bey hat jedoch eine grofse Abneigung gegen alles Blutvergiefsen und nur selten findet eine Hinrichtung Platz.“

„Nachdem wir Abschied vom Bey genommen hatten, begaben wir uns zum Minister oder *Saheb el taba* (Siegelbewahrer). Dieser Mann, Namens *Schakir* *), war ursprünglich ein Sklav aus Georgien, kann aber gegenwärtig als der eigentliche Beherrscher von Tunis angesehen werden; denn der Bey hat ein solches Vertrauen zu ihm, dafs er ihn ganz nach Gutdünken schalten und walten läfst. Schakir ist ein Mann von gutem Aussehen, dem Anscheine nach nicht über 35 Jahre alt und nicht ohne Talent, aber von höchst ränkesüchtiger Gemüthsart.“

„Wir gingen nun weiter, die Stallungen zu

*) Weiter oben nannte ihn der Verf. *Achmet*.

besehen, welche aus mehren von einander abgesonderten, gewölbten Abtheilungen mit offenen Eingängen bestehen und einen weiten Hof umgeben. Hier stehen die vorzüglichsten Pferde, während die übrigen im Freien an Pfählen angebunden sind. Es giebt herrliche Thiere unter diesen Pferden, denn sobald die Agenten des Bey irgendwo von einem schönen Pferde hören, so kaufen sie es für ihn. Aufserdem machen ihm auch die höhern Beamten von Zeit zu Zeit Geschenke damit. Bei den Grauschimmeln werden die Vorderfüfse und der eine Hinterfufs, so wie der Theil des Rückens, wo der Sattel liegt, mit Alhennah gefärbt; aber es gilt für geschmacklos beide Hinterfüfse und den Schweif auf diese Art zu färben. In der Nachbarschaft der Stallungen ist eine kleine Menagerie von Löwen, Leoparden u. s. w.“

Die Dynastie des jetzigen Bey von Tunis beginnt mit *Hassan ben Ali*. Auf diesen Fürsten, welcher 1753 starb, folgte sein ältester Sohn *Mohammed*, welcher nur 30 Monate regierte und, obschon er zwei Söhne, *Mahmud* und *Ismael*, hinterliefs, seinen jüngern Bruder *Ali* zum Nachfolger hatte. Dieser starb 1782 und von seinen vier Söhnen, *Hammuda*, *Othman*, *Mohammed* und *Mamun*, folgte ihm der älteste auf dem Throne. *Hammuda Bey* bewies sich als ein Mann von grofser Geisteskraft, Geschicklichkeit und Tapferkeit, und seine Regierung kann mit dem Zeitalter des Augustus in der römischen Geschichte verglichen werden. Er war nach aufsen

gefürchtet und von den Unterthanen um der vielen und wichtigen Verbesserungen willen, die er im Lande einführte, wahrhaft geliebt. Er starb 1815 in einem Alter von 63 Jahren und hinterliefs als Nachfolger seinen Bruder *Othman Bey*, welcher aber nur drei Monate regierte, indem er nebst seinem Sohne *Salah* vom jetzt regierenden *Husseyn Bey* umgebracht wurde. Seine Gattinn und zwei Kinder leben noch als Gefangene in den unterirdischen Kerkern des Bardo. Bei seinem Tode bestieg *Mahmud*, der Sohn *Mohammed Beys*, den Thron, war aber so unfähig zur Führung der Geschäfte, dafs seine Regierung nur dem Namen nach bestand. Alles ging durch die Hände seines Sohnes *Husseyn*, welcher nach des Vaters Tode im J. 1825 zur wirklichen Regierung gelangte. Sein jüngerer Bruder *Mustafa* ist Oberbefehlshaber der Armee (*Bey of the Camps*). Beide Brüder sollen einander mit grofser Liebe zugethan seyn. *Husseyn* hat vier Frauen gehabt, von welchen drei gestorben sind. Die berühmte *Fatma* gebahr ihm mehre Söhne und Töchter. *Mustafa* hat einen Sohn, Namens *Ahmed*, einen Jüngling von vielen Talenten, aber grausamer und ränkevoller Gemüthsart, so dafs ihn selbst sein Oheim, der Bey, fürchtet und ihn niemals, selbst auf wenige Stunden nicht, in seiner Abwesenheit im Bardo allein läfst. Wahrscheinlich wird *Mustafa* Husseyns Nachfolger werden. Husseyn ist ein Mann von kräftigem Ausschen, etwa 56 Jahre alt, mit lebhaftem durch-

Digitized by Google

dringenden Blick und einem schönen grauen Bart. Er ist von Natur wohlwollend und auch den Christen gewogen. Sein Bruder aber soll ganz das Gegentheil von ihm seyn.

Man sieht aus dieser Uebersicht der letzten Beherrscher von Tunis, dafs sie länger regiert haben, als ihre Vorfahren. Denn von *Kara Othman* bis auf *Hadschi Mohammed Khodscha*, in einem Zeitraume von etwa *hundert Jahren*, bestiegen nicht weniger als *drei und zwanzig* Beys den Thron, welche sämmtlich, nur fünf ausgenommen, strangulirt oder sonst gewaltsam ums Leben gebracht wurden. Indessen ging es hier doch nicht so schlimm zu, als in *Algier*, wo an einem einzigen Tage vier Deys auf einander folgten. Der überlebende war Husseyn, der gegenwärtige Ex-Dey.

Die Gemahlinn unsers Verfassers machte mit ihren Schwestern einen Besuch im *Harem* des Bey, welchen sie selbst in folgender Weise beschreibt:

„Wir wurden am Eingange des Palastes von *Giuseppino Raffo*, dem Basch Kasak des Beys, empfangen, welcher uns eine kleine Treppe hinaufführte und uns dann einer christlichen Frau übergab. Diese redete uns in italiänischer Sprache an und führte uns zu einer Thüre, wo bereits Ihre Hoheit, die *Lillah Kebirah* (die erste Gemahlinn des Bey) auf uns wartete. Sie nahm mich bei der Hand und sagte uns eine Menge Artigkeiten, welche aber, da sie blofs Arabisch

sprach, die Christinn uns verdolmetschen mufste. Wir gingen darauf durch einen mit weifsem Marmor gepflasterten und mit einer seidnen Zeltdecke überspannten Vorhof, von Arkaden umgeben, welche ebenfalls auf weifsmarmornen Säulen ruhten. In jeder Ecke war ein schöner Springbrunnen. Alles erinnerte an die reizenden Scenen, deren Beschreibung in den arabischen Mährchen der Tausend und Einen Nacht meine Einbildungskraft so oft beschäftigt hatte. Unter den Arkaden safsen eine Anzahl dicker, schwerfälliger Geschöpfe (Haremswächter), welche in heftigem Gespräch begriffen waren und uns sehr aufmerksam betrachteten. Sie schienen nichts von Etiquette zu wissen, denn kein einziger stand bei der Annäherung der Lillah Kebirah auf, blofs einige Neger ausgenommen, welche, ihrer schlechten Kleidung nach zu schliefsen, sehr niedrige Sklaven seyn mochten und der Lillah die Hand küfsten.

Die Kleidung der Lillah bestand in hochrothseidnen Beinkleidern, welche locker und weit bis an die Wade hinabreichten, dann aber bis zu den Knöcheln fest geschnürt und hier mit den prachtvollsten und schönsten Stickereien geziert waren. An den blofsen Füfsen trug sie ebenfalls reich mit Gold gestickte Pantoffeln, so weit, dafs allenfalls vier Füfse darin Platz gehabt hätten. Wie die maurischen Frauen mit solchen Pantoffeln bequem gehen können, ist für mich stets ein Gegenstand der Verwunderung gewesen. Indessen laufen sie, ohne die mindeste Schwierigkeit oder Unbequem-

lichkeit, die Treppen auf und ab, und der „gute Ton“ verlangt zugleich, dafs sie beim Gehen so viel Geräusch als möglich mit ihren Pantoffeln machen. Anstatt des gewöhnlichen von Seide und Gold gewebten Leibchens, ohne Schleifen, welches bis zu den Hüften hinabreicht, trug Ihre Hoheit eine Art Hemde von Gaze und darüber ein blaugeblümtes Oberkleid von demselben Stoff, das blofs um den Hals festgebunden, am Leibe aber durch keinen Gürtel zusammengehalten war. Die Kopfbedeckung bestand aus einem seidnen Tuch, an den Ecken mit Gold gestickt und mehrmals ringsum gewunden. Die Haare waren gerade und so glatt als möglich queer über die Stirn gekämmt, und an jeder Seite des Gesichts hingen aufserdem noch andere, dem Anscheine nach vom Hinterhaupte vorwärts gekämmte Haare, bis unter die Wangen herab, wo sie glatt abgeschnitten waren. Das ganze Haupt und Gesicht bedeckte aufserdem ein weifser geblümter Schleier von Gaze. In den Ohren und an den Fingern trug die Lillah Brillantringe von ungewöhnlicher Gröfse, und um den Hals eine Menge goldner Ketten, an welchen noch allerlei Zierrathen von Gold und Edelsteinen, kleine Behältnisse mit Talismanen, Wohlgerüchen etc. hingen. An den Armen sah man einige schöne Perlenschnuren.“

„Sie war eben nicht schön, aber ihr Gesicht hatte viel Angenehmes und Gutmüthiges, und es that mir wirklich recht leid, als ich erfuhr, dafs der Bey sie seit Kurzem vernachlässige und einer

jüngsten eine sorgfältige Gunst angewandt habe. Sie flatirte auch bei der Hand durch den Vorzug, die ein großes, in der Mitte durch einen Schnabelhagen getheiltes Zimmer, worin sie ihre Gäste einen niedrigen Diwan umgeben, die andere aber mit einem ernsten Vorhang bedeckt war. An jeder Seite der Thüre stand ein schwarzer Diener mit einem großen Fächer, um die Fliegen zu verjagen. In der Mitte des Gemachs befand sich ein mit einem weißen Taschentücher-Tuch, auf welchem an 20 bis 30 Teekannen mit allerlei Back- und Zuckerwerk aufgetragen waren. Hier thronte Madame Hirsel, diese wir anderen von allen diesen Gerichten einen zum Munde brachten, und sie selbst gar, besonders die Pistazien-Kuchen, aber alle Augenblicke mit einem Kamm, Spiegel und allen Andern-Zeug geräthet, sich die wie in Indien Gnade widerstanden. Kleider wurden auch bestellt bei den unschuldigsten aller unschuldigsten Gerichten, die wir je vorgekommen, herumgingen."

„Die Lilah sagte, ich als Kinder hätte, und als die hätte, daß ich einen kleinen Bruder hätte, bedeute: ein, daß er nicht aufgekommen sei, dem alle Waaren, sowohl Männer als Weiber, hätte die Kinder aufzuerziehen pflegen. Als wir unsere Kleidung gewechselt hatten, sah ich Lilah als auch ich Shagen Kosten in einen Korb packen und wandte mich, die Kosten zu bezahlen, an den Wirth Hasse zu nehmen. Sie hatte selbst ihren eigenen kleinen Sohn, — ein Kind von zwei Jahren und der Anna, so war ein einziges, krank und

sehendes Geschöpfchen, mit dessen blasser Gesichtsfarbe die goldgestickte Kleidung und der reiche Schmuck einen seltsamen Abstich machte.“

„Nach aufgehobner Tafel begaben wir uns auf den Diwan am Ende des Zimmers, wo uns die Gemahlinn von des Beys ältestem Sohne empfing. Es war eine hübsche Frau mit funkelnden schwarzen Augen. Ihre Kleidung kam ganz mit der der Gemahlinn des Bey überein, ausgenommen, dafs ihr Oberkleid von Seide war und zweierlei Farben hatte, nämlich zur Hälfte weifs und zur Hälfte blafsroth *(pink)*; beide Theile waren vorn und rückwärts an einander gefügt. Die Abtheilung des Zimmers, worin uns die Mahlzeit aufgetragen wurde, war von der bezauberndsten Schönheit. Die gewölbte Decke war in dem gewöhnlichen maurischen Style gemalt und vergoldet. Rings herum standen alle Arten von Kästchen und andern Behältnissen aus Perlmutter, in Konstantinopel gearbeitet. Ueber dem Haupteingange sah man offene Stuccatur-Arbeit mit gefärbtem Glas, welches Alles einen wunderschönen Eindruck machte. Da wo das Zimmer getheilt war, bildeten die auf beiden Seiten vorspringenden Wände eine Art Tisch oder Gesims, auf und unter welchem eine Menge Perlmutter-Kästchen, Spiegel, Krystallfläschchen etc. aufgestellt waren. Der Diwan war niedrig und sehr bequem. Rings an den Wänden hingen die kostbar verzierten Waffen des Bey, Yataghans mit Edelsteinen bedeckt, Pistolen, Säbel und Flinten. . . . . Auch eine Menge Uhren waren zu sehen.“

Digitized by Google

„Während wir diese Prachtfülle bewunderten, wurde uns Chokolade präsentirt, worauf die Lillah, mich wieder bei der Hand fassend, uns die Treppen aufwärts durch eine Reihe verschiedner anderer Gemächer führte, welche aus zahlreichen kleinen Zimmern bestanden, deren aber keines so schön war, als das, welches wir verlassen hatten. . . . . Nachdem wir die Treppen, die, wie in allen maurischen Häusern, mit glasirten Ziegeln belegt waren, wieder hinabgestiegen, kamen wir mitten durch einen kleinen viereckigen Garten in eine grofse gewölbte Gallerie, worin ein Springbrunnen, dessen Becken Goldfische enthielt, die lieblichste Kühle verbreitete. Hier bringen die Frauen des Bey, wie mir der Dolmetscher sagte, zur Sommerszeit manche Stunde zu, um sich an dem Spielen der Fische zu ergötzen. Welch eine anziehende geistvolle Unterhaltung! Aber den armen Geschöpfen ist keine andere gestattet, und man hat sehr unrecht, wie häufig geschieht, zu behaupten, dafs sie uns verspotten, wenn wir um des Vergnügens willen ausgehen, und dafs sie sich glücklicher schätzen, immerwährend zu Hause bleiben zu müssen. Ich bin im Gegentheil überzeugt, dafs sie, ungeachtet sie dem Anscheine nach keine weitere Freiheit wünschen, uns christliche Frauen dennoch in dieser Hinsicht sehr beneiden. Alle türkische oder maurische Frauen, mit welchen ich über diesen Punkt gesprochen habe, selbst die Gemahlinnen des Bey, gestanden mir seufzend, dafs sie sich sehr nach der Befreiung aus ihrem Harem sehnten.“

„Nachdem wir hier eine Zeit lang verweilt hatten, hörten wir ein schwaches Geräusch an der Thüre; es war der Bey selbst, welcher eintrat. Wir standen alle sogleich auf und die Lillah ging ihm entgegen. Er redete uns in ziemlich leidlichem Italiänisch an, war sehr freundlich und zog sich nach einigen Minuten, die unter gegenseitigen Höflichkeitsbezeigungen vergingen, wieder zurück. Alle seine Söhne waren bei ihm und standen, während er sprach, hinter dem Bey. Wir nahmen nun ebenfalls Abschied und die Lillah bat uns inständig, sie, bevor wir Tunis verliefsen, nochmals zu besuchen.“

Die *Manuba* ist ein artiges Landhaus etwa 2 (engl.) Meilen vom Bardo entfernt, und von Hammuda Pascha erbaut. An den Mauern sieht man schöne Marmorsäulen, die aus den Ruinen von Karthago genommen sind. Der Garten besteht aus geradlinigen Spaziergängen und an dem einen Ende desselben ist ein herrlicher kleiner Kiosk. Am Wege nach der Manuba sieht man zwei Porphyrsäulen, 2 Fufs im Durchmesser, halb in den Erdboden gesunken. Alterthumsfreunde haben dem Bey schon 1000 spanische Piaster dafür geboten, er will sie aber aus irgend einem Aberglauben, der sich an diese Säulen knüpft, nicht wegtragen lassen.

Der Bey hat noch verschiedne andere Landhäuser, als *Murnaghia*, *Mohammediah*, *Sidi Busaid* und *Hammam el Enf;* er bewohnt aber von diesen nur das letztere zuweilen.

Digitized by

Folgendes ist, dem letzten zwischen Frankreich und Tunis abgeschlossenen Vertrage zufolge, der vollständige Titel des Bey: „Fürst der Völker, Auserwählter der Grofsen, entsprossen aus königlichem Geblüt, glänzend durch die hervorragendsten Eigenschaften und die erhabensten Tugenden, *Hussein-Pascha Bey*, Beherrscher des Königreichs Afrika.“

Bei der von den Spaniern erbauten Wasserleitung sieht man ein hübsches Landhaus, *Sidi Ismael* genannt, welches dem Minister-Siegelbewahrer gehört, und hinter demselben erheben sich zwei Hügel, das *Grofse* und das *Kleine Belvedere*. Auch rings um *Arriana*, ein kleines Dorf etwa 1 Stunde nördlich von Tunis, angeblich von Anhängern des Arrianismus gegründet, liegen mehre hübsche Landhäuser. Im Dorfe selbst sind zwei Brunnen, welche nie zu gleicher Zeit Wasser haben; während der eine Ueberfluſs daran besitzt, ist der andere trocken. Auch in *Marse* und *Ghamart* sind verschiedne anmuthige Landhäuser und Gärten. Beim Letztern befinden sich auch weitläufige Weinpflanzungen, deren Erzeugnifs, besonders nach 2 oder 3 Jahren, sehr geschätzt wird; die Tunesen pflegen aber schon 3 oder 4 Wochen nach vollendeter Gährung damit fertig zu seyn. Die Mauren gehören wahrscheinlich unter die stärksten Trinker, die es giebt. Der Verfasser war Augenzeuge, wie der Kadi von Dscherbeh bei einer Abendmahlzeit ganz allein vier Flaschen Rum ausleerte, und doch ohne fremden Beistand nach Hause gehen konnte.

Rhades, an der Stelle des alten *Ades*, ist ein kleines Dorf zwischen Tunis und Hammam el Enf.

Die *Goletta*, oder *Halek el Wad*, ist das zu beiden Seiten des Kanals, welcher aus dem Meere nach dem See von Tunis führt, gelegne Fort. Die Gegend umher ist ganz flach und nur wenig über den Meeresspiegel erhöht. Die Zeit der Erbauung ist nicht mit Gewifsheit bekannt. Man weifs nur, dafs es schon zur Zeit *Khair eddins* bestand, welcher es erweiterte und ausbesserte. Dasselbe that auch Kaiser *Karl V.*, und *Hammuda Pascha Bey* erbaute die Batterien an der Meeresseite. Das Fort enthält mit den Aufsenwerken 173 Stück Geschütz, worunter manche sehr schön gearbeitete, als Geschenke oder Eroberungen von christlichen Mächten. Unter diesen sind vornehmlich zwei durch Gröfse und Schönheit ausgezeichnet, ein Vierundneunzig-Pfünder und ein Achtundsechzig-Pfünder, beide in Toscana gegossen. Das Kastell an sich selbst ist nicht besonders fest, aber von ansehnlicher Stärke sind die in gleicher Ebene mit dem Wasserspiegel *(à fleur d'eau)* erbauten neuen Batterien, welche sich in gutem Stande befinden. Die Festung wird durch eine Leitung vom Berge *Maallakah*, zwischen der Goletta und Rhades, mit Wasser versorgt. Nahe beim neuen Kanal aus dem Meere in den See liegt noch ein zweites abgesondertes Fort. Am Ufer des alten Kanals sieht man einen merkwürdigen sehr grofsen Mörser. Der Befehlshaber der

Goletta, zugleich Seeminister, ist *Sidi Mahmud*, derselbe, welcher vor einigen Jahren als Gesandter an den französischen Hof geschickt wurde. Er ist ein angenehmer, feingesitteter Mann und spricht sowohl Französisch als Italiänisch.

Tunis war im J. 1825 der Schauplatz einer von jenen luftigen Speculationen, welche damals so ungeheure Summen aus den Taschen leichtgläubiger und unternehmungslustiger Capitalisten, besonders in England, hervorlockten. Eine *Korallenfischerei-Compagnie* wurde errichtet und ein Hr. T. . . . als Agent derselben abgeschickt. Dieser kaufte vom Bey das Recht abwärts von der Küste zu fischen und bezahlte dafür 50,000 Piaster oder 2174 Pf. Sterling. Aufserdem kaufte er auch für eine kleine Summe eine Anzahl *Teskerehs* oder Licenzen, die er dann wieder, jede zu 600 Piaster, an die Fischer veräufserte. Eine Menge derselben, aus *Genua*, *Livorno* und *Malta*, zusammen mit etwa 500 Fahrzeugen, kamen zum Behufe des Unternehmens nach der afrikanischen Küste, aber bevor sie die *Teskerehs* kauften, erhielten sie vom Agenten ein regelmäfsig schriftlich aufgesetztes und in die Protokolle der englischen Consulats-Kanzlei eingetragnes Versprechen, dafs er sie für jeden Verlust, den sie von der tunesischen oder irgend einer andern Regierung erleiden sollten, entschädigen würde; aufserdem sicherte er ihnen auch den Schutz zweier englischen Kriegsschiffe zu. Mit diesen Bürgschaften versehen, stachen die Leute in See und begannen die

Fischerei an einem Theile der Küste, welcher nach der Versicherung des Agenten der Compagnie gehören sollte, aber damals auch von Frankreich in Anspruch genommen wurde. Sie waren noch nicht lange hier, als ein französisches Kriegsschiff auf sie lossteuerte, zwei von den Booten, die späterhin in Bona verurtheilt wurden, gefangen nahm und die übrigen verjagte. Die Fischer wanden sich an den Agenten der Compagnie und verlangten, dem Vertrage gemäfs, Schadenersatz; aber er antwortete ganz kaltblütig, sie möchten sich an den Bey oder an die französische Regierung halten, von ihm bekämen sie keinen Piaster. Der englische Consul mufste sich ins Mittel schlagen, und als Hr. T. . . . sich immer noch weigerte, die armen Fischer, welche Zeit und Eigenthum verloren hatten, zu entschädigen, wurde ihm, so lange diefs nicht geschehen würde, verboten, das Land zu verlassen. Indessen liefs sich späterhin der Bey bereitwillig finden, die Entschädigung, obschon er nicht dazu verbunden war, auf sich zu nehmen, indem er zugleich der Compagnie nicht nur den Kaufschilling von 50,000 Piaster, sondern auch das Geld, welches er für die *Teskerehs* empfangen hatte, zurückzahlte. Mit diesen Summen ging Hr. T. . . . wieder nach England und die Korallenfischerei wurde aufgegeben.

Der streitige Küstenstrich war derjenige, welcher sich vom *Wadi Zaine* bis zum *Wad el Erk* nach Westen, erstreckt. Er ist etwa 12

engl. Meilen lang und reicher an Korallen, als jeder andere Theil der tunesischen Küste. Der Bey von *Tunis* spricht die Küste bis zum Wad el Erk als Eigenthum an und beweist sein Recht durch die bekannte Thatsache, dafs er bis aufwärts zum rechten Ufer desselben stets Tribut erhoben hat. Auf was für Gründe sich die Ansprüche der Franzosen an Wadi Zaine stützten, konnte Sir Temple nicht genau erfahren. Sie geben sich indessen alle mögliche Mühe, sie zu behaupten und haben auch Alles, was in ihren Kräften stand, gethan, die Insel *Tabarca* zu erhalten, wie man aus dem Vertrage sehen kann, zu welchem im Juli 1830, nach der Einnahme von *Algier*, das damalige Polignacsche Ministerium den Bey von *Tunis* zu zwingen suchte. Im fünften Artikel dieses Traktats, dessen Annahme übrigens der Bey standhaft verweigerte, wurde festgesetzt, „dafs der Bey von Tunis der französischen Regierung das ausschliefsliche Recht der Korallenfischerei, von den Gränzen der französischen Besitzungen (Algier) bis zum *Cap Negro* zurückstelle, und zwar auf demselben Fufse, wie sie dieses vor dem Kriege von 1799 besessen habe. Frankreich sollte durchaus nichts für den Genufs dieses Rechts bezahlen. Auch sollen ihm seine frühern Besitzungen, Gebäude und Vorrichtungen auf der Insel *Tabarca* zurückerstattet werden.“ Ferner wurde durch den dritten Abschnitt des ersten Artikels des im nämlichen Jahre zwischen dem General *Clauzel* von Seiten Frankreichs und *Sidi Mustafa*, dem

Digitized by Google

Bruder des Bey, abgeschlossnen Vertrags bestimmt, dafs „den französischen und andern Korallenfischerei-Fahrzeugen von der tunesischen Regierung ein kostenfreier Zufluchtsort auf der Insel Tabarca eingeräumt werden solle.“ Auch dieser Artikel wurde vom Bey entschieden zurückgewiesen und die brittische Regierung protestirte ebenfalls gegen diese zwei Punkte, so wie gegen den vierten Abschnitt des ersten Artikels des letzterwähnten Traktats, vermöge dessen die französischen Schiffe in den Häfen des Beyliks *Constantine* nur die Hälfte der Abgaben entrichten sollten, welche die Fahrzeuge anderer Nationen zu bezahlen haben. Durch den letztern Traktat bewilligte auch Frankreich, um die tunesische Regierung zu gewinnen, dafs Sidi Mustafa, des Beys Bruder, zum Bey von Constantine ernannt werden sollte, und in einem spätern Vertrage vom 6 Febr. 1831 wurde *Ahmed*, der Sohn Mustafa's, zum Bey der Provinz *Oran* ernannt, unter der Bedingung, dafs er jährlich eine Million Franken an die französische Regierung zahle.

Tabarca, (eine schon von den Alten unter dem Namen *Tabraca* oft erwähnte Insel) wurde im XVI. Jahrhunderte der genuesischen Familie *Lomellini* eingeräumt und zwar anstatt des Lösegeldes für einige tunesische Befehlshaber, die in die Gefangenschaft der Genueser gerathen waren. Im J. 1740 nahm sie einer von den Beys zurück und die Einwohner flüchteten sich nach der Insel *San Pietro*, abwärts von der Küste Sardiniens,

Digitized by

von wo sie, etwa 1000 Köpfe stark, von *Hammuda Pascha* wieder weggeführt und nach Tunis gebracht wurden. Man unterscheidet sie hier noch durch den Namen *Tabarkiner*, und viele sind zum Islam übergetreten. Tabarca ist seitdem beständig im Besitz der Beys von Tunis geblieben, zu welchem Staate ehemals auch ein grofser Theil der Regentschaft *Algier* gehörte, nämlich die Provinz und Stadt *Budschiah* und *Constantine*. Der Statthalter war gewöhnlich der älteste Sohn des Bey.

Die besten Plätze zur *Korallenfischerei* an den tunesischen Küsten sind: 5 bis 6 (engl.) Meilen von *Cap Bon*, in einer Tiefe von 40 bis 90 Faden; 7 bis 8 Meilen von den *Dschalta-Inseln*, 60 bis 80 Faden; 1 Meile von den Klippen *Fratelli*, 55 Faden; 4 bis 6 M. seewärts vom *Ras el Abiadh*, 55 Faden; 6 bis 7 M. seewärts vom *Cap Negro*, 60 Faden; 10 bis 12 M. seewärts von Tabarca, 75 Faden.

Südöstlich von Tunis liegt ein grofser Begräbnifsplatz, dessen Grabmähler aber meistens nur Ruinen darbieten. Sie halten keine Vergleichung mit den schönen Monumenten aus, die man in Stambul, Skutari und andern Städten der Türkei antrifft. Nirgends verschönert ein Baum, am allerwenigsten eine Cypresse, die Grabstätten der Mauren. Dieser Todtenacker wird von einer Hügelkette begränzt, auf deren höchstem Punkte, nächst dem See, das Mausoleum des *Sidi Ali ben el Hassan* errichtet ist. Zur Rechten und vom

Fort durch ein schmales Thal getrennt, durch welches sich die Strafse nach *Zaghwan* schlängelt, liegen die Gräber der *Lillah Aysche Manubiah*, und der *Lalelah* oder *Leid el Leilah;* zweier weiblichen Heiligen aus fürstlichem Stamme. Man geniefst von diesen Hügeln zahlreiche schöne Aussichten.

Während des *Schaban*, oder desjenigen Monats, welcher dem *Ramadhan* vorausgeht, kann man jeden Tag vor dem Thore *el Baheri* die Kampfspiele beobachten, welche hier von den *Gurschedschis* ausgeführt werden. Diese Gurschedschis sind eine Abtheilung Türken von starken Leibeskräften, welche der Bey eigens besoldet, damit sie ihm während der eintönigen mohammedanischen Fastenzeit die lange Weile vertreiben. Schon einen Monat vorher fangen diese Leute an sich einzuüben. Ein Paar Beinkleider von sehr dickem Leder ausgenommen, gehen sie ganz nackt und salben sich am ganzen Leibe stark mit Oel. Der Verf. sagt, dafs er nirgends so kräftige und gewandte Fechter gesehen, als diese Türken, und dafs sie ihn lebhaft an die schöne Gladiatoren-Gruppe des Gerichtshofes in Florenz erinnert hätten. Diese Kampfspiele geschehen unter der Aufsicht und Leitung eines eignen Kampfrichters (*Basch-Pehlewan*) und wer zuletzt Sieger bleibt, erhält vom Bey eine Belohnung von 2000 Piastern. Es geschieht aber auch zuweilen, dafs einer von den Kämpfern das Leben bei diesen Spielen verliert.

Digitized by

Ein anderes, nicht minder unterhaltendes Schauspiel ist die Festlichkeit, welche bei Gelegenheit einer arabischen Hochzeit Statt findet und in Reiterspielen besteht. Es wird dazu ein geräumiger ebener Platz, entweder unter den Mauern der Stadt oder beim Bardo ausgewählt. Das Turnierfeld ist länglich und ringsum mit Reihen zahlreicher Zuschauer eingefafst, welche mit untergeschlagnen Beinen auf dem Boden sitzen. Die besten Reiter des Stammes und die schönsten und kräftigsten Pferde werden zu diesen Spielen bestimmt. Die Reiter sind so kostbar gekleidet, als es ihre Vermögensumstände nur immer gestatten, die Pferde aber sind mit grofsen seidnen Schabraken bedeckt, welche bis auf die Erde hinab reichen. Den Anfang des Spieles machen einige Araber, welche ihre Rosse nach dem Schalle der Trompeten und Trommeln tanzen lassen, während andere zu Fufs hin und her rennen und ihre Musketen abfeuern. Andere Reiter galoppiren längs der Reihen der Zuschauer, und so nahe als nur möglich an denselben auf und ab, ohne indessen jemanden zu treten oder zu beschädigen. Zuweilen hält der Reiter sein Pferd mitten im schnellsten Laufe plötzlich an, läfst es sich bäumen und auf den Hinterfüfsen herumdrehen, worauf er in der entgegengesetzten Richtung zurückgaloppirt. Man kann dieses verwegne Spiel nicht ohne Aufregung betrachten, denn jeden Augenblick glaubt man, irgend eine erwachsene Person oder ein Kind unter den Hufen der Rosse zer-

Digitized by Google

schmettert zu sehen. Indessen geschieht durchaus kein Unglück, und Männer, Frauen und Kinder bleiben in gröfster Ruhe auf ihren Plätzen, applaudiren und bejauchzen die Geschicklichkeit der Reiter und die Weiber insbesondere erfüllen die Luft mit dem gewöhnlichen, mit Worten gar nicht auszudrückenden Geschrei *Lulululu*, welche vier Sylben äufserst schnell wiederholt werden. Das einzige Unangenehme, was den Zuschauern widerfährt, sind dichte Wolken von Sand und Staub, mit denen sie von den vorbeischiefsenden Pferden überschüttet werden. Unterdessen durcheilen drei oder vier andere Reiter die Arena, erheben ihr Kriegsgeschrei (*Tekbir*), schwingen die langen mit Silber verzierten arabischen Flinten über ihren Häuptern und feuern sie, wenn sie an den äufsersten Rand gekommen sind, auf die Zuschauer ab. Auch Schwertkämpfe zwischen Reitern und Fufsgängern finden Statt, und beide Theile, so wie die Pferde, entwickeln dabei eine bewundernswerthe Geschicklichkeit. Noch andere Reiter biegen sich im schnellsten Galopp vom Pferde herab, um einen Piaster oder einen andern kleinen Gegenstand, der von den Zuschauern hingeworfen wird, vom Boden aufzuheben. Den Jubel dieses Turnier-Festes erhöhen die zahlreich aufgepflanzten seidnen, mit den schönsten Farben prangenden Fahnen (*Sandschaks*), die rauschende Musik und das von allen Seiten ertönende Beifallrufen der Zuschauer. Der Verf. bemerkt, dafs zwar weder europäische Reiter noch Pferde sich,

Digitized by

sobald es auf den Kampf Einzelner, Mann gegen Mann, ankommt, an Geschicklichkeit und Feuer mit diesen wilden Söhnen der Wüste werden messen können; dagegen ist er überzeugt, dafs bei einem Angriffe in Massen, jede Schwadron englischer Husaren einen zehn Mal stärkern Haufen von Beduinen überwinden werde, da diese Afrikaner nicht den mindesten Begriff von einem geschlossenen regelmäfsigen Angriff haben.

Die *Bevölkerung* der Regentschaft Tunis ist zu $2\frac{1}{2}$ Millionen Seelen angegeben worden, nämlich 7000 Türken, 2,386,000 Mauren und Araber, 7000 Christen, 112,000 Renegaten, 100,000 Juden. Sir Temple zweifelt indessen, dafs sie sich gegenwärtig so hoch belaufe, und schliefst aus den grofsen verödeten Landstrecken im Innern, dafs die Volksmenge höchstens 2 Mill. betragen dürfte. Vor nicht mehr als einem halben Jahrhunderte war sie indessen noch 5 Mill. stark; aber die furchtbare Pest, welche späterhin mehrmals, namentlich in den Jahren 1818, 1819 und 1820 das Land verheerte, so wie verschiedene Perioden des Mangels, besonders die grofse Hungersnoth im J. 1805, haben jene Zahl auf weniger als die Hälfte herabgesetzt. Aus der grofsen Menge ehemaliger Städte, deren Ruinen jetzt über das ganze Land zerstreut, von weiten Einöden umgeben und nur von Löwen, Schakals und Hyänen bewohnt sind; aus der bekannten Fruchtbarkeit des Bodens, die Alles übertrifft, was sich von den Kräften der Natur unter diesem Himmels-

Digitized by Google

strich erwarten läfst; aus den ungeheuern Armeen, welche die frühern Besitzer des Landes unterhielten; aus den starken und zahlreichen Colonien endlich, welche von hier nach andern eroberten Punkten der Küste geschickt wurden, um den Umfang und die Macht des Mutterlandes zu vermehren: aus allen diesen Umständen glaubt unser Verf. folgern zu dürfen, dafs dieses schöne Land in den frühesten Zeiten seines Wohlstandes eine Bevölkerung von 12 Mill. Einwohnern zu ernähren vermocht habe; eine Zahl, die bei einer guten Staatsverwaltung, durch Gewerbfleifs und Unternehmungsgeist begünstigt, in einer vielleicht kurzen Zeit wieder zum Vorschein kommen könnte. Gegenwärtig ist der Ackerbau fast ganz vernachlässigt und aufgegeben, da Niemand ein gröfseres Stück Boden bearbeitet, als zur Befriedigung seines eignen unmittelbaren Bedarfs und zur Bezahlung der Abgaben nöthig ist. Zu den Zeiten der Römer war dieses reiche Land die Kornkammer des Reichs und zahlreiche Quantitäten Getreides wurden ausgeführt. Selbst in verhältnifsmäfsig neuern Zeiten fand noch Getreideausfuhr aus den hiesigen Häfen Statt. Heut zu Tage dagegen ist es so weit gekommen, dafs Getreide nach dem Gebiet von Tunis eingeführt werden mufs! Die Art und Weise, wie die Abgaben erhoben werden, erklärt das Räthsel. Der Einsammler geht auf das Feld, während die Saat noch grün ist, und schätzt sie nach seiner Laune oder Gewinnsucht ab, also auf keinen Fall unter

dem wirklichen Werthe. Von dieser Schätzung der künftigen Aerndte mufs nun der Eigenthümer den zehnten Theil entrichten, obschon er, wenn es zum Schnitt kommt, findet, dafs der wirkliche Werth kaum ein Viertel des abgeschätzten beträgt. Das Nämliche geschieht mit den Oelbäumen, welche das Haupterzeugnifs des Landbaues liefern. Die Oliven dürfen überdiefs nicht eher abgenommen werden, als bis die obrigkeitliche Erlaubnifs dazu gegeben worden ist, so dafs nicht selten die reifen Früchte abfallen und verderben. Hat der Eigenthümer sie endlich eingesammelt, so ist er verpflichtet, sie auf die vom Bey selbst errichteten Pressen zu schicken, und für das Auspressen eine ansehnliche Abgabe zu entrichten. Alle nach Tunis eingeführten Lebensbedürfnisse zahlen ein Viertel des Werthes als Abgabe, bevor sie auf den Markt gebracht werden.

Die Hauptausfuhr von Tunis besteht in Oel, lebendigem Vieh, Häuten, Wolle, Wachs, Honig, Krapp, rothen Kappen, Dscherbeh Shawls etc. Sennesblättern, Seife, Badschwämmen, Baumwolle, Straufsenfedern, Orseille, Barilla (spanischer Soda) und Korallen; aber die meisten von diesen Artikeln in so geringer Quantität, dafs sie kaum des Anführens werth sind; andere kommen schon seit langer Zeit gar nicht mehr im Handel vor.

Auch die Pferdezucht ist, in Folge derselben despotischen Verwaltung, aufserordentlich in Verfall gerathen. Wer kann sich wohl diesem Zwei-

Digitized by Google

ge der Landwirthschaft mit Liebe und Aufmerksamkeit widmen, wenn er weifs, dafs, sobald er ein besonders schönes Thier gezogen hat, sogleich die Agenten des Bey sich einfinden und es für den Stall Sr. Hoheit in Empfang nehmen? Die Franzosen hatten einen Offizier nach Tunis geschickt, um Pferde für ihre Cavallerie einzukaufen; aber nach einem Aufenthalte von sechs Monaten konnte er im ganzen Lande nur 300 Stück zusammenbringen, und während dieser Zeit war ihm kaum ein einziges besonders ausgezeichnetes Thier vorgekommen. — Das Hornvieh ist klein, aber gut und geht in beträchtlicher Menge nach Malta. Die Schafe sind zum Theil sehr schön: es ist bekannt, dafs die spanischen Merinos ursprünglich aus der Berberei nach der Halbinsel eingeführt worden sind. — Ueberall im Lande giebt es eine Fülle von Wildpret, als Rebhühner, *Rhaads* (oder *karthagische Hühner*), Hasen, Gazellen, Wildschweine, und *Buke el Wasch* oder Rothhirsche. Aber auch an reifsenden Thieren, namentlich Löwen, Leoparden, Panthern, Hyänen, Wölfen und Füchsen, ist kein Mangel.

Die tunesischen *Mauren* sind im Allgemeinen ein ruhiges und wohlgesittetes Volk; viele arabische Stämme dagegen werden als wild, gesetzlos und grausam beschrieben. Im Ganzen kann man die Bevölkerung des tunesischen Staates als die civilisirteste der ganzen Berberei betrachten.

Die *Landmacht* der Regentschaft war im J. 1832 auf folgende Weise zusammengesetzt: *Nizam*

Digitized by Google

Dschedid, oder reguläre Infanterie, 2 Regimenter, jedes zu 2 Bataillonen = 2000 Mann; reguläre Artillerie und Genie, = 320 M.; türkische Truppen, Infanterie = 3000 M., Zouaven, Inf. = 2000 M.; Sbahis oder besoldete Cavallerie, 4 Regimenter = 2000 M., Mameluken oder Leibwachen = 300 M.; Contingente der verschiednen arabischen Stämme, hauptsächlich Cavallerie = 40,000 M.; zusammen 49,620 Mann. Die Leute, aus welchen der *Nizam Dschedid* besteht, werden meistens in dem Gebiete *Aard* ausgehoben, über welches der Saheb el taba Kaid ist und welches den ganzen Küstenstrich südlich von *Sahul* umfafst. Die damaligen Truppen waren am Anfange des J. 1831 ausgehoben und von dem französischen Genie-Obersten *Guy* organisirt worden. Ihr jetziger Commandant (1833) ist *Selim Aga*, ein kenntnifsreicher junger Mann. Die Uniformirung ist genau so wie die türkische seit der Einführung des europäischen Systems. Auch die Bewaffnung und alles Uebrige kommt damit überein. Sie waren ursprünglich in der Stadt Tunis einquartiert, wo sie sich aber so zuchtlos betrugen, dafs man sie nach *Muhammedeah*, etwa 6 engl. Meilen von Tunis, verlegen mufste. Indessen kommen sie, so oft sie einigen Urlaub erhalten, von Zeit zu Zeit nach der Hauptstadt und begehen hier die gröbsten Ausschweifungen. Der Verf. erzählt drei Fälle dieser Art, die sich während seiner Anwesenheit an einem einzigen Vormittag zutrugen. Ein Soldat des Nizam Dschedid bemächtigte sich

Digitized by Google

der Lebensmittel, welche vom Markte für die Küche des brittischen Consulat-Agenten Sir Thomas Reade nach Hause geschafft wurden. Ein anderer beraubte einen Juden auf offener Strafse seines Mantels und zerschlug ihm, als er sich widersetzen wollte, mit einem grofsen Steine den Kopf. Ein dritter, welcher einen maurischen Handelsmann mit 25 Piastern, die er gelöst hatte, vom Markte zurückgehen sah, verlangte ohne Umstände, dafs er ihm das Geld geben sollte. Da dieser sich weigerte, so versetzte er ihm mit einem Messer eine tödtliche Wunde in den Hals, entrifs ihm das Geld gewaltsam und ging, ohne dafs sich jemand von den Umstehenden des Sterbenden angenommen hätte, ruhig davon. Die beiden ersten Soldaten erhielten jedoch die Bastonade und der letztere wurde enthauptet.

Zeitig im Frühling 1833 wurden die meisten Truppen des Nizam Dschedid nach verschiednen Theilen der Küste befehligt, um sie gegen die damals erwarteten Angriffe der Sardinier zu vertheidigen. Ein Bataillon wurde in die *Goletta* gelegt, wo sie sich, freilich unter der unmittelbaren Aufsicht des Saheb el taba und Selims, recht gut betrugen. Sie exercieren ziemlich gut, ihre Aufstellung aber ist ganz abscheulich.

Unter der Leitung eines Franzosen, Namens *Laurent*, ist auch eine Musik-Bande nach europäischer Art errichtet worden, welche aus jungen Mauren und Arabern besteht und nach der Versicherung des Verfassers recht gut eingeübt ist,

Digitized

obgleich Lehrer und Schüler keiner des andern Sprache versteht.

Die *türkischen* Truppen bilden die Besatzung in den hauptsächlichsten Forts, als *El Khaf*, *Ghafsa* etc. Es sind indefs nur wenige in der Türkei selbst geborne darunter, sondern sie stammen von den frühern türkischen Truppen, die zu der Zeit, als die Barbaresken-Staaten noch unmittelbar unter der Pforte standen, herübergeschickt wurden und sich mit maurischen Weibern verheiratheten. Man nennt die davon abstammende Mischlingsrasse *Kul-Oghlus*. Zuweilen kommen einige Rekruten aus Klein-Asien.

Die *Zouaven* sind Eingeborne der innern Theile der Regentschaft Algier, und können die afrikanischen *Schweizer* genannt werden, denn sie dienen jeder Macht, die sie bezahlt. Auch unter den französischen Truppen in Algier sind viele Zouaven.

Die *Sbahis* bilden die reguläre Cavallerie des Staates Tunis und bestehen aus Mauren und Arabern. Unter dem Bernu und Sefsar tragen sie ihre gestickte maurische Kleidung und haben Stiefeln von Maroquin, bis an die Kniee reichend und mit Spornen oder vielmehr eisernen Stacheln bewaffnet, die an 5 Zoll lang sind. Sie werden sämmtlich besoldet.

Die *arabischen* Contingente werden von verschiedenen Stämmen der *Beduinen* gestellt, welche dafür von manchen Steuern und Abgaben befreit sind. Sie tragen blofs ihre Bernus und Sef-

Digitized by Google

sars und ihre Waffe ist die lange arabische Flinte. Diese Araber sind dieselbe wilde Reiterei, wegen deren Numidien einst so berühmt war. Doch heifsen sie jetzt nicht mehr „*infraeni*“ (ungezäumte oder ungesattelte), sondern sie haben, wie die Mauren, von den Türken das scharfe Gebifs und den hohen Sattel mit schaufelförmigen Steigbügeln, die zugleich als Spornen dienen können, angenommen.

Die *Mamluken* sind sämmtlich Renegaten, namentlich Neapolitaner, Sicilier und Sardinier; nur ein einziger Engländer war 1832 darunter. Sie werden aber nicht eher in die Corps eingereiht, als bis sie mit Pferden und Waffen gut umzugehen wissen. Alle Strafsen und Wege im ganzen Lande sind ihnen aufs genaueste bekannt. Ihre ehemalige prächtige Uniformirung ist jetzt mit der unkleidsamen des Nizam Dschedid vertauscht worden. Unter die Mamluken kann man auch die *Hampas* oder Gendarmen zählen, welche meistens aus Türken bestehen. Sie sind gewöhnlich im Bardo einquartiert und haben viele Gewalt. Ihre Uniform ist schwarz mit orangegelben Aufschlägen.

Tunis hat 5 grofse und schöne *Kasernen*, von Hammuda Pascha erbaut. Der gegenwärtige Bey liefs 1832 ein schönes neues Gebäude dieser Art errichten, welches an 5000 Mann aufnehmen kann.

Der Sold der Truppen besteht in einem *Karub* täglich.*) Nach jeden drei Jahren erhalten sie

*) 18 Karubs sind 1 engl. Schilling oder 30 Kreuzer Conv. Mze.; 1 Karub hat 3 Asper. *D. H.*

eine Zulage von 1 Asper, so dafs sie, wenn sie 18 Jahre gedient haben, monatlich etwa 2 Fl. 40 Xr. Conv. Mze. empfangen. Aufserdem bekommen sie auch Gerste, Brod und Oliven; ehemals (und auch jetzt noch *zuweilen*) wurde regelmäfsig alle Wochen zwei Mal unter je 14 Mann ein Schaf, nebst etwas Kaffeh und Tabak, ausgetheilt.*) Sowohl die Mamluken als die Hampas haben häufig Gelegenheit, grofse Summen Geldes zu erpressen; denn wenn sie in das Innere des Landes geschickt werden, jemanden zu verhaften und nach dem Bardo zu bringen, so lassen sie sich

*) Der Sold der Mamluken ist täglich 22 Asper, nebst Rationen und Tuch zu den Uniformen, die sie auf eigne Kosten machen lassen. Im Felde haben sie eine besondere Zulage. Wenn Soldaten zu irgend einem Zweck in das Innere geschickt werden, so begeben sie sich etwa um 2 Uhr Nachmittags in das nächste Dorf (oder *Douwar*) und verlangen Einquartierung. Die Einwohner schenken ihnen etwas Geld, damit sie weiter bis nach dem nächsten Orte gehen. Die Soldaten nehmen das Geld und lassen sich hier auf gleiche Weise fortschicken, so dafs, wenn der Marsch durch eine gut bevölkerte Landschaft geht, dieser Kunstgriff drei bis vier Mal an jedem Nachmittag wiederholt werden kann. Diefs erinnert an das „Zähnegeld" bei den Türken, wo die Leute, bei denen Truppen einquartiert werden, diesen einen gewissen Betrag für die Abnützung ihrer und ihrer Pferde Zähne beim Verzehren der Nahrungsmittel, auf die Hand zahlen müssen.

Anm. d. Verf.

die gute Behandlung des Gefangnen sehr theuer bezahlen. Ein Mamluk erzählte dem Verf., dafs er einst 1000 Piaster auf diese Weise von einem wohlhabenden Gefangnen erhalten habe. Dafür bekam derselbe aber auch ein Pferd zum Reiten, während andere, die nichts geben können oder wollen, zu Fufs gehen, unter freiem Himmel schlafen und mit der schlechtesten Nahrung zufrieden seyn müssen.

Die oben verzeichneten 50,000 Mann sind indefs kein stehendes Heer. Zuvörderst müssen die 40,000 Beduinen abgerechnet werden, welche nur in Kriegszeiten ins Feld rücken und aufserdem blofs zuweilen aufgeboten werden, um mit den übrigen Truppen ein Lager zu bilden. Auch von den Letztern sind nicht alle stets unter den Waffen, und die ganze stehende Armee wird daher nicht über 6000 Mann betragen.

Die ehemals so mächtige und gefürchtete *Seemacht* von Tunis ist nur noch ein Schattenbild von dem, was sie in frühern Zeiten war, und es ist nicht zu erwarten, dafs sie sich jemals wieder emporschwingen werde. Bei den schrecklichen Stürmen, die am Anfang des August 1831 drei Tage lang anhaltend wütheten, wurden bei *Hammam 'l Enf* 3 Fregatten, 3 Corvetten, eine Schebeke, eine Brick und ein Schooner an die Küste geworfen und gänzlich zerstört. Zugleich kamen an 2000 Menschen dabei ums Leben. Aufserdem litten zwei Corvetten beträchtlichen Schaden. Bei *Navarin* hatte der Bey von Tunis 3 Fregatten,

Digitized by Google

2 Bricks, und 1 Schooner. Der englische Admiral Codrington that dem Tunesischen Befehlshaber zu wissen, dafs wenn er neutral bleiben wolle, kein Schufs von der vereinigten Flotte auf ihn abgefeuert werden solle. Dessenungeachtet liefs sich dieser, aus ganz unerklärbaren Gründen, nicht abhalten, ins Feuer zu gehen und alle seine Schiffe gingen zu Grunde. Im Jahr 1829, während des Kriegs zwischen Rufsland und der Pforte, konnte der Bey nur 1 Corvette, 3 Bricks und 1 Schooner dem Sultan zu Hilfe schicken. Am 1. Jäner 1833 bestand die tunesische Seemacht aus 1 Fregatte von 46 Kanonen, 1 Corvette von 22 K., 3 Bricks von 18, 14 und 12 K., 3 Schooners von 14, 12 und 10 K., und 30 Kanonen-Booten. Davon wurden 2 Bricks als Kauffahrteischiffe verwendet und von den Kanonenbooten waren nur 12 dienstfähig. Im Frühling 1833 sollten 2 neue Fregatten und mehre Kanonenboote gebaut werden. Die Docke und Werfte hat *Hammuda Pascha* errichten lassen. Beide stehen unter der Leitung eines italiänischen Schiffbaumeisters.

Die *Sklaverei* wurde theilweise 1830 sowohl in Tunis als in Tripolis ganz abgeschafft, d. h. es dürfen von dieser Zeit an keine *christlichen Gefangnen* mehr als Sklaven verkauft werden. Der Zustand der *Negersklaven* ist, den grofsen Verlust der Freiheit abgerechnet, keineswegs elend; sie werden gut behandelt und manche erhalten sogar von ihren Herren eine gute Erziehung, und sehr viele werden nach Verlauf von sieben Jahren

ohne Lösegeld frei gelassen. Diese Negersklaven kommen entweder auf dem Wege über *Tripolis*, oder auch unmittelbar von *Ghadamz* auf den hiesigen Markt. Der Handel damit ist gröfstentheils in den Händen der Tripolitaner, denn tunesische Kaufleute schicken selten Karawanen ins Innere von Afrika. Dagegen kommen zwei Mal im Jahre Neger nach *Tozer*, um hier die Erzeugnisse ihres Landes feilzubieten.

Das Schiefspulver für die Land- und Seemacht wird in der Kazbah von Tunis unter der Leitung eines Franzosen verfertigt, welcher vom Bey das Monopol dazu erhalten hat. Zum Schutze dieses Monopols ist die Einfuhr fremden Schiefspulvers streng verboten. Salpeter wird in grofser Menge in verschiednen Theilen des Dscherid gefunden. Die meisten Beduinen im Innern des Landes bereiten sich ihr Schiefspulver, so gut es gehen will, selbst; die wenigsten aber verstehen es zu körnen, und gebrauchen es blofs in mehlichter Gestalt; dessen ungeachtet ist es nicht schlechter, als das tunesische. Eine kleine Quantität englisches Pulver ist das angenehmste Geschenk, welches man selbst dem vornehmsten Tunesen machen kann. *)

*) Nachrichten aus Marseille zufolge ist der Bey von Tunis am 20. Mai 1835 gestorben und sein Bruder *Mustafa* ihm in der Regierung gefolgt.

D. H.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

A 406687

UNIVERSITY OF MICHIGAN

3 9015 08218 6831